School of Theology at Claremont
1001 1368713

G. JUNGE.

Der Wandel vor Gott.

Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

Der Wandel vor Gott.

BV
4254
G3
F8
1890

Der

Wandel vor Gott.

Dargelegt

nach den Fußtapfen des Patriarchen Joseph

von

Otto Funcke.

Sechste Auflage.

Cincinnati,
Cranston & Stowe.

Bremen,
C. Ed. Müller's Verlagsbuchhandlung.

Alle Rechte vorbehalten.

Seinem Herzensfreunde

Emil Frommel,

Dr. theol., Militär-Oberpfarrer und Hofprediger zu Berlin,

widmet dieses schlichte Büchlein

in alter Liebe und Treue

der Verfasser.

229241

Inhalt.

Seite

Eine geistliche Rede über weltliche Texte, als Einleitung . . . . . 1 — 19
1. Arzt oder Pastor — was brauchen wir? 1 — 14
2. „Die schönste aller Geschichten" . . 14 — 19

I. Unter den Zelten des Patriarchen Jacob . . . . . 20 — 32
1. Ein geknickter Pilger . . . . . 20 — 24
2. Familienleben einst und jetzt . . . 25 — 32

II. Verschiedenartige Söhne desselben Vaters . . . . . 33 — 46
1. Der Vater und sein Liebling . . . 33 — 41
2. Die entarteten Söhne . . . . . 41 — 46

III. Fromm und verkannt . . . . . 47 — 65
1. Warum bin ich wie ich bin? . . . 47 — 52
2. Inneres und äußeres Leben . . . 52 — 56
3. Zwischen den Zeilen . . . . . 56 — 58
4. Joseph's Träume . . . . . 58 — 62
5. Schädliche Fliegen in der Salbe . . 62 — 65

IV. Die Hölle thut sich auf . . . . . 66 — 78
1. Der Giftbaum Neid . . . . . 66 — 72
2. Die Früchte des Giftbaumes . . . 72 — 78

V. Die Ohnmacht der Gutmüthigen . . 79 — 86

Seite

VI. Der unblutige Vatermord . . . . . 87— 98
1. Auf der schiefen Ebene . . . . . 87— 89
2. Sünde bekennen oder verbergen —? 89— 93
3. Die Alles verfinsternde Macht der Sünde . . . . . 93— 98

VII. Wo ist nun dein Gott? . . . . . 99—119
1. Verlassen, verlassen! . . . . . 99—105
2. Ich lasse Dich nicht! . . . . . 105—112
3. Rettungsseile . . . . . 112—119

VIII. Auf dem Sklavenmarkte . . . . . 120—128
1. Zum Verkauf . . . . . 120—125
2. Ich bin in meines Gottes Hand . 125—128

IX. Ein Mann, der seinen Platz ausfüllt. 129—148
1. Was aller Welt einleuchtet . . . 129—132
2. „Wenn du fastest, so salbe dein Angesicht!“ . . . . . 132—137
3. Die Arbeit in Potiphar's Hause . . 137—141
4. Frei und treu . . . . . 141—148

X. Im Sturm der Leidenschaften . . . 149—170
1. Soll man dieses Capitel überschlagen? 149—152
2. Die Gefahren der Schönheit . . . 152—156
3. Die Versuchung . . . . . 156—160
4. Kampf und Sieg . . . . . 160—165
5. Von einer großen Mördergrube . . 166—170

XI. Kerkermauern als Lohn der Tugend. 171—180
1. „So geht's in der Welt her“ . . . 171—173
2. „Im finstern Thal bin ich bei dir“ 173—177
3. Arbeit und Freude . . . . . 178—180

XII. Gott oder Zufall? . . . . . 181—194
1. Hochwichtiger Besuch . . . . . 181—182
2. Zweierlei Weltanschauung . . . . 182—188
3. Entweder — oder? . . . . . 188—194

XIII. Ein Gefangener als Seelsorger . . 195—206
1. „Warum seid ihr heute so traurig?“ 195—203
2. „Gedenke meiner, wenn es dir wohl geht“ . . . . . 203—206

Seite

XIV. „Heute gedenke ich an meine Sünde". 207—216
1. Die leeren Blätter im Lebensbuch . 207—210
2. Vom Vergessen und Gedenken . . 210—216

XV. Die große Wendung . . . . . 217—235
1. Aus dem Kerker auf den Thron. . 217—225
2. „O welch' eine Tiefe des Reichthums!" 225—229
3. Ungelöste Räthsel . . . . . 229—235

XVI. Die Todten werden lebendig. . . . 236—256
1. Die Hungersnoth als göttlicher Herold. 236—239
2. „Er wird sitzen und schmelzen" . . 240—246
3. Wie werde ich Gottes gewiß? . . 246—250
4. Die Unsterblichkeit der Sünde. . . 251—256

XVII. Durch Nacht zum Licht . . . . . 257—279
1. „Hier eine Tiefe und da eine Tiefe". 257—260
2. Eine Welt von Geheimnissen. . . 261—268
3. Die Hüllen sinken . . . . . 268—270
4. Der Herr hat Alles wohlgemacht . 271—273
5. Nicht die Buße, sondern die Gnade rettet . . . . . 273—279

XVIII. Wie die Träumenden . . . . . 280—291
1. Dennoch erhört! . . . . . 280—285
2. Heraus muß es doch . . . . . 285—287
3. „Ich will hinab und ihn sehen". . 288—291

XIX. Heilige Thränen . . . . . 292—301
1. „Nun will ich gerne sterben". . . 292—295
2. Und Joseph weinte lange Zeit . . 295—301

XX. Zwei Audienzen am ägyptischen Königshofe . . . . . 302—314
1. Pharao ist den Brüdern gnädig. . 302—308
2. „Und Jacob segnete den Pharao" . 309—314

XXI. Josephs Besuche bei seinem alten Vater . . . . . 315—323
1. Ein hinkender Bote . . . . . 315—317
2. Der Sohn am Sterbebette des Vaters . . . . . 318—323

Seite

XXII. Ein großartiges Begräbnis . . . . 324—330
1. Blumen auf den Weg! . . . . . 324—327
2. Ein Leichenzug durch zwei Welttheile 328—330

XXIII. Ich glaube an die Vergebung der Sünden . . . . . 331—341
1. Wie schwer das ist . . . . . 331—335
2. Wie Vergebung möglich ist? . . . 335—341

XXIV. Heimweh und Heimfahrt . . . . . 342—351
1. Die letzte Bitte des sterbenden Joseph 342—346
2. Gott ist ein Gott der Lebendigen . 347—351

Eine geistliche Rede über weltliche Texte.

(Statt Einleitung und Vorwort.)

1) Arzt oder Pastor — was brauchen wir?

Es war an einem wonnesamen Sonntagmorgen im Herbste des Jahres 1889. Ich saß, nicht fern von Saßnitz, am Strande des Meeres unter einer der herrlichen Buchen, die hier bis in die salzige Fluth hinein unbesorgt ihre Wurzeln strecken. Hinter mir stieg jäh und steil die weiße Wand der Kreidefelsen empor. Sie waren in seltsamer Weise zerrissen und leuchteten wie Silber; oben auf der Felsenwand aber thronte der prächtige Wald der Stubnitz. Vor mir wogte die stolze Fluth. Weiße Möven wiegten sich in der sonnigen Höhe und senkten sich dann nieder auf die spritzenden Wellen, um ihre Brust zu baden. Weiße Segel, große und kleine, zogen leise, schwanengleich über die blauen Wogen.

Keine Kirchenglocke tönte von nah und von fern; denn in Saßnitz findet erst am Nachmittag Gottesdienst statt, und zwar in der weltberühmten Waldkirche. Nur die Meereswogen tanzten und hüpften daher und sangen, indem sie an den glatten Granitblöcken zerschellten, ihre alten und ewig neuen Melodien, voll von Klag' und Leid, voll von Trotz und Muth.

Ich saß da in ein Buch vertieft. Aber nicht lange; dann lauschte ich, erst widerwillig, dann freiwillig, auf die Worte der Menschen, die an mir vorübergingen. Der eigentliche Strand in Saßnitz ist nämlich seiner Steine wegen fast unpassirbar. Der Strandweg aber ist so schmal, daß er in unliebsamer Weise an den schmalen Pfad erinnert, davon der Heiland Matth. 7 redet. So mußte ich wohl oder übel hören, was die redeten, die des Weges kamen. Und sie plauderten denn auch nach Art der Sommerfrischler unbesorgt genug. Ich klappte bald mein Buch zu und zeichnete unbemerkt auf, was die Vorübergehenden mir diktirten.

„Haben Sie schon neue Heringe gegessen — gebratene, meine ich —"? — „Nein." — „O, das dürfen Sie um Alles nicht versäumen; es wäre ein Verbrechen! Neue Heringe — wahre Himmelskost" — so sagte eine wohlbeleibte, sinnlich aussehende Frau zu einem noch wohlbeleibteren Herrn, und sie schnalzte dabei mit der Zunge. — Nun kamen zwei junge Männer: „Herr Leutnant, die Kaiserin ist göttlich, ich bete sie an; aber der Kaiser ..." „Kein Wort gegen meinen Kaiser!" entgegnete der Leutnant streng, „es war nie ein Mann wie dieser Mann!" — — Sie waren verschwunden. — Drei junge Mädchen tänzelten des Weges. Sie unterhielten sich kichernd über die Vorangehenden, aber leise. Ich hörte nur: „— — dieser entzückende Leutnant! — — Heute Abend sehen wir ihn in der Soirée." — Jetzt kamen zwei Diakonissen, bescheiden und anspruchslos. Die eine, ein bleiches, sanft dreinblickendes Mädchen, erzählte der Genossin, daß sie zu einem Typhuskranken abgerufen sei und heute noch reisen müsse. Diese legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte: „O, laß mich für dich — — — —" das Übrige verhallte im Winde. — „Und ich schwöre nicht höher wie auf

Wagner," sagte ein feingekleideter junger Mann zu seinem Begleiter, der vermuthlich ein Arzt war; er wurde nämlich ‚Herr Doktor' angeredet, — und dieser antwortete: „Wagner? — wer ist Wagner! der niederträchtigste Trommelfell-Kaputmacher, der jemals auf Erden gelebt hat, und anders nichts! Das sage ich, und damit basta!"

Doch ich will die Leser nicht damit ermüden, daß ich ihnen all das Geplauder über Toiletten, Segelpartieen, Mittagessen, Ernteberichte, Kartenspiele, Romane, Witterungsverhältnisse, verschiedene Biere u. s. w. erzähle. Sie können sich's ungefähr denken, wenn sie die Welt einigermaßen kennen. Denn es ist merkwürdig, wie haarsträubend ähnlich die Gespräche der allermeisten weltlich gesinnten Leute sind.

Aber jetzt auf diesen ernsten Herrn in weißem Anzug müßt ihr noch lauschen. Nur um seiner Worte willen erwähnte ich aller andern. Ich hörte ihn deutlich zu einer Dame, die so eine Art Schuldirektorin zu sein schien, sagen: „In allen großen Städten ist jetzt der Arzt an Stelle des Geistlichen getreten." Ob die Dame Zustimmung nickte oder nicht, sah ich nicht; denn jetzt notirte ich wörtlich und ich unterstrich sogleich diese Worte in meinem Skizzenbuche. Ich unterstreiche sie auch hier. Ich halte sie also nicht nur für wichtig, weil sie mich als Geistlichen persönlich sehr nahe angehen; sie enthalten ja offenbar meine Abdankungsurkunde. Nein, sie gehen auch Jeden, der dieses liest, sehr nahe an; und ich möchte die Leser alle hiermit bitten, sich wenigstens innerlich über diese Sache zu äußern, d. h. sich darüber klar zu werden. Um Niemand Unrecht zu thun, will ich bemerken, daß der betreffende Herr die Thatsache, von der er redete, vielleicht gar nicht als einen Fortschritt der Kultur begrüßte. Jedenfalls sah ich ihn Nachmittags unter den Zuhörern in der

Waldkirche als einen der Aufmerksamsten, und was noch mehr sagen will als das: ich sah ihn als Einen, der kräftig mitsang. Und wenn er etwa diese Zeilen lesen sollte, so grüße ich ihn herzlich und danke ihm, daß er an jenem Morgen so deutlich und kräftig gesprochen hat.

Also wir klagen den Sprecher nicht an. Wir fragen nur: Was ist mit diesem Worte gesagt? Und ferner: Ist das richtig, was damit gesagt ist? Ist es eine Thatsache, daß in den großen Städten der Arzt an die Stelle des Geistlichen getreten ist? — Ist es so *in den großen Städten*, dann ist es *überall* so, oder wird doch bald überall so sein. Die großen Städte machen ohne Zweifel die allgemeine Stimmung, das, was man die öffentliche Meinung oder den Zeitgeist nennt. Die Leute auf dem Lande können sich eine Zeitlang dagegen wehren; auf die Dauer wird es ihnen nichts helfen. Die großen Städte sind offenbar die Mittelpunkte der Intelligenz, der Wissenschaft, der Kunst und der Mode jeder Art. Sie machen den Geist eines Volkes. Die Apostel wußten darum wohl, was sie thaten, wenn sie sich mit der Predigt des Evangeliums an die *Städter* wandten.

Was heißt es also nun: „Der Arzt ist an die Stelle des Geistlichen getreten, die Geistlichen sind von der großen Masse abgedankt"? — Ja, was heißt das? Ganz gewiß *sind* die Geistlichen nicht die Religion, sondern im besten Falle nur die Vertreter der Religion. Sind sie, was sie sein sollen, so beantworten sie die Fragen des Menschenherzens nach der ewigen Wahrheit, zeigen den Weg, wie die ewigen Bedürfnisse der Menschenseele gestillt werden können, zeigen den Weg, wie das Hungern des menschlichen Geistes nach Frieden und Seligkeit befriedigt werden kann. Die Geistlichen sind die Ärzte für das *innere* Leben des Menschen. Sind diese Ärzte nun abgedankt, so kann das

nur geschehen sein, weil man an die Existenz eines inneren Lebens nicht mehr glaubt, weil man einem groben oder feinen Materialismus und Naturalismus anheimgefallen ist, weil Alles aufgeht in weltlichen Fragen und Bedürfnissen. Summa Summarum: In der modernen aufgeklärten Welt sind die zeitlichen Interessen an die Stelle der ewigen, die wissenschaftlichen an die Stelle der geistlichen, die leiblichen und sinnlichen an die Stelle der übersinnlichen getreten. Das ist, wenn es auf die große Masse ankommt (es kommt, Gott Lob, aber nicht darauf an), eine Thatsache. Und weil das so ist, so ist der Arzt der Mann. Er ist es, welcher das zeitliche Leben zu erhalten berufen ist. Er soll die gesunkenen Kräfte heben, er soll die schwankende Gesundheit befestigen, er soll die Organe zum sinnlichen Genuß stärken, er soll nach Kräften das irdische Leben verlängern. Dies ist sein ohne Zweifel hoher Beruf. Und auf dieses physische Leben kommt der großen Masse Alles an, denn jenseits desselben liegt ja der schaurige Abgrund des Nichts, das Nirvana. Von Nirvana spricht jetzt jeder Ladenjüngling. Es klingt ja so poetisch, während es thatsächlich nichts Anderes bedeutet, als: die Würmer bekommen den Rest.

Wie sollte also der Arzt nicht der Mann sein, dem das ganze Herz, das ganze Vertrauen und die ganze Begeisterung gehört? Ist es doch mit allem Wirken, Erwerben und Genießen zu Ende, wenn es mit dem leiblichen Leben und Wohlsein nichts mehr ist.

Also „der Arzt ist an die Stelle des Geistlichen getreten". Ohne Zweifel rufen Millionen und aber Millionen der Kinder unseres Volkes, Excellenzen und Straßenarbeiter, Nähmamsells und Prinzessinnen: „Bravo! Dacapo!" zu diesem Wort.

Es war einmal anders. Es gab einmal eine Zeit, da

war die Theologie die herrschende Wissenschaft. Es war einmal eine Zeit, da war es allgemein Mode, kirchlich zu sein, und wehe dem Menschen — mochte es auch ein allmächtiger Minister sein — der sich dem kirchlichen Einflusse entziehen wollte, der z. B. dem öffentlichen Gottesdienste und den heiligen Sakramenten den Rücken wandte. — Wie so ganz anders ist es geworden! Das kirchliche Leben ist ja freilich durchaus nicht eins mit dem innern Leben. Es giebt inneres Leben, Gebetsleben ohne kirchliches Leben; es giebt noch öfter kirchliches Leben ohne inneres Leben. Aber das wird kein Verständiger leugnen, daß das kirchliche Leben heutzutage, viel mehr als früher, ein Gradmesser für das religiöse Leben des Volkes ist.

Nun berechnet man jetzt oft den Prozentsatz der Leute, welche die Kirche noch besuchen, und die Resultate, die sich dabei herausstellen, sind in großen Städten schauerlich. Hier zählt man 4, da 3, 2 oder noch weniger Prozent zusammen. Und würde man erst die abrechnen, die auf irgend eine Weise hinkommandirt oder durch allerlei äußerliche und ungeistliche Rücksichten hingezogen sind, oder die nur so an gewissen Pflichttagen, wie an dem Tage der Konfirmation, zur Kirche kommen, — so würde sich ein noch trostloseres Resultat herausstellen. Auf dem Lande wird man nachfolgen und hat zum Theil in dieser Nachfolge schon Staunenswerthes geleistet.

Dagegen sehe man, wie die Tausende der Kinder unseres Volkes in die großen Vergnügungslokale strömen, wie hier die Augen leuchten, wie hier Herz, Mund, Hand und Fuß in begeisterter Bewegung sind; — man sehe, wie die „Arbeiter" viele Stunden lang Lokale füllen, gegen welche die meisten Kirchen nur kleine Räume sind. Jene Lokale aber sind noch viel zu klein, um die Scharen derer zu fassen, die hineinströmen. Und was suchen diese Leute hier? Die

Predigt eines neuen Evangeliums, des Evangeliums von der neuen socialen Welt, die sich erheben soll auf den Trümmern der alten, wo Fürsten und Pfaffen regieren! Und sie johlen in Tabaks- und Bierdunst:

„Wir hoffen und fürchten das Jenseits nicht mehr;
Das Diesseits zu bessern, ist unser Begehr!"

Man sehe ferner, wie die Menschen aller Stände sich drängen zu den Kassen der Opern- und Schauspielhäuser, um ein Billet für „die Quitzows" oder für Wagners „Siegfried" oder für den „Bettelstudent" zu bekommen. Es ist, als wenn es sich um die Gewinnung der Himmelsthür handelte, so drängen, stoßen und schieben sie sich. Ja, hier beweisen sie eine engelgleiche Geduld! Und dann sitzen die Tausende aller Gesellschaftsklassen drei bis fünf Stunden lang in einem Theater oder in einem Bülow-Koncerte und schmoren in einer Luft von 23 und mehr Grad Reaumur. Aber sie merken das gar nicht, die helle Begeisterung leuchtet aus Aller Augen.

Auf diesem Gebiete ist aber immerhin der Geschmack verschieden. Die Menschen der politischen Parteiversammlungen verachten die Kunstschwärmer. Die Anhänger der neuen socialdemokratischen Religion lachen über die, die in den glänzenden Salons und Boudoirs einander verhimmeln und verheucheln. Die Männer, die mit einer rührenden und ergreifenden Geduld und Selbstaufopferung wissenschaftliche Ziele verfolgen, sehen, nicht ohne Recht, stolz herunter auf die Tausende von Juden und Judengenossen, die mit dem Schweiß auf der Stirn rasend das goldene Kalb umtanzen.

Aber in Einem sind sie Alle gleich: der Mann, der die leibliche Gesundheit erhält, der ist der höchsten Ehre werth, mag es nun der Homöopath oder Allopath, mag es der Mann der Naturheilkunde sein oder der Fabrikant von

„untrüglichen Geheimmitteln", — gleichviel, wenn er nur hilft, nur leiblich hilft. Auf diesem Gebiete beweisen Arme und Reiche eine Geduld, eine Ausdauer, eine Selbstverleugnung, eine Opferwilligkeit, die uns mit Staunen erfüllt. Die Zeit im Wartezimmer des Arztes ist nie verloren. Aber wer wartet lange auf einen Geistlichen? Was hätte man auch zu erwarten? Die Einen sagen schlankweg: Alle Religion ist Unsinn, und alle Pfaffen sind Narren oder Heuchler. Andere gehen vorsichtiger zu Werke. Sie weisen darauf hin, daß die verschiedenen Religionen sich untereinander widersprechen, ja, daß tausendmal die Diener derselben Religion sich auf's heftigste bekämpfen. „Was Wahrheit ist, das weiß man nicht; was soll man sich also abquälen mit Dingen, die man nicht wissen kann! Es ist das Gescheiteste, daß man diese Fragen auf sich beruhen läßt. Abwarten ist die einzige Vernunft."

So beschäftigt man sich lieber mit Sachen, bei denen etwas Reelles herauskommt. Die ärztliche Wissenschaft — ja, das ist etwas. Daß die verschiedenen ärztlichen Schulen sich auf Tod und Leben bekämpfen, daß allerlei Heilmethoden, die gestern als der höchste Triumph der Wissenschaft gepriesen wurden, heute als ein wahrer Menschenmord an den Pranger gestellt werden, — daß Medikamente, die heute der leidenden Menschheit als ein unnennbarer Segen gerühmt werden, ein paar Jahre nachher als die reinen Gifte verdammt werden, — daß auch die weltberühmten Specialisten sich oft untereinander heftig widersprechen, — man denke nur an die Kaiser-Friedrich-Tragödie! — das übersieht man gutmüthigerweise. Jeder schwört auf seinen Arzt und bemüht sich krampfhaft, möglichst viel von der Wissenschaft zu seinem Eigenthum zu machen, um mit der Zeit auch selbst so ein bischen Arzt zu werden. Das arme Weib küßt dem Arzte unter Dankesthränen die Hand, weil er

ihr von drei diphtheritiskranken Kindern doch zwei „gerettet" hat. Der Reiche bietet die Hälfte seines Vermögens für fünf Jahre Lebens-Verlängerung, oder schenkt dem Manne, der ihm das geliebte Weib „aus den Armen des Todes wiedergebracht" hat, ein massiv silbernes Service, die Zuckerdose mit Goldstücken gefüllt.

Der Leser würde mich ganz und gar mißverstehen, wenn er mich so verstünde, daß ich, vielleicht gar aus Neid, den ärztlichen Stand und seine Arbeit herunterseßen wollte. „Ein schlechter Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt" — und ich selbst bin aus dem Nest eines Arztes ausgeflogen. Ich habe auch von Jugend auf gesehen, wie unendlich viel Gutes ein weiser, tüchtiger und menschenfreundlicher Arzt im Volke thun kann. Ich sah so viel davon, daß mein ganzer Sinn danach strebte, Arzt zu werden. Und ich wäre es auch geworden, wenn der Herr im Himmel mir nicht in ganz unverkennbarer Weise einen andern Kurs zudiktirt hätte. Ja weiter — ich würde, menschlich zu reden, gewiß nicht mehr leben, wenn treue Ärzte, mein Vater an der Spitze, sich meiner nicht so aufopferungsvoll angenommen hätten. Freilich, sie glaubten selbst nicht daran, daß alle ihre Mühe einen Erfolg haben könnte. Sie haben es hundertmal als ein Wunder gepriesen, daß ich trotz dem und alle dem noch lebte. Sie haben es also nicht vorausgesehen, — nein, sie haben es selbst nicht einmal hinterher begreifen können, daß es so kam, wie es kam. Ich führe das nur an, um zu zeigen, daß die treuesten und glücklichsten Ärzte selbst über die Dunkelheit ihrer Wissenschaft oft schmerzlich klagen. Ich weiß, daß Niemand mehr über das abgöttische Vertrauen, welches das liebe Publikum den Ärzten entgegenbringt, lacht, als die vernünftigen Ärzte selbst. Sie wissen es am besten, daß sie trotz aller neuen Aufschlüsse der Naturwissenschaft, trotz aller neuen

Erfindungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Physiologie doch tausendmal im Dunkeln tappen. Sie wissen es selbst am besten, daß sie sehr oft erst wenn sie einen Leichnam secirt haben Licht darüber empfangen, wie der Patient hätte behandelt werden sollen. Sie wissen es sehr gut, daß unzählige Male die ärztlichen Mittel dem Kranken mehr geschadet als genützt haben. Ich hörte einmal einen gediegenen Arzt auf einer Doktorenkonferenz sagen: „Von allen Worten der Bibel ist keines so wahr als dies: Viel erlitten von vielen Ärzten." (Markus 5, 26.)

Daß tüchtige, treue und menschenfreundliche Ärzte große Wohlthäter der Menschheit sind, daß sie in unzähligen Fällen die Leiden der Menschheit wegnehmen oder doch lindern, daß sie in unzähligen Fällen das Leben der Menschen verlängern helfen, soll damit nicht im geringsten beeinträchtigt, sondern voll und ganz anerkannt sein. Auch besteht zwischen Ärzten und Geistlichen, — wenn sie sich beiderseits vor Grenzüberschreitungen hüten, — nicht der geringste Gegensatz. Es giebt ja Fanatiker auf beiden Seiten. Aber in Wirklichkeit gehören Ärzte und Geistliche zusammen, wie auch Leib und Seele brüderlich zusammengehören. Es giebt, wie ich andeutete, Fanatiker unter den Ärzten, die nur ein leibliches Leben kennen und den Menschen zu einem höher organisirten Vieh erniedrigen, — leider ist ihre Zahl nicht ganz klein —, die den Kranken jede Beschäftigung mit religiösen Fragen, jeden Umgang mit dem Geistlichen, jeden Besuch der Kirche als unheilvoll bezeichnen. Die Kirchenluft ist nach ihrer Meinung voll von den giftigsten Miasmen. Aber immerhin ist das doch die Minorität. Es giebt ferner Fanatiker unter den Geistlichen und noch mehr unter frommen Laien, die alle Arbeit der Ärzte verlachen, sei es, weil sie meinen, es wäre gottlos, den göttlichen Gerichten, die über unsern Leib ergehen, entgegen-

zuarbeiten, oder weil sie alle leiblichen Leiden schlankweg fortbeten zu können meinen. Giebt es doch, in England zum Beispiel, Krankenhäuser, an deren Außenwänden mit großen Buchstaben geschrieben steht: „Hier werden alle Krankheiten durch Gebet und Handauflegung geheilt.“ Aber die allermeisten religiös gesinnten Leute, welcherlei Confession sie auch angehören mögen, sind von derartigen Thorheiten vollständig frei und geben mit Freuden dem Arzte, was des Arztes ist. In zahllosen Fällen wird der Seelsorger, wenn er ein Kenner des menschlichen Wesens ist, seine Gemeindeglieder, die sich zu ihm wenden, an den Arzt weisen. Er erkennt leicht, daß tausende von vermeintlichen inneren Leiden oder gar seelischen Anfechtungen und höllischen Einflüssen, einzig und allein in leiblichen Leiden ihren Ursprung haben. Wie oft andrerseits sagen verständige Ärzte zu ihren Patienten: „Laßt euren Pastor kommen; wir können hier nichts; was ihr nöthig habt, kann keine Apotheke liefern; ins innerste Kämmerlein muß etwas von Licht und Trost hinein, das euch allein ein echter Seelsorger geben kann.“

Wahrlich, der ist ein schlechter Menschenkenner, der nicht weiß, daß es einen inneren Menschen giebt, an den man mit allen Sonden und Lupen, Arzeneien und Abreibungen, Knetkuren und Luftkuren nicht herankommen kann. Und wenn die physiologische Wissenschaft, die in der That so große Fortschritte gemacht hat, auch ferner mit Riesenschritten weiterkommt, wenn man es mit der Zeit lernt, in jedem Krankenzimmer reine Hochgebirgsluft herzustellen, — wenn man es lernt, auch die furchtbarsten Operationen ohne einen Anflug von Schmerz für den Kranken auszurichten, — wenn man es lernt, nicht nur Magen und Lunge, Herz und Nieren, sondern auch das Gehirn des Menschen herauszunehmen, zu repariren und wieder ein-

zusetzen, — wenn man es lernt, reines, tadelloses Blut herzustellen und dem Menschen einzupumpen, — wenn man es wirklich dahin bringen sollte, die Lebensdauer der Menschen so zu fördern, daß man fortan sagen dürfte: „Unser Leben währet 200 Jahre, und wenn es niedrig ist, so sind es hundert Jahre," — wenn erst (womit es noch gute Weile hat) das alles sich so verhält, — dann ist es doch noch gerade so, wie es vor 3000 Jahren war, als David aus erschüttertem Herzen mit der Thräne im Auge rief: „Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele, Gott, zu dir. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?" — dann ist es doch noch gerade so, wie in den Tagen der grauen Vorzeit, daß nämlich keine Seele Ruhe findet, bis sie diese Ruhe in Gott gefunden hat, durch den sie geschaffen ist; dann ist es doch noch gerade so, wie es immer war, daß die ganze Welt mit aller ihrer Herrlichkeit viel zu klein und gering ist, um ein einziges Menschenherz zu füllen, und zwar darum zu gering, weil diesem Herzen die Ewigkeit eingesenkt ist.

Mögen tausend neue Fragen die Welt bewegen, mögen sie gelöst werden oder nicht, — dennoch wird die religiöse Frage mit elementarer Gewalt immer wieder alle Herzen ergreifen, die zu sich selbst gekommen sind. Mögen sich zahllose neue Schätze aus den Tiefen des Universums erschließen, dennoch werden sie den Frieden, der von oben kommt, niemals ersetzen können. Und wie auch im Laufe der Zeiten die Wissenschaften fortschreiten mögen, — die Frage nach der ewigen Wahrheit wird nicht verstummen: wie finde ich Gott, den Urgrund und Schöpfer alles Seins; wie finde ich sein Herz, wie finde ich mein Herz; wie werde ich frei von den finstern Gewalten, die mein Wesen verwüsten und die sich zwischen mich und meinen Gott stellen;

— wie finde ich die Lösung aller Räthsel des irdischen Lebens, — der Räthsel meines Lebens; — wie finde ich ewiges Leben und die Gewißheit, daß ich armes, hinsterbendes Menschenkind des ewigen Lebens theilhaftig werde; — kurz, wie finde ich Frieden und einen gewissen Grund des Heils?

Und das sind nicht Fragen, die in der Luft verhallen. Mag Heine, der freche Jude, diese Fragen poetisch vorführen und dann mit bitterm Sarkasmus schließen: „Ein Narr wartet auf Antwort;" — mögen sich getaufte Christen ohne Zahl, Leute mit dem Philosophenmantel und in der Küchenschürze seinem Spotte anschließen, — dennoch ist noch nie Einer zu Schanden geworden, der im heiligen Evangelium bei Jesu Christo die Antwort suchte. Und die Millionen, die an ihm vorbeilaufen, sind, trotz alles Klingklangs, Leute ungestillten oder gar verödeten Herzens. Und Zahllose, die des Evangeliums spotten, tragen doch in sich eine stille Stimme, die ihnen immer wieder bezeugt: Da ist die Rettung, da allein! Und wenn über kurz oder lang die Donner zermalmender Gottesgerichte über den Erdboden fahren, so werden sich die wahren Kenner der Welt gar nicht wundern, wenn die religiöse Frage wieder die erste Frage wird, wenn die Millionen mit bebenden Lippen kommen und nach dem fragen, der auf Golgatha für sie zerstochen ist. Dann wird auch in den großen und größten Städten — ich will nicht sagen: der Geistliche mehr sein als der Arzt; daran liegt mir nichts und ich könnte mir sogar eine schöne Zeit denken, wo man Talar und Beffchen nur noch in Antiquitäten-Kabinetten zeigt — aber das Evangelium wird dann mehr sein als alle Weisheit, Wissenschaft und Kunst der Welt.

Das Volk des Herrn soll also mitnichten verzagen, sondern unentwegten Herzens seinen Weg ziehen, seinen Glauben freudig bekennen, seinen Heiland in Werken preisen

und nach rechts und links das Netz auswerfen. Die Zukunft gehört *ihm* doch und dennoch; wir müssen nur ein wenig Geduld haben, stille sein und glauben.

Aber eins müssen die Christen *auch* thun: sie müssen die elementaren religiösen Wahrheiten den verirrten und verwirrten Kindern unserer Zeit besser, kräftiger, leuchtender als es meist geschieht vor Augen stellen. Ein Christ ist ein Mensch, der einen Heiland gefunden hat, d. h. einen Retter von Sünde und Tod, und ohne Zweifel ist ihm nichts süßer und lieber, als von diesem Heiland Zeugnis zu geben; und das ist auch sein Beruf. Auf dieses Zeugnis muß all sein Leben und Reden zielen. Aber wir hören Millionen sagen: Könnten wir nur vorerst einmal glauben, daß es überhaupt einen Gott, daß es eine unsichtbare Welt, daß es ein ewiges Leben giebt! Könnten wir nur erst glauben an das Walten der göttlichen Vorsehung, an ein richtendes und liebendes Regiment Gottes über der Welt und über der einzelnen Menschenseele! Hier stolpern wir schon — so sagen Unzählige — hier ist bereits für uns die verschlossene Thür.

Derartige Stimmen umtönen mich überall, und darum habe ich auf Grund einer Reihe von Predigten, die ich in meiner „Friedenskirche" hielt, dieses Büchlein verfaßt. Es behandelt die Geschichte Josephs,

2) „die schönste aller Geschichten".

So wenigstens hat Muhamed, der Stifter des Islam, sie bezeichnet. Daß Muhamed mir nicht die höchste Autorität ist, brauche ich wohl nicht erst zu versichern, obgleich ich der Meinung bin, daß er nicht nur ein tiefsinniger Mann, sondern auch das war, was man „ein religiöses Genie erster Größe" zu nennen pflegt. Und darum

war es mir auch wichtig, daß er die Geschichte Josephs die schönste aller Geschichten genannt hat. — Wir Christen sind ja wohl alle nicht ganz seiner Meinung. Wir kennen eine viel schönere Geschichte, das ist die Geschichte von Jesu Christo dem Heiland. Aber davon abgesehen dürfte Muhamed mit seinem Urtheile Recht haben. Es ist eine Thatsache, daß kleine Kinder und Professoren je und je gleichmäßig für diese Geschichte begeistert waren. Ich bin auch überzeugt, daß Sokrates und Goethe, Cato und Hegel, der alte Kaiser Wilhelm und sein achtjähriger Urenkel in dem Preis dieser Geschichte übereinstimmen würden, wenn man sie zusammenbringen könnte.

Worin besteht denn nun die Schönheit dieser Geschichte? Nun, da ist ohne Zweifel ein wunderbarer Goldgrund, der durch die Schicksale des Joseph immer wieder durchschimmert; ich meine das Bild des Heilandes selbst. Wie in einem geheimnisvollen Schattenriß sind in den Führungen des Patriarchen Joseph die Grundzüge des Lebens Jesu vorgebildet. Erkennet doch diese leuchtende reine Josephsgestalt inmitten eines Kreises gemeiner und roher Brüder! Der Neid dieser Brüder ist es, der ihn verfolgt und in unendliche Jammertiefen stürzt! Die Menschen thun mit ihm, was sie wollen; er aber bleibt fest im Gottvertrauen und in der Liebe zu den Menschen. Tiefer und tiefer geht es trotzdem, ja grade deßwegen, hinab bis zur scheinbaren Gottverlassenheit. Da endlich bricht das Licht hervor und er wird erhöhet zum Haupte des gewaltigsten Weltreiches, und er wird der Retter seiner Brüder, die ihn zertreten haben, der Retter auch des Volkes, in dessen Mitte er ein Sklave war.

Wir beschränken uns hier auf diese wenigen Züge, da wir seiner Zeit darauf näher eingehen werden. Dem Eingeweihten ist klar, daß, abgesehen von dem Leben Davids,

in der ganzen Schrift kein solches Vorbild Jesu Christi getroffen wird wie dieses hier. Und dies allein würde schon für den Christen diese Geschichte zu einer der schönsten machen. Aber daran hat nicht nur Muhamed nicht gedacht — nein, diese Seite der Geschichte ist auch für Millionen ehrlicher Leute unserer Zeit, die Jesum noch nicht erkannt haben, verhüllt. Sie ist auch für uns diesmal nur Nebensache.

Die wunderscheuen Kinder unseres Geschlechts werden dieser Geschichte vor allen andern biblischen Berichten den Vorzug geben, weil kein einziges Wunder darin berichtet wird. Ich meine, es kommt das nicht darin vor, was man für gewöhnlich ein Wunder zu nennen pflegt, nämlich ein Ereignis, wo das unmittelbare göttliche Walten offenbar wird auf Kosten des gewohnten Naturverlaufes und der ewig festen „unwandelbaren Naturgesetze". Bekanntlich sind diese Wunder den Kindern unserer Zeit, auch den wohlgesinnten, der schwerste Stein des Argernisses. — Nun, sie können sich trösten; in diesem Sinne giebt es hier keine Wunder, da man die Träume doch nicht dahin rechnen kann. Kein Todter wird lebendig, kein Eisen schwimmt auf dem Wasser, kein Lahmer wird gehend, keine Eselin läßt menschliche Töne hören, Wasser wird nicht in Wein verwandelt, auch erscheinen weder Engel noch Dämonen aus jenseitigen Welten. Überall nehmen die Ereignisse einen Verlauf, daß man sagen muß: ei, das ist gar nichts Unwahrscheinliches und Verwunderliches; dergleichen kommt oft vor. In Summa, die wunderscheuen Leute brauchen in diesem Falle nicht bange zu sein, daß jeden Augenblick etwas vorkommt, wo sie „nicht drüber können" — und darüber kann ich mich ganz ehrlich mit ihnen freuen.

Aber worin besteht denn nun diese vielgerühmte Schönheit der Geschichte, die schon den Muhamed so begeistert

hat? Nun, ich meine darin, daß die ganze Geschichte ein großes, fortlaufendes seliges Wunder uns offenbart. Ein wunderloses Wunder (wie wir gesehen haben) und doch ein großes, seliges Wunder, nämlich das Walten der göttlichen Vorsehung voll Weisheit und Heiligkeit, voll Zucht und Erbarmen über jeder einzelnen Menschenseele. Man bedenke, was das sagen will! Wie unter aller Sünde, Bosheit und Thorheit der Menschen die verborgenen Fäden des göttlichen Regimentes hinlaufen — wie Gott es mit denen, die er herrlich zieren will, am schärfsten nimmt, wie er aber niemals derer vergißt, die auf ihn trauen, obgleich er ihrer völlig vergessen zu haben scheint — wie keine Thräne und kein Seufzer auf die Erde fallen, sondern alle in seinen heiligen, seligen Plan verarbeitet werden — wie Alles, auch die schwärzeste Teufelei und die niederträchtigste Bosheit, dazu dienen muß, um den Triumph seiner Friedensgedanken an den Tag zu bringen — wie er schließlich alle Hoffnungen des Glaubens, über alles Bitten und Verstehen weit hinaus, erfüllt, nachdem er vorher alle Hoffnung total vernichtet hatte — das ist, so dünkt mich, die vornehmliche Schönheit dieser heiligen Geschichte. Und eben hierin steht ihre erbauende Kraft für Alle, die noch nicht jede Brücke mit der Welt der Ewigkeit abgebrochen haben, für Alle, sage ich, mögen sie nun übrigens gläubige Christen sein oder mögen sie auf einem Standpunkte stehen wie fromme Juden oder Muhamedaner.

Überall wird in dieser Geschichte das Menschenherz und das göttliche Herz, das Wesen der Sünde und das Wesen wahrer Frömmigkeit, das menschliche Getreibe und das göttliche Walten so geschildert, daß man Schritt für Schritt sich selbst und seine eigenen Erfahrungen wiederfindet. Und so liefert denn das eigene Leben den Beweis für die Wahrheit der Josephsgeschichte, und diese hin-

wiederum illustrirt und verklärt uns den eigenen Lebensgang.

Meine lieben Leser! Es wimmelt in unserer Zeit, es wimmelt auch unter denen, die noch das Evangelium hören von solchen, denen die Zweifel an der göttlichen Wahrheit über den Kopf gewachsen sind. Ich meine also jetzt nicht solche, die nicht glauben wollen, weil sie in ihrem lüsternen und gottentfremdenden Getreibe nicht gestört sein wollen;*) nein, ich meine solche, die beim Versenken

*) Die halbgebildeten und eingebildeten Leute unserer Zeit pflegen sich auf's hohe Pferd zu schwingen, wenn man sie in Gottes Wort hineinweiset. Sie setzen eine kritische Miene auf, lächeln vornehm und sagen: „O, wir wissen schon, daß es mit dieser Bibel sehr übel bestellt ist; das ist ein ganz unzuverlässiges Buch. Wir haben vernommen, daß es mit der Echtheit einzelner Bücher schlimm steht. Wir wissen ferner, daß es in den verschiedenen ältesten Handschriften nicht weniger als 30 000 Lesarten giebt, die von einander abweichen" u. s. w. Nun meinen sie damit fertig zu sein, gehen zur Tagesordnung über und — pfeifen eine Operetten-Melodie.

Ganz anders steht aber die Sache, wenn man, wie die Schrift selbst fordert, sie ansieht wie einen Spiegel, darin man sich selbst, die Wahrheit über sich selbst, — darin man seinen verlorenen Gott, die Wahrheit über Gott, mit flammender Seele sucht. — Ganz anders stellt die Sache sich, wenn man die Bibel nicht als einen Gegenstand der Kritik, sondern als lebendiges Brot für die hungernde Seele betrachtet. — Ganz anders stellt die Sache sich, wenn man sie, nach ihrer Anweisung, als einen Hammer gebraucht und als ein Schwert, das alte stolze Herz damit zu zerschmettern und zu zerschneiden. — Ganz anders stellt es sich, wenn ihr eine Seele naht, die nirgends Ankergrund und Halt finden konnte in der ganzen weiten Welt, und nun sucht sie flehend, betend einen Grund, der unbeweglich steht, einen festen Halt, der nicht wankt. Ja, das ist dann eine andere Sache, und das ist auch eine vernünftige Sache. Denn was ist jedem Menschen nöthiger als ein fester Halt? Wer aber so kommt, der wird nicht zu Schanden, und wer so zu unserer Geschichte kommt, wird hier

in die göttlichen Wahrheiten jeden Augenblick nicht weiter können, weil Zweifel ihre Seelen befangen. Dieser Thatbestand ist für den auch nicht verwunderlich, der die Geister kennt, die jetzt in der Luft regieren; es ist dem nicht verwunderlich, der die Schuhe kennt, in denen die meisten Kinder unserer Zeit groß werden.

Da soll sich nun Jeder einmal ordentlich untersuchen und sich klar machen: wo beginnt für mich der feste Boden? Was habe ich für Ewigkeitsgrund, der nicht wankt, und auf dem ich dann weiter bauen kann? — Und wenn dies Büchlein von der Josephsgeschichte ihm jetzt einmal dazu hülfe, daß er gewiß würde: es giebt einen lebendigen, persönlichen Gott, der mit weisem Erbarmen und mit heiliger Zucht den Weg eines jeden Menschen regiert; — wenn er darin erst ganz fest und sicher würde, so dürfte er bald freudig weiter fahren mitten in's Evangelium hinein. Und alsdann wäre diese Geschichte ihm eine wunderschöne Geschichte, ja, ein seliges Ereignis geworden. Ach Herr, das verleihe du Vielen! — Aber nun auch frisch hinein!

---

jubiliren und frohlocken lernen: „Ich habe meinen Gott gefunden!“ Er wird, erleuchtet von dem heiligen Geiste Gottes, den er um Licht anflehte, zuerst erkennen, daß diese Geschichte unerfindbar, und daß sie also thatsächlich so geschehen ist. Wenn sie aber thatsächlich so geschehen ist, dann ist es zu Ende mit seinen Zweifeln an dem Walten und Richten des ewigen Gottes.

I.

Unter den Zelten des Patriarchen Jakob.

1. Mos. 37 V. 1.*)

1) Ein geknickter Pilger.

Unter den Zelten des alten Israel müssen wir es uns zunächst behaglich machen, wenn wir den Sohn Joseph und seine Lebensführung verstehen wollen. Wir mußten das erste Buch der Bibel aufschlagen, um seine Geschichte zu finden. Es ist eine alte, alte Zeit, in die sie uns hineinversetzt, und ein fernes, fernes Land, ein Land, in dem zu jener Zeit Kultur und Kunst, Wissenschaft und Philosophie unbekannte Dinge waren. Kennst du das Land? Lieber Leser, du solltest es kennen! Ein Christ soll dreierlei Vaterland haben, hat man gesagt; das eine, worin er geboren ist, mag es nun Deutschland oder Finnland heißen; das zweite, wofür er geboren ist, ich meine das himmlische; endlich das, worin sein Heiland geboren ist und

*) Ich lasse diesmal den Bibeltext nicht mit abdrucken, da ich später oft lange Abschnitte in einem Kapitel behandeln muß. Ich bitte aber jedesmal die angegebene Bibelstelle aufmerksam durchzulesen. In den Fällen, wo der Luthertext wesentliche Fehler aufweist, habe ich ihn, innerhalb der Abhandlung, mit linder Hand berichtigt ohne es besonders zu erwähnen.

Der Verf.

worin alle die heiligen Männer lebten, die uns in der Bibel vor Augen gestellt werden. — Kennst du das Land? Kannst du dir eine Vorstellung machen von Hebron, der Palmenstadt, die fast am Rande der arabischen Wüste liegt, und wohin unsere Geschichte uns zunächst führt? (1. Mos. 37, 14.) Kannst du dir eine Vorstellung machen von Sichem, wo Jakob den Brunnen grub, der durch das Gespräch Jesu mit der Samariterin eine ewige Bedeutung gewonnen hat? Kannst du dir ein Bild machen von dem Leben der Familie Jakobs? — Sie haben große Herden von Kühen und Ochsen, Pferden und Schafen, Eseln und Kamelen; es fehlt nicht an zahlreichen Knechten und Mägden. Nicht lange kann dieser Volksstamm an einem Orte weilen, denn bald sind die wenigen grasreichen Flächen abgeweidet. Die Zeltpflöcke werden heute hier und morgen da eingeschlagen, und wo jetzt die Herdfeuer hell lodern, verkünden nach wenigen Tagen nur noch geringe Aschenreste, daß sich hier vor Kurzem ein buntes Leben entfaltete. Was du heute noch liesest über das Leben und Treiben der Beduinen, das gilt im Wesentlichen auch von jenen Zeiten, die um Jahrtausende zurückliegen; denn der Orient ist die Welt der Unveränderlichkeit.

„Aber wenn es so ist, was sollen wir Kinder einer großen, so riesenhaft fortgeschrittenen und reich bewegten Zeit uns denn noch mit diesen veralteten Geschichten abquälen?“ — so könnte Jemand sagen. Und so sagen auch viele Leute, die sich für sehr gebildet halten. Aber sie urtheilen doch mehr als oberflächlich. Ohne Zweifel ist sehr Vieles aus den alten Jahrhunderten veraltet, und dennoch ist die alte Zeit mitnichten eine veraltete Zeit. Über dem heiligen Lande schwebt geheimnisvoll wie eine göttliche Weihrauchwolke die Zukunft der ganzen Menschheit, das Heil der Welt. Dieses Land ist benedeit dadurch, daß Gott,

der ewige verborgene Gott, hier sein Herz erschlossen, seine ewigen Friedensgedanken enthüllt hat. Diese ehrwürdigen, fremdartigen Gestalten, die wir über die braunen Hügel, durch die einsamen Steppen, durch die finstern Thäler ziehen sehen, — ihre Lebensführung ist uns ein lichter Spiegel davon, wie Gott der Herr heute noch umgeht mit den Menschen in Gnade und Gericht. Und darum sind diese Geschichten so erbaulich für uns, so erbaulich für Alle, die noch nach Gott fragen; und darum veralten sie auch nicht.

Sehet euch jetzt den alten Jakob an, dessen Gastfreundschaft wir genießen. Es ist nicht eine Idealgestalt wie sein Großvater Abraham, auch äußerlich nicht. Seine Hüfte ist verrenkt, und in Folge dessen hinkt er. In seinem natürlichen Charakter vollends finden wir mehr als einen Zug, der uns abstößt. Das, was man in der ganzen Welt heute noch an den Juden haßt, erscheint bei ihm schon in deutlicher Weise. Der Erwerbssinn ist bei Jakob in sehr starker Weise ausgeprägt, und er ist leider in der Wahl seiner Mittel nicht ängstlich, wenn es sich darum handelt, seine Zwecke zu erreichen. Er versteht es, in listiger Weise seinen Bruder, seinen Vater, seinen Schwiegervater zu übervortheilen. Auch bei der Erziehung seiner Söhne beweist er, wie wir nur zu bald sehen werden, wenig göttliche Weisheit. Kurzum, es menschelt bei ihm handgreiflich. Wir finden hier nicht das, was man „eine schöne Seele" nennt; der alte Adam ist unliebenswürdig.

Aber das Große an ihm ist, daß dieser alte Adam im Sterben und ein neuer Mensch in der Auferstehung begriffen ist. Es geht damit langsam bei ihm, aber es geht doch vorwärts. Und die Kraft dieses „Vorwärts" ist das trotzige: „Dennoch;" dennoch Herr, bleibe ich stets bei dir! — und wiederum: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!"

Und ob es so ist bei dir, mein Bruder, das ist für dich die Hauptsache, gleichviel, ob du von Haus aus eine schöne oder häßliche Seele mit auf deinen Weg bekommen hast. Die Frage ist nicht, wie das Barometer steht, ob hoch, ob niedrig, sondern wie es im Verhältnis zu dem vorigen Tage steht, also ob es im Steigen oder im Fallen begriffen ist. Was ich damit sagen will, ist leicht verständlich.

Jakob ist eine werdende, weil ringende Gestalt, ein Mensch, der gegen sich selbst kämpft, mit sich selbst ringt, der mit Gott ringt, um über sich selbst zu siegen und dem Geiste die Herrschaft zu verschaffen über das Fleisch, und darum hat Jehovah gerade ihm den hohen Namen gegeben: Israel (das ist Gotteskämpfer) „denn er hat mit Gott gerungen und ist obgelegen". (1. Mose 32, V. 28.)

Und wenn du den greisen, schon mehr als hundertjährigen Mann näher betrachtest, so findest du auf dieser durchfurchten Stirn das Wort Ewigkeit geschrieben. Wenn du in diese alten Augen tiefer hineinblickst, so reden sie wohl von unendlichem Herzeleid und von tausend zerstörten Hoffnungsschlössern. Dennoch leuchtet darin eine Hoffnung, die mit keinem Sonnenaufgang und -Untergang dieser Welt etwas zu thun hat.

Dieser Jakob nun lebt, vorläufig wenigstens, in dem Lande, da seine Väter als Fremdlinge wohnten. (Vers 1.) Auch er ist ein Fremdling in dem Lande. Die Frommen des Alten Testaments liebten es, sich als Fremdlinge, Gäste und Wallfahrer auf Erden zu bezeichnen. 22 Jahre später spricht Jakob zu Pharao von seinem gesammten Leben als von seiner Wallfahrt. (1. Mose 47, Vers 9.) Der Pilger sucht seine Heimat, der Wallfahrer sucht sein Heiligthum. Pilgerschaft und Wallfahrt deuten an, daß das Land, wo man zur Zeit weilt, nur ein Durchgangspunkt ist. Die Patriarchen nennen sich Fremdlinge und Pilgrime, nicht

weil sie ein Beduinenleben führen und bald hier, bald da ihre Zelte aufschlagen. Auch nicht in erster Linie deßwegen, weil das verheißene Land ihnen noch nicht gehörte. Auch später, als Kanaan längst das Vaterland der Israeliten geworden war, nennen sich Könige und Hirten in diesem Lande „Pilger, Gäste und Fremde". (Psalm 39, V. 13; Hebräer 11, V. 13.) Auch die Apostel reden die Christen in allerlei Volk und Land an als „Gäste und Fremdlinge". (1. Petri 2, V. 11; Philipper 3, V. 20.) Wer sich so ausdrückt, der giebt damit zu verstehen, daß er noch kein Vaterland hat, sondern erst eines sucht.

Der Weltmensch und der Ewigkeitsmensch sind ja freilich beide nur eine Zeit lang Bewohner dieser Erde, und *insofern* sind sie auch beide Gäste und Pilgrime. Aber der Weltmensch ist darüber aus, mit allen Fasern seines Lebens sich an diese Erde zu klammern; der Ewigkeitsmensch ist darüber aus, sich innerlich davon zu lösen und seine Lebenswurzeln in die wahre Heimat seiner Seele dort oben einzusenken. Es herrscht also hier ein absoluter Gegensatz. Jeder von Beiden hat Recht, so zu thun wie er thut. So lange ein Mensch nur *diese* Welt kennt, *muß* er sich an sie klammern mit aller Kraft. Was sollte er auch Anderes thun? Wer aber ein Besseres kennt, der ist ein Narr, wenn er bei dem Schlechteren hängen bleibt.

Ach du lieber Christ, untersuche doch an jedem Abend dein Herz, ob du den Tag lang als ein Pilger gewandelt bist, ob du in der Welt lebtest und doch nicht als „von der Welt". Wir sind Verräther an uns selbst, an unserer Hoffnung, an unserm königlichen Adel, sobald wir aufhören hienieden heimwehreiche Pilgrime und Fremdlinge zu sein.

2) Familienleben einst und jetzt.

Blicken wir nun hinein in das Familienleben des Jakob, so bietet sich uns ein überaus trauriges Bild. Das muß uns sehr überraschen, wenn wir bedenken, ein wie frommer Mann der alte Israel doch war. Von den zwölf Söhnen des Patriarchen ist einer noch in den Windeln, das ist Benjamin, der seiner Mutter das Leben gekostet hat. Der andere Sohn der Rahel, unser Joseph, ist durch göttlichen Adel ausgezeichnet. Aber die sämmtlichen anderen Söhne sind rohe und gottlose Buben. „Buben", sage ich, obgleich sie Männer sind, die zum Theil schon verheirathete Söhne haben. Wir werden sie bald genauer kennen lernen, diese herzlosen, rachsüchtigen Menschen, wie sie ihren eigenen Bruder mitleidlos verkaufen. Wer mehr von ihrem Gebahren wissen will, darf nur das 32., 34. und 38. Kapitel unseres Buches studiren. Ekel und Grauen erfassen uns, wenn wir in den Kreis dieser entarteten Söhne hineinblicken, die ihrem Vater eitel Herzeleid machen.

Da ist also genau das Gegentheil eines lieblichen Familienlebens.

Aber was rede ich von Familienleben! Es war da überhaupt kein Familienleben. Was wir Familienleben nennen, das war dem alten Judenthum fast so unbekannt wie dem Heidenthum und heutzutage dem Muhamedanismus. Es ist überall unbekannt und muß unbekannt sein, wo der Hausvater mehrere Frauen hat. Da ist von vornherein das Weib geschändet und erniedrigt, da ist keine Rede mehr von dem Einfluß edler Weiblichkeit, — da giebt es keine edle Weiblichkeit. Der Zank und die Intriguen zwischen den verschiedenen Frauen, Neid, Haß, Streit zwischen den verschiedenen Kindern der verschiedenen Frauen herrschen da ohne Ende. Und Jakob hatte vier

Weiber und viererlei Kinder von diesen Weibern. Daß ein Mann, der vier Frauen hat, in Wirklichkeit keine hat, — daß er niemals das hat, was ein echtes Weib ist, sollte jeder Menschenkenner leicht einsehen. Daß aber von dem Licht und Glück des Familienlebens keine Rede sein kann, wo kein echtes Weib waltet, liegt deßgleichen auf der Hand.

Wir sagen das hier nicht, um den alten Israel zu erniedrigen. Er war in dieser Beziehung ein Kind seiner Zeit, und sein Gewissen hat ihm wohl nicht geschlagen, als er zu seinen rechten Weibern noch zwei Kebsweiber nahm. Aber wir sagen: ein Familienleben war da nicht möglich. Der alte Napoleon fragte einmal eine edle und feinsinnige Frau: „Was haben wir nöthig, damit unsere Nation wirklich und dauernd gedeiht?“ Die Antwort lautete: „Mütter!“ also: Mütter wie sie sein sollen; Mütter im Sinne des Evangeliums. — Mich dünkt, das war eine feine Antwort. Kein einziges Weib im gesammten „klassischen Alterthum“ hätte so geantwortet; aber auch keiner der Könige und Propheten im alten Bunde. Das Weib hat seine hohe Stelle, seine Macht und seine Bedeutung erst durch das Evangelium empfangen. Das ist nicht eine Behauptung, sondern eine Thatsache, an der kein Weltkundiger rütteln wird. Wo aber das Weib ist, was es sein soll, da und nur da giebt es ein herzerquickendes Familienleben.

Das Familienleben mit seinem unerschöpflichen Jungbrunnen für das Wohlsein und die Erhaltung der Nationen ist also ein Triumph des Evangeliums. Wir betonen das hier. Man findet nämlich leider oft Christen, die nach ihrer Meinung sehr fromm handeln, wenn sie die sittlichen Zustände der christlichen Völker, und zumal unserer großen Städte, so recht schwarz in schwarz malen. Sie meinen damit die Nothwendigkeit der Buße so viel einleuchtender gemacht zu haben. Und ich verschließe mich

wahrlich nicht vor den grauenvollen Schäden unserer Zeit. Aber es ist ebenso frivol als undankbar, wenn man nur schwarz in schwarz malt. Es ist frivol und undankbar, wenn man sagt, Paris oder Berlin sind ebenso schlimm wie einst Sodom und Gomorrah waren; wenn man schreibt: „London ist ein Giftpfuhl, ein sittlicher Misthaufen, wogegen Ninive und Babel noch wahre Tugendschulen gewesen sind." Es ist unrecht, wenn man so redet, als ob nur das kleine Häuflein der entschiedenen Christen eine höhere Sittlichkeit hätte; „alles Andere aber," so las ich neulich, „ist das reine Heidenthum."

Dergleichen Reden bedeuten schier eine Bankrotterklärung des Christenthums und seiner Arbeit in der Welt. Gott Lob, es ist ganz und gar unwahr, daß innerhalb der christlichen Welt da, wo das Evangelium nicht anerkannt wird, nun das reine Heidenthum herrscht. Diese Pessimisten sollten sich gefälligst nur einmal sieben Monate lang unter Zulukaffern oder Hindus oder auch unter den bezopften Söhnen des „himmlischen Reiches" aufhalten, so würden sie anders urtheilen! Nein, das Evangelium hat unter den Völkern, wo es nun seit Jahrhunderten verkündigt wird, eine ganz neue sittliche Atmosphäre geschaffen. Die ganze Stellung der Menschen zu einander ist überall unter den christlichen Völkern eine gottgemäßere als außerhalb des Christenthums. Es sind in der christlichen Welt Kräfte der Liebe entbunden, und sie wirken sauerteigsmäßig im Großen und Ganzen, — Liebesgewalten, von denen Judenthum und Heidenthum nichts wußten. Und wie viele zerrüttete Familien es auch in der christlichen Welt giebt, so darf man doch sagen, daß im Großen und Ganzen hier ein Familienleben herrscht, das ein mächtiger Damm ist gegen die anstürmenden Mächte der Verderbnis. Nur Ignoranten und Dunkelmänner können das verkennen.

Aber wenn ich unser Familienleben lobte, so habe ich das nur gethan im Vergleich mit demjenigen der nichtchristlichen Völker, keineswegs aber im Vergleich mit dem, was es sein sollte und könnte im Geiste des Evangeliums. Ach, leider müssen wir bekennen, daß auch unser deutsches Volk nach dieser Seite hin an schweren Wunden blutet. Zahllose Männer treten in die Ehe mit zerrütteten Nerven, ach! nur zu oft auch mit vergiftetem Blute! Oder wovon leben diese Zehntausende liederlicher Dirnen in unserm Volk? Wie geschieht es ferner, daß zahllose brave und sittliche Mädchen, die unverdorben nach Leib und Seele in sogenannten „guten Häusern" Dienste nahmen, wie geknickte Lilien diese Häuser verlassen, um dann jene Scharen, die sich dem Laster ergeben haben, zu vermehren oder sich zu Tode zu trauern! O, hier schreien Sünden ohne Zahl zum Himmel, und zerknickte Herzen ohne Zahl verklagen unsere Männerwelt bei dem heiligen Gott. Diese unseligen und schandbaren Ehebruchsdramen und Ehebruchsromane sind einerseits eine Abspiegelung der vergifteten Atmosphäre, in der wir leben, andererseits vergiften sie diese Atmosphäre noch mehr als sie es schon ist. Diese lasciven Darstellungen des „betrogenen Ehemannes", diese liederlichen Erzählungen, wie Männer ihre Frauen in die Sommerfrische schicken, um nur selbst freie Bahn für ihr schandbares Leben zu haben, und andrerseits, wie die Frauen froh sind, einmal den Augen ihrer Männer und Kinder entflohen zu sein, diese Klagen über die Langweiligkeit des Ehestandes, „wo Einem Freude und Freiheit genommen wird", dieses Leugnen oder Verspotten der treuen Minne, dieses versteckte oder offene Lobpreisen der „freien Liebe", diese sehnsuchtsvollen Weissagungen, daß die aufgeklärte Welt bald zu einer anderen Art der Eheschließung übergehen werde, — ach, man mag gar nicht weiter in diesem

Dreck wühlen! Die Berechtigung der sinnlichen Leidenschaften, die Unwiderstehlichkeit der sinnlichen Triebe wird „in überzeugender Weise" dargethan, der Widerstand gegen die Verführung wird als philisterhafte Engherzigkeit nachgewiesen, die eheliche Untreue wird als ein naturnothwendiges und also berechtiges Ereignis hingestellt. Es ist ein Jammer und schafft unendlichen Jammer! Es ist unbegreiflich, daß auch ernstgesinnte Eltern in ihren Häusern Bücher aufgelegt haben und Zeitschriften halten, die von diesem Geist durchdrungen sind! Wie wollen sie es einmal vor Gott verantworten, Kindern und Dienstboten solch' sittliches Gift in die Hände gespielt zu haben!

Nennen wir ein anderes: das Wirthshausleben! Mag es sich nun in den gemeinen Bierhallen und Schnapskneipen oder in feinen Kasinos abspielen, — ist es nicht ein Krebsschaden unseres deutschen Volkes, ein Krebsschaden unseres Familienlebens — ?

Es flimmert Einem vor den Augen, wenn man liest, daß allein in Deutschland jedes Jahr 500 Millionen Mark allein für Branntwein ausgegeben werden. Und wenn man in diese modernen Bierpaläste, „altdeutsche Weinstuben" u. dgl. hineinkommt, so findet man überall, daß durch humoristische Sinnsprüche und „klassische" Bilder das Saufen geadelt wird. Aber während die Männer hier bis in die Nacht hinein sitzen und einer den andern mit seinem Trinktalent übertrumpft, trauert daheim die Familie und darbt vielleicht. Und wenn sie auch nicht äußerlich darbt, so darbt sie innerlich um so mehr. Wenn dann endlich der Vater oder der erwachsene Sohn wiederkommen, so haben sie kein Herz für die Ihrigen, sondern nur das Verlangen, ihren verwüsteten, schweren Kopf in die Kissen zu senken. Nur zu natürlich ist es, daß die Frauen sich auch einen Ersatz suchen in allerlei Gesellschafts-

wesen, in Kaffeeklatsch und Putzsucht und Luxus und in noch schlimmeren Dingen. Und die Kinder — ja, die gehen natürlich ihren eigenen Weg, den Spuren der Eltern folgend.

Aber auch bei solchen Eltern, denen es an sittlichem Ernste und an den bürgerlichen Tugenden nicht fehlt, mangelt es doch nur zu oft an der rechten Fürsorge für die Familie. Es ist ja schön und hochnothwendig, daß der Mann einen großen Eifer für seinen Beruf beweist. Aber wenn er sich in seine Geschäfte so hineinwühlt, daß er nachher kein Herz, kein Auge, kein Ohr, keine Zeit hat für die Seinen und wie ein Geistesabwesender unter ihnen sitzt, — das ist dann doch ein entsetzlich Ding. Es ist ferner schön und gut, daß der Mann ein warmes Herz hat für alle vaterländischen, städtischen und gemeinnützigen Interessen. Es ist seine Pflicht, daß er der Stadt Bestes sucht, darin er lebt, und nach seiner Kraft und Gabe mithilft, daß es seinen Mitbürgern wohlgehe. Aber wenn über allen den ewig neuen Versammlungen für gemeinnützige Zwecke die eigene Familie vernachlässigt wird, — wenn der Hausvater das Herz verliert für die Interessen seiner Nächsten, sich zu Hause langweilt, still und stumm oder gar tyrannisch ist, dann ist's übel bestellt.

Und die Sache wird nicht besser dadurch, daß es statt „gemeinnützige Interessen" heißt: „religiöse Interessen" oder Angelegenheiten des Reiches Gottes. Ich bin wohl über den Verdacht erhaben, daß ich meine Leser davon abhalten will. Ich habe es oft genug gesagt, daß ein Theil unserer Zeit den Angelegenheiten des Reiches Gottes gehört. Aber auch hier gilt doch, daß die eigene Familie dasjenige Stück Gottesreich ist, das uns am nächsten liegt. Es gehört auch viel mehr Demuth, Selbstverleugnung und Geduld dazu, im stillen Heim sich den Seinen zu

widmen, mit ihnen sich zu unterhalten, mit ihnen zu lesen, zu singen, zu spielen, auf die Interessen aller Einzelnen liebend einzugehen, als in christlichen Komité's seine „gewichtige Stimme" vernehmen zu lassen, oder gar in großen Parteiversammlungen und christlich-socialen Vereinigungen zu glänzen. Ja, hier giebt es Lorbeern zu pflücken, die Einem allerdings daheim nicht geboten werden und in all' dem modernen christlichen Getreibe der frommen Lotterien, Bazars, Thee-Meetings, Kaffee-Meetings, Bier-Meetings, Gemeinde-Abende, Jahresfeste spielt, ohne daß man darüber immer klar wird, die persönliche Eitelkeit oft eine sehr große Rolle.

Wer aber darnach strebt, jung zu bleiben mit seiner Jugend, den kleinen und großen Kindern das Haus theuer zu machen und sie an sein Herz und ganz leise und sanft auch an des Heilands Herz zu ketten, der leistet schließlich doch auch dem Vaterlande und dem Reiche Gottes die besten Dienste. Viele Männer und Frauen unserer Zeit, die im Reiche Gottes „mit großem Erfolge" arbeiten, sollten das Wort des Apostels an die Wand schreiben: „So Jemand die Seinen, absonderlich seine Hausgenossen, nicht versorget, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger denn ein Heide."

Kurzum, es sieht mit dem Familienleben überall bei uns nicht so glänzend aus, wie es sollte und könnte, und Jeder, der dies liest, möge an seine Brust schlagen und sich fragen: Bin ich ein Vater, bin ich eine Mutter, wie ich sein soll gegenüber den Kindern, gegenüber den Dienstboten, gegenüber meinem Gatten? Und: wie kann es besser werden, wenn es nicht recht ist? Und hinwiederum: Ich, der ich Sohn oder Tochter im Hause bin, fülle ich meine Stellung aus; bin ich Licht und Salz; bin ich ein Element

des Friedens und der Freude, wie ich es sein sollte? Wie kann es besser werden?

Wahrlich, auf keinem Gebiete des Lebens rächen sich die Unterlassungssünden so schnell und so schwer, wie auf dem Gebiete der Familie, und durch keine Unterlassungssünde zerstören wir unser Glück so, wie durch den Mangel an Liebe und Hingebung gegenüber denen, die Gott selbst uns als die Nächsten gesetzt hat. — Aber nun ist's auch hohe Zeit, daß wir wieder zu den Zelten des alten Israel zurückkehren.

II.

Verschiedenartige Söhne desselben Vaters.

1. Mose 37, V. 2—4.

---

1) Der Vater und sein Liebling.

„Und das ist die Geschichte (Luther: das sind die Geschlechter) Jakobs." So lesen wir Vers 2, und dann geht es weiter: „Joseph war 17 Jahre alt" u. s. w. Von nun an ist nicht, wie man denken könnte, Jakob, sondern Joseph die Hauptperson. Die Geschichte Jakobs geht fast auf in der Geschichte seines Sohnes Joseph. Die andern Söhne, obgleich ihrer zehn sind, können nicht Träger der heiligen Geschichte sein, da sie ganz und gar nach dem Fleisch leben. Der Vater aber ist von jetzt an und bis gegen das Ende (wo er noch einmal in seiner ganzen Bedeutung hervortritt) nur zuschauender und leidender Theilnehmer. Er wird mehr fortgezogen als daß er selbständig handelt. — Es geht bis auf den heutigen Tag in der Regel so, daß ganz allmählich und leise die Söhne und Töchter in den Vordergrund treten und die Eltern, auch ohne es zu beabsichtigen, in den Hintergrund drängen. Das ist der Welt Lauf und darf uns älteren Leute nicht verstimmen. Man kann auch hier sagen: „Die Jugend muß wachsen und das Alter abnehmen." Solch Abnehmen an weltlicher Ehre, Ansehen

und Einfluß wird uns Alten nicht drücken, wenn wir nur zunehmen in dem Herrn und seiner Stärke und von ihm je länger je mehr uns tragen, leiten und erleuchten lassen.

Dieses Abnehmen nun fand bei dem alten Jakob auch statt, ja, es fand bei ihm in einem ganz besonderen Maße statt. Wir können ihm zu unserer Betrübnis den Vorwurf nicht ersparen, daß er theilweise mitschuldig war an den traurigen Verhältnissen in dem Kreise seiner Kinder. Wir wollen das hier besprechen, um solche zu warnen, die in Gefahr sind, ähnliche Irrwege zu gehen.

„Jakob liebte den Joseph mehr als alle seine Kinder." Warum? Etwa, weil er der edelste und frömmste war? Leider kann Moses, der unbestechliche Schreiber unserer Geschichte, diesen Grund nicht in den Vordergrund stellen. Er nennt einen andern, nämlich: „weil er der Sohn seines Alters war". Er hatte ihn viel später erzeugt als alle seine andern Kinder und hätte bequem sein Großvater sein können. Bis zu der vor Kurzem geschehenen Geburt Benjamins war Joseph der Jüngste gewesen. Er war ferner der Sohn des Lieblingsweibes des Patriarchen, der Sohn der schönen Rahel, und dieser schönen Mutter herzerquickendes Bild. Dazu kam nun allerdings, daß er ein frommer Jüngling, ein betender Mensch war, ein ewigkeitsdurstiger Mensch, ein Mensch, der das Böse haßte und bekämpfte und nach innerer Erneuerung strebte. Dieser Joseph allein verstand den Vater in dem Höchsten und Heiligsten, was seine Seele bewegte; diesem Joseph allein gegenüber konnte er sein ganzes Herz aussprechen, mit ihm allein so recht von Herzen beten.

In der Natur der Sache lag es also, daß Joseph dem Herzen des Jakob näher stand, wie die andern Brüder. Und wenn Jakob gerade über diesem Sohne Gott im Himmel täglich besonders dankte, so war das ganz recht und konnte

nicht anders sein. Daß aber seine Freude über diesen Sohn ihn dazu verführte, ihn zu verziehen, ihn allen seinen Kindern vor aller Welt Augen in ganz plumper Weise vorzuziehen, — das war eine arge Thorheit, die sich bald an ihm selbst entsetzlich rächen sollte. Der bunte Rock, den Jakob seinem Sohne schenkte, war ein gestreiftes Gewand, wie es damals die Fürstensöhne trugen. Vermuthlich hat Jakob durch diese Auszeichnung andeuten wollen, daß er ihn zum Erbsohn bestimmt habe.

Man sollte nicht glauben, daß ein so frommer und erleuchteter Mann solche Thorheit hätte begehen können. Er hatte doch in seinem Vaterhause erfahren, was für Jammer und Herzeleid es bringt, wenn die Eltern einen bösen Unterschied unter den Kindern machen. Aber ach, was helfen dem Menschen allermeist die Erfahrungen und Exempel anderer Leute? Die Leidenschaften sind viel stärker als die Gründe der Vernunft und reißen diese mit sich fort, wie ein gewaltiger Strom ein Bollwerk von Korkholz mit sich reißt. Die allermeisten Menschen müssen durch eigenen Schaden klug werden. Auch dann hilft's noch nicht immer, wie der Dichter sagt:

„Durch Schaden wird man klug,
Sagen die klugen Leute;
Schaden litt ich genug,
Doch bin ich ein Narr noch heute."

O weh, o weh! in welche Wirrsal und Trübsal stoßen uns doch unsere Leidenschaften!*)

---

*) Es ist ein Zeichen von der unerbittlichen Wahrhaftigkeit der Bibel, daß uns die Fehler „der Lieblinge Gottes" in der ungeschminktesten Weise vor Augen gestellt werden. Wir haben gesehen, wie das bei dem Manne geschieht, dem Gott selbst den Namen Israel (Gotteskämpfer) giebt. Samuel ferner, der im Ganzen eine so lichte Gestalt ist, hat mißrathene und wie es

Und was nun gerade die Bevorzugung einzelner Kinder vor den andern betrifft, so weiß ich ja, wie viel Mancher und Manche zu ihrer Entschuldigung sagen können. Ich weiß, daß viele Väter und Mütter mit Gebet und Thränen danach ringen müssen, daß sie fähig werden, auch den Kindern, die ihnen schwer zu tragen sind, die volle warme Liebe entgegen zu bringen, — immer wieder entgegen zu bringen. Aber ich beschwöre euch, daß ihr der Gebete und Thränen nicht spart, bis ihr obgelegen seid, falls die Gründe eurer Vernunft zu schwach sind, um euch in die rechte Stellung zu setzen. Wenn beide Eltern ein Kind bevorzugen gegenüber einem oder mehreren andern, oder wenn Vater und Mutter ein Kind gegen das andere „ausspielen", wie es unter den Zelten des Isaak der Fall war, — so könnte ja ihre Vernunft ihnen schon sagen, wie böse das ist. Die einen und die andern sind, so sagt schon die Vernunft und die natürliche Gerechtigkeit, eure Kinder, denen ihr das Leben gabt, die euer Fleisch und Blut an sich tragen, — und auch ihre Fehler sind zum größten Theil eure Fehler. Die einen und die andern sind ein Theil von euch selbst, und ihr seid jedem die ganze Liebe schuldig. Die Vernunft und Lebenserfahrung wird ferner sagen, daß durch jede Art von Bevorzugung ein geheimer Krieg zwischen den Eltern entsteht, daß Neid und Haß

---

scheint, schlecht erzogene Söhne, obgleich er im Hause seines Pflegevaters Eli täglich mit Händen greifen konnte, was für Jammer und Herzeleid es bringt, wenn ein Mann gegen seine Kinder so schwach ist. David, der Liebling Gottes, hat ganz und gar keine Autorität unter seinen Kindern. Aaron, der Hoheprieſter, muß seine beiden Söhne durch ein Strafgericht Gottes an einem Tage hingerafft sehen. So ungeschminkt erzählt uns die Schrift. Soll uns das nicht Muth zu ihrer Wahrheit machen?

Der Verf.

unter den Geschwistern herrschen, daß also Frieden und Glück des Hauses dadurch grundmäßig untergraben werden; daß ferner auch untergraben wird die Autorität der Eltern gegenüber den Kindern, die Pietät der Kinder gegenüber den Eltern; — daß die Herzen der zurückgesetzten Kinder gegen die Eltern kalt und scheu werden; daß andrerseits der oder die Vorgezogene ihnen über den Kopf wachsen und schließlich das allergrößte Herzeleid machen wird. Dies Alles giebt jeder denkende Mensch zu. Die Beispiele dafür liegen überall und zwar massenhaft auf der Straße herum. Und doch — und doch können tausendmal sowohl gebildete als fromme Leute ihre „Affenliebe" nicht überwinden! Solche Ausdrücke: „Das ist wohl Mutters Kind"; „das ist offenbar des Vaters Liebling"; „das ist der Verzug der Eltern" — hört man alle Augenblicke und aller Orten, wenn man Ohren hat. O ihr Väter und Mütter, wenn euch euer Leben lieb ist, und wenn ihr das Leben eurer Kinder sucht, — ringet, ringet mit Gott, bis ihr göttlich liebt, unparteiisch, alle umfassend, allen das ganze Herz gebend!

O du armer alter Jakob, was braueſt du dir da mit deinem bunten Rock für eine Jammersuppe zurecht! Wie verblendet bist du durch deine Liebe, daß du nicht einmal ahnst, was da kommen mußte. „Die Brüder waren dem Joseph feind und konnten ihm kein freundlich Wort zusprechen." Das war der nächste Segen des bunten Rockes. So schuf die Vorliebe des Vaters, die dem Joseph besonders wohlthuen sollte, ihm thatsächlich nur Herzeleid. Er war verlassen im Kreise seiner Brüder; verlassen, verhaßt und bald auch äußerlich ausgestoßen. Wer seine Ohren hat, der hört es schon donnern unter der Erde. Diese unheimliche Stimmung gegen Joseph muß sich bei Menschen, deren Gefühle sogleich in die Faust übergehen, eines Tages

zu einer Katastrophe entwickeln; die schwüle Atmosphäre muß sich entladen. Das ist Naturnothwendigkeit.

Es hätte noch einen Weg gegeben, dies zu verhüten, nämlich ein offenes Aussprechen mit ihm seitens der Brüder. Sie hätten dem Joseph sagen sollen, was sie gegen ihn hatten, ihn ernstlich ersuchen, daß er seinen bunten Rock ablege und sie nicht ferner bei dem Vater verklage. — Offenes Aussprechen — ja das ist eine herrliche Sache! Sie ist so herrlich wie sie selten ist. „Sie konnten ihm kein freundliches Wort sagen," lesen wir. Häßliche Worte durften sie ihm nicht sagen wegen der Gegenwart des Vaters. Freundliche Worte wollten sie ihm nicht sagen. So sagten sie gar nichts mit Worten; so viel mehr gewiß mit höhnischen und zornigen Mienen. Und dies Schweigen war eine furchtbar beredte Sprache; sie hieß: Wir wollen nichts mit dir zu thun haben! O schauerliches Schweigen gegenüber einem Menschen, mit dem man einst freundlich redete. Kennst du es auch? Hast du auch einen Menschen, dem du kein freundlich Wort mehr sagen kannst? Ja? — O dann erzittere über dich selbst. Dann wisse, daß du auf dem Wege der Söhne Jakobs bist. Laß die Sonne nicht untergehen, bis du im Lichte der göttlichen Gnade deine Herzenskälte bezwungen und dich mit deinem Bruder ausgesprochen, ihm offen gesagt hast, was du an ihm tadelst.

Wie viel Jammer, Streit und Zerrissenheit wäre weniger in der Welt, wenn man in großen und kleinen Sachen, „so Jemand Klage hat wider den Andern," es ihm ehrlich, frei und leidenschaftslos, Auge in Auge, sagen wollte. Wie oft stellt sich dann heraus, daß nur Mißverständnisse zu Grunde liegen. Und wenn auch das nicht, wie leicht macht sich in der Regel eine Aussöhnung, wenn man dem warmen Odem und der warmen Hand seines Nächsten begegnet.

Aber ach! dies kommt nicht oft vor, weil die meisten Menschen, leider auch viele Christen, so heldenmüthig sind, lieber zehnmal über einen Menschen zu reden hinter seinem Rücken, als einmal frei in sein Angesicht. O elende Feigheit, Pestilenz, die im Finstern schleicht! Dies Zischeln über unsern Nächsten, der abwesend ist und sich nicht vertheidigen kann! Und das geschieht dann „ganz im Vertrauen" und ganz im Geheimen, und man soll es ihm um Alles in der Welt nicht wieder sagen! Es ist „unter dem Siegel der Verschwiegenheit!" Der Menschenkenner weiß aber, daß dieses Siegel mehr zum Lesen des Briefes lockt, als wenn er im offenen Kouvert steckte. — Ich sage noch einmal: was ist das für ein unmenschliches, schlangenhaftes Wesen! Ihr Männer, wie mögt ihr euch Männer nennen, die ihr solche Feigheit begeht! In den Kaffee- und Theegesellschaften der Frauen aber sollte man lieber Dudelsack- und Trommel-Koncerte aufführen, als schlechte Gerüchte über Abwesende verbreiten. Jeder ehrliche Mann, vollends aber jeder ehrliche Christ sollte das Unwesen des Klatschens und der bösen Nachrede hassen bis auf den Tod, und es brandmarken, wo er es findet. Und wenn die Leser dieser Blätter sich jetzt alle im Geist verbinden wollten, der Feigheit der üblen Nachrede für ewig zu entsagen, so hätte dies arme Büchlein einen Dienst gethan, der zur Verklärung unserer armen Erde und zur dereinstigen Bevölkerung des Himmels mächtig mithelfen würde.

Aber wenn es mitten unter den „ehrlichen, treuherzigen Deutschen" heute noch im Jahre des Heils 1890 so ist, wie es ist, was soll man dann von den verschlagenen schlauen Söhnen des Jakob erwarten? Ganz viel wäre wohl in unserm Falle auch bei einer offenen Aussprache nicht herausgekommen. Warum nicht? Einfach deswegen nicht, weil man sich nicht verstand. Die Gegensätze lagen tiefer,

als in dem Unterschied von buntem Rock und grauem Rock. Wegen der Streifen am Obergewand hätte man sich wohl leicht verständigen können. Schwerer wäre es bereits gewesen, wenn sie von Joseph gefordert hätten, er solle es aufgeben, dem Vater über sie zu berichten. Joseph würde sie dann flehentlich gebeten haben, ein besseres Leben anzufangen, damit sich kein böses Geschrei mehr wider sie erhöbe. Andernfalls aber halte er es für seine Gewissenspflicht, dem Vater Meldung zu thun. Und wenn auch in diesem Verklagen etwas von Selbstgerechtigkeit und Eitelkeit mit eingeflossen ist, wie wir das nicht bezweifeln, so hatte Joseph doch wirklich die Pflicht, dem Vater von den grauenhaften Thaten seiner Brüder Bericht zu geben.

Diese aber hatten für ihren jüngeren Bruder absolut kein Verständnis. Warum nicht? Nun, einfach weil sie und er in zwei verschiedenen Welten lebten. Die einen lebten in der Welt für die Welt, in der Ausübung ihrer Lüste und Leidenschaften. Damit war für sie der Zweck des Lebens erschöpft. Joseph dagegen, obgleich er durchaus kein Engel war, führte ein inneres Leben, ein Gebetsleben, ein Ewigkeitsleben mitten in der Zeit. Wir werden diesen Punkt bald gründlich beleuchten. Wir sagen jetzt nur: es waren zweierlei Welten, in denen sie lebten, zweierlei Leben, was sie lebten. Es war zwischen ihnen nicht der Unterschied der Quantität, sondern der Qualität; also nicht ein Mehr oder Weniger von Sünde. Daß bei den Brüdern auch noch manches Gute war, ist hier Nebensache, desgleichen, daß bei Joseph viel Böses mit unterlief. Die Frage war: was herrschte? und dieser herrschende Geist war hier und dort ein total verschiedener, wie auch Zweck und Ziel des Lebens hier und dort absolut verschieden waren. Kein Wunder, daß man sich nicht verständigen konnte. Man konnte da wohl eins werden über die beste

Zubereitung von Käse, über das Waschen der Wolle, über die Konstruktion eines neuen Webstuhles, — aber sobald es sich um Fragen des Herzens und Gewissens handelte, war jedes Verständnis unmöglich.

Und das ist heute noch so zwischen Weltmenschen und Gottesmenschen. So verschieden wie im innersten Wesen ein Kieselstein und ein Grashalm sind, so verschieden ist ein weltlich gesinnter Mensch und ein wahres Gotteskind. Sie berühren sich in tausend Dingen; aber was das tiefste innerste Wesen angeht, hört jede Berührung, jede Sympathie auf; denn „der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Thorheit und er kann es nicht begreifen." Er kann es nicht; man darf es also auch nicht verlangen. Er kann es nicht, bis Gott ihn erleuchtet, und wir dürfen es ihm auch nicht verübeln, wenn er uns bis dahin belächelt, ja verachtet, verspottet. Es sollte ja noch eine Zeit kommen, wo das Licht Gottes auch die Herzen der zehn Brüder erleuchtete. Aber bis zu dem Zeitpunkte mußten viel Thränen fließen. Vorläufig herrscht unter den Brüdern ein böser Geist.

2) Die entarteten Söhne.

Es hat Gelehrte gegeben, die gar nicht begreifen konnten, daß die Söhne des Jakob wirklich so roh waren. Sie wollten es nicht glauben, daß die Kinder eines so frommen Vaters so verdorben gewesen sein sollten. Und, so sagten sie, nun gar Menschen, die in der grandiosen Einsamkeit einer unverdorbenen Natur lebten und durch den Anblick der erhabenen Werke des Schöpfers fort und fort aufwärts gezogen wurden! — — Aber nur Leute, die die Welt nicht kennen, können so sprechen. Es ist kindisch zu glauben, daß in entlegenen und „unentweihten" Gebirgs-

thälern oder auf einsamen Meeresinseln die reine Unschuld unter den Menschen wohne. Nur Schwärmer und Idealisten können sich das einbilden. Wer näher zusieht, erfährt oft, daß Unsittlichkeit und Schande jeder Art, wenn sie sich erst einmal in solchen isolirten Kreisen eingenistet haben, hier viel fester sitzen und viel unausrottbarer sind als in offenen Städten. Wo die Menschen so massenhaft durcheinanderfluthen, schleicht sich ja allerdings auch allerlei Pestilenz ein, die in abgelegenen Gegenden oft kaum dem Namen nach bekannt ist. Aber es ist auch viel eher möglich und geschieht viel leichter, daß in den Städten eine mächtige Gegenströmung, die Reaktion eines guten Geistes eintritt, als dort. Die Werke des Lichts sind in großen Städten auch in einer Weise organisirt wie nirgends auf dem Lande.

Die einsame Herrlichkeit der Natur und das stete Zusammenleben mit Schafen, Rindern und Kamelen hat durchaus keine Macht, die Herzen zu veredeln. Abraham und David sind weder durch ihre Lämmer, noch durch die himmelanstrebenden Palmen in ihrer Umgebung zu so gewaltigen Zeugen Gottes geworden, sondern dadurch, daß sie dem instinktiven Geschrei ihrer Seele nach dem lebendigen Gott folgten und ihm ihr Herz weit aufthaten, so daß er Wohnung in ihnen machen konnte. Und die Söhne des Jakob konnten durch Thiere und Bäume, Blumen und Sterne so wenig vor einer inneren Verrohung geschützt werden, wie die Südsee-Insulaner durch die paradiesische Natur ihrer Eilande vor dem krassesten Kannibalismus geschützt worden sind.

Man sollte doch endlich den Träumereien von der „reinigenden Wirkung der Natur" Valet geben!

Etwas schwerer ist es zu fassen, daß das Beispiel des Vaters nicht tiefer wirkte. Nun, wir wollen doch

hier schon darauf hindeuten, daß bei den Söhnen später ein besserer Geist durchbricht, und das dürfte mit dem Glaubensleben und mit den Gebeten des Patriarchen in einem tiefen Zusammenhang stehen. Daß sie aber jetzt so tief gesunken sind, geht leider nur zu natürlich zu. Einmal hatte das innere Leben des Jakob, wie wir schon sahen, eine so unglückliche natürliche Hülle. Und die großen Schwächen des Vaters waren dem fleischlichen Auge der Brüder vielmehr offenbar, als der verborgene Schatz seines Herzens. — Dazu kam die Wirrnis mit den verschiedenen Müttern und das demoralisirende Intriguenwesen, das bei der Vielweiberei immer gefunden wird. Wir müssen ferner bedenken, daß die Brüder meist ferne vom Vater ihr Wesen trieben. Jakob war alt und vielleicht auch etwas bequem geworden. Er wohnte Jahr und Tag an einem Platze, wo es ihm behagte; die Söhne aber zogen derweil in den Steppen und Bergen des Landes umher und thaten, wie sie wollten. So entarteten sie denn bald, da keine höhere Macht dem Verderben wehrte.

Wer in der Naturwissenschaft etlichermaßen beschlagen ist, der weiß, was das Wort Entartung bedeutet. Wenn man z. B. einen Garten mit herrlichen Rosen sich selbst überläßt, so findet man nach einer Reihe von Jahren, daß die Rosen zwar nicht ausgestorben, aber daß sie gänzlich entartet sind. Sie sind wieder zurückgesunken in den Zustand der Wildheit, dem ihre Ahnen einst entnommen wurden. — Man hat zahme, veredelte Tauben auf einer einsamen Meeresinsel angesiedelt, und nach zwei bis drei Jahrzehnten entdeckte man, daß sie ganz und gar die Art der wilden Tauben wieder angenommen hatten. Ja, noch mehr. Es giebt gewisse Thiere, die im Wasser leben und zwar in den Gewässern, die von der Sonne beleuchtet sind. Nun hat aber ein Theil dieser „Crustaceen" sich in die

Gewässer lichtleerer Höhlen zurückgezogen. Und was ist geschehen? Sie, die dem Lichte entflohen, haben das Licht ihrer Augen, haben die Augen selbst eingebüßt. Sie liebten die Finsternis mehr als das Licht, und nun ist die Strafe über sie gekommen. Sie sind ihres Augenlichtes beraubt, weil sie sich in eine Lage gebracht haben, wo sie desselben nicht mehr bedurften. Die Natur ist nämlich sparsam; sie verschwendet niemals ihre Gaben an die, die sie verachten.

Nun ist aber unter allen Geschöpfen im Weltgebäude keines so der Veredelung und keines so der Entartung fähig, wie der Mensch. Auch der Sohn der edelsten Familie entartet und verlottert mit rasender Schnelligkeit, wenn er sich in die Kreise gemeiner, unedler Menschen hineinbegiebt. Er entartet bald so, daß man sein angeborenes und anerzogenes Wesen gar nicht mehr wiedererkennt. Wenn Menschen (auch solche, die in christlichen Kreisen aufgewachsen und gebildet sind) auf den schrecklichen Punkt kommen, daß sie die Finsternis mehr lieben als das Licht, so tritt je länger je mehr das furchtbare ein, daß sie das Licht hassen, ja, daß sie schließlich Licht und Finsternis, Gut und Böse gar nicht mehr unterscheiden können. Sie können schließlich das innere Auge ganz verlieren; wie die Crustaceen, von denen wir redeten, im Element der Finsternis das äußere Auge verloren haben. Das eine und das andere geschieht mit Naturnothwendigkeit und nach einem unerbittlichen Naturgesetze.

Nun wollen wir nicht sagen, daß die Söhne des Jakob geradezu geistlich erblindet und innerlich verstockt waren. Aber sie sind entsetzlich roh geworden, da sie sich dem heiligenden Einfluß des Vaters, und, was mehr ist, der Zucht des göttlichen Geistes entzogen. Sie waren, wie wir bald sehen werden, durchaus nicht gleich schlimm. Es werden

vermuthlich von Anfang her sehr bedeutende Unterschiede unter ihnen bestanden haben. Aber es war keiner unter ihnen, der den sittlichen Muth hatte, Sünde — Sünde zu zu nennen, vor der Sünde zu warnen, die göttliche Wahrheit auf den Schild zu erheben und zu einem göttlichen Wandel zu ermahnen. Auch die, die vorübergehend gute Anwandlungen hatten, wagten aus Furcht vor Spott nicht, damit herauszukommen. Und so ging es naturgemäß so, daß die frechsten, leichtsinnigsten und frivolsten den Ton angaben und den „Geist" machten.

Es wäre überflüssig, von Judenjünglingen zu reden, die vor mehr als dreitausend Jahren und weiter als dreitausend Kilometer von uns entfernt hinter Rindern und Kamelen herumwirthschafteten — es wäre müßig, davon zu reden, wenn dasselbe, was ich von ihnen sagte, nicht auch heute noch gälte und zuträfe. O ihr Jünglinge und Jungfrauen, hütet euch vor Gesellschaften, in denen ein leichtfertiger, frivoler Ton herrscht! Vielleicht ziehen euch schöne Menschen oder talentvolle, geistreiche und humoristische Witzbolde in diesen Kreisen mächtig an. Vielleicht denkt ihr gar nicht daran, daß ihr werden wollt wie sie. Aber ihr überschätzt euch, wenn ihr euch vornehmt, daß ihr nach wie vor der Wahrheit und der Tugend treu bleiben wollt. Die Majorität wird euch ersticken. Ihr werdet mit Naturnothwendigkeit in den Proceß der Entartung hineingezogen. Möglicherweise protestirt ihr zuerst noch und sagt: Nein, das und das ist gemein; da spielen wir nicht mit. Aber das unauslöschliche Gelächter, das sich erhebt, wird euch schon bald stumm machen. Vielleicht sagt ihr einmal schüchtern: Nein, so möchten wir nicht handeln; was würde mein Vater sagen? — Aber giftige Hohnworte werden furchtbarer wie ein ganzer Bienenschwarm über euch herfallen. — „O diese Säuglinge" — so wird es nun

heißen — „o diese Säuglinge mögen noch keinen Schritt thun ohne Väterchen und Mütterchen zu fragen. Hundert Jahre nach eurem Tode werdet ihr vielleicht anfangen mündig zu werden. Aus lauter Angst, Sünde zu thun, werdet ihr niemals dazu kommen, aus dem schäumenden Becher der Lust zu trinken, und euer lieber Gott im Himmel wird euch auslachen, daß ihr so dumm seid, vor ihm zu zittern". — Dergleichen Reden sind in solchen Kreisen an der Tagesordnung. Da giebt es nur eine Rettung, und die heißt: Flucht, Scheidung, rücksichtslose Scheidung ohne Zärtlichkeit gegen dich selbst und gegen andre. Und solche Flucht ist der größte Heldenmuth. Bist du zu dieser heldenmüthigen Flucht zu feige, so ist dein Schicksal besiegelt; es heißt: Entartung! Die Beispiele sind in Deutschland heute so häufig, wie sie vor Jahrtausenden in Kanaan waren. Die moralische Welt bleibt sich so gleich wie die sinnliche; denn hier und dort herrschen dieselben unwandelbaren und unerbittlichen Gesetze. — Kurz, in jeder menschlichen Gesellschaft herrscht ein gewisser Geist, ein guter oder böser Geist, und dieser Geist bildet und formt — wenn ich so sagen darf: er knetet allmählich diejenigen, die sich dieser Gemeinschaft ergeben haben, nach einem Grundmuster. In dem Kreise der Jakobssöhne aber herrschte ein böser Geist, und so wurden sie alle entartete Söhne.

Untersuche du den Geist der Gesellschaft, in der du lebst! Ist er so, daß du mit diesen Genossen einmal sterben und ihr ewiges Schicksal theilen möchtest? — Untersuche den Geist der Bücher, die du liesest, der Bilder, die du siehst, der Koncerte, der Theater, die du besuchst! Überall weht ein bestimmter Geist. Treibt er dich in Licht und Wahrheit, Reinheit und göttlichen Frieden, oder ins Gegentheil —? Ich schweige jetzt, damit du redest; besser noch: damit dein Gewissen das Wort nimmt.

III.

Fromm und verkannt.

1. Mos. 37, V. 5—11.

---

1) Warum bin ich wie ich bin?

„Jeder Mensch ist ein Produkt seiner Eltern und seiner Umgebung.“ Diesen Satz las ich letzthin in einem durchaus nicht geistlosen Buche. Vielleicht sind auch manche Leser schnell geneigt ihm zuzustimmen. Aber sie sollten doch vorsichtig sein; denn mit dieser Zustimmung erniedrigen sie sich in die Gesellschaft der Pflanzen und der Thiere. Nun weiß ich wohl, daß es viele moderne „Propheten“ giebt, die den Menschen allerdings nur als ein höher organisirtes Thier betrachten und sogar in die Welt hineinschreiben: „Was ein Mensch ißt, das ist er“ — womit die Brutalität des Materialismus auf die Spitze getrieben wird. Aber wenn wir uns auch mit Ekel davon abwenden, so wollen wir doch das Stück Wahrheit, was in obigem Satze liegt, nicht verkennen. Wer immer die Lebensgeschichte eines Menschen schreiben will, wird sich zunächst mit den Ahnen desselben beschäftigen, und darnach mit der Umgebung, in der er aufgewachsen ist. Er wird darthun, was damit gesagt ist, daß er der Sohn dieser Eltern ist;

er wird nachweisen, wie viele Züge in seinem leiblichen und geistigen Wesen von ihnen herstammen. Er wird zeigen, wie Vieles an dem betreffenden Menschen, wie Vieles in seinem Lieben und Hassen, Thun und Lassen, Sinnen und Sorgen dadurch erklärt wird, daß er der Sohn dieser Eltern ist. Daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt, trifft zwar sehr oft nicht zu; aber es ist doch eine Wahrheit darin. Wenn auch der Mensch nicht wie das Rassepferd das alleinige Produkt seiner Erzeuger ist, so wird er doch Gott im Himmel alle Tage danken müssen, wenn er „von einer guten Art" abstammt.

Das Andere, was in Betracht kommt, ist die Umgebung. „Jeder Mensch ist ein Kind seiner Zeit", so sagt die Weisheit auf der Gasse, und obgleich die größten Geister der Menschheit dem Geiste ihrer Zeit widerstanden und einen neuen Geist geschaffen haben, so gilt es doch von der großen Masse. Die eigenthümlich bestimmte Zeit, in der ein Mensch aufwächst, der Boden, auf dem er seine Entwicklung hat, die geistige Nahrung, die er empfängt, ja sogar die leibliche Nahrung, die gesammten Lebensverhältnisse, die ihn umgeben — können nicht ohne gewaltigen Einfluß auf seine Entwicklung sein. Und du, der du Kinder erziehst, sollst mit Furcht und Zittern darüber wachen, daß sie gute, sittliche Luft, daß sie möglichst viel Himmelsluft einathmen und daß die vergiftenden, hemmenden und verderblichen Einflüsse ihnen fern gehalten werden.

Aber der weiß doch wenig von dem Menschenwesen, der die Menschen als ein Produkt ihrer Eltern und ihrer Umgebung konstruiren zu können meint. Der wird sich doch einfach lächerlich machen, der den Sokrates als das Produkt des Bildhauers Sophroniskus und der Hebamme Phänarete einerseits und des gesammten damaligen athenienſischen Lebens andrerseits hinstellen will. Und in

Goethe erscheint ein Genius, der hundertmal über seine Eltern hinausragt, und der noch weniger dadurch verstanden wird, daß man die Vorzüge zusammenstellt, die der klassische Boden der guten Stadt Frankfurt einem so glänzend beanlagten Knaben bot.

Wenn der Mensch das Produkt seiner Eltern und seiner Umgebung ist — warum sind dann Kain und Abel, die ersten Söhne der ersten Menschen, so grundverschieden? Warum ist David, und warum ist unser Joseph so grundverschieden von seinen Brüdern? Warum treffen wir diese selbigen Verschiedenheiten heute noch auf unsern Kinderstuben, gleichviel, ob sie am Rhein oder an der Rhone, am Nordkap oder am Kap der guten Hoffnung aufgebaut sind? Ein Blick in die Welt zeigt uns, daß der Mensch sich oft hoch über Eltern und Umgebung erhebt, und dann wieder tief darunter hinabsinkt!

Du magst dich winden und wenden wie du willst, — es ist in jedem Menschen ein unbeschreibliches Etwas, das weder durch Eltern noch durch Umgebung in ihn hineingekommen ist; es kann nur erklärt werden als eine originale göttliche Schöpfung. Es ist nicht nöthig, auf so große Genies und weltbewegende Geister wie Moses, Daniel, Plato, Paulus, Luther, Goethe u. s. w. hinzuweisen, — nein, auch zum Verständnis deiner vielleicht sehr mittelmäßig beanlagten Kinder kommst du nicht aus, ohne dies anzuerkennen. Du findest überall eine Eigenthümlichkeit, findest Talente, Triebe, Anlagen oder auch Beschränktheiten, die durch gar nichts zu verstehen sind, bis du auf den Schöpfer und Meister in der Höhe deinen Blick richtest.

Wir wollen an diesem Orte nur von der religiösen Anlage reden. Es ist Lüge und Heuchelei, wenn einer seine durchaus weltliche Gesinnung damit rechtfertigen will, daß er sagt: „Ich habe nun einmal keine reli-

giöse Anlage". Jeder Mensch hat eine religiöse Anlage, so gewiß er ein Mensch ist. In jedem Menschen ist ein Zug, der ihn einwärts und aufwärts treibt, aufwärts zu Gott hin. Von jedem Menschen gilt das Wort Augustins: „Gott, du hast mich zu dir geschaffen und mein Herz ist unruhig, bis es in dir ruht". — Aber das ist zuzugeben, und Jeder kann es an seinen eigenen Kindern sehen, daß bei dem Einen der Zug zum Idealen, bei dem Andern der Zug zum Gemeinen, bei dem Einen der Zug zur Welt, bei dem Andern der Zug zu Gott viel stärker ist, und zwar von Natur. Es ist gar keine Frage, daß der eine Mensch tausendmal mehr zu überwinden hat wie der andere, um wirklich ein frommer Mensch zu werden. Es ist keine Frage, daß der eine viel schwerere sittliche Kämpfe zu kämpfen hat wie sein Bruder, da Jener, sei es in seinem Verstande, sei es in seiner sittlichen und sinnlichen Natur auf Schwierigkeiten stößt, die diesem völlig unbekannt sind. Er wird also auch bei demselben ernsten Streben viel langsamer vorwärts kommen. Darum mahnt das göttliche Wort auch so ernst: „Richtet nicht vor der Zeit!" Wenn wir überhaupt richten wollen, so dürfen wir höchstens das Streben eines Menschen, nie aber die erreichten Resultate zum Maßstabe nehmen.

Ohne Zweifel hat die Prädestinationslehre in den eben berührten Thatsachen die starken Wurzeln ihrer Kraft. Und wahrlich, wer die göttliche Gnadenleitung und Erziehung der Menschenseele mit dem irdischen Leben enden läßt, wird niemals an den schaurigen Konsequenzen dieser Lehre vorbeikommen.

Wir erkennen also voll und ganz an, daß es der eine Mensch viel schwerer hat, gläubig zu werden, als der andere. Aber wir behaupten, daß Gott sich an keiner Seele unbezeugt läßt, und daß er, sei es in dieser oder

in jener Welt, jede Seele in die volle Möglichkeit führen wird, an Christum gläubig zu werden, wenn sie nur will. Wir behaupten ferner, daß auch diejenigen, die (um einen vielgebrauchten Ausdruck aufzunehmen —) religiöse Genies sind, durchaus nicht mit Naturnothwendigkeit fromm werden und daß sie nicht mit Naturnothwendigkeit fromm bleiben, wenn sie es einmal sind. Schließlich ist also nicht die natürliche Anlage, sondern die freie Entscheidung des Willens das Ausschlaggebende. Judas Iscarioth war ohne Zweifel ein religiöser Genius, — und doch wurde er der Verräther, weil er seine Seele der Zucht des Lichtes entzog. Der Apostel Paulus, der größte Knecht Jesu Christi, hält es noch auf dem Höhepunkte seines Lebens für möglich, daß er verwerflich werde, während er Andern predige. Der eine der Schächer auf Golgatha hat schwerlich durch Eltern und Umgebung viel Gutes mit auf seinen Weg bekommen. Auch berechtigt uns nichts dazu, anzunehmen, daß seine religiösen Anlagen bedeutend waren. Dennoch findet er das Herz Gottes, weil er dem himmlischen Lichte nicht widerstrebt. Es ist nicht viel, was er leisten kann. Aber Jesus beurtheilt ihn und beurtheilt Jeden auf seinem besonderen Standpunkte.

Was ich also sagen will, ist dies: Wahre Frömmigkeit ist weder etwas Angeborenes, noch etwas Anerzogenes, noch etwas von Gott Anerschaffenes. Auch im günstigsten Falle bietet dies Alles nur den Zug und das Material zur Frömmigkeit. Diese selbst fängt erst an, wenn der Mensch in Wahrheit spricht: „Ich will, — ich will dem göttlichen Zuge, der in mir ist, folgen. Und so ist auch der Bestand der Frömmigkeit oder des inneren Lebens davon abhängig, daß der fromme Mensch Tag um Tag, Stufe für Stufe, in jeder neuen Lage, bei jeder neuen Anfechtung „dieses ich will" wiederholt. Es kann also aus einem

Frommen ein Gottloser werden, oder aus einem gottlosen Menschen ein frommer; auf den Willen des Menschen kommt schließlich Alles an.

Die Sache ist also nicht die, daß Joseph nun einmal zur Frömmigkeit prädestinirt war und seine Brüder zum Gegentheil. Die Sache ist nicht die, daß Joseph nothwendig fromm bleiben mußte, nachdem er es 17 Jahre lang gewesen war. Ach, wie Viele haben an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten, die einst in diesem Glauben so selig waren! Wie Viele haben die Welt wieder lieb gewonnen, die schon in der oberen Welt ihren Anker ausgeworfen hatten. Wehe denen, die unter frommen oder gottlosen Hüllen das innere Leben zu einem naturnothwendigen Prozeß machen!

2) Inneres und äußeres Leben.

Worin besteht denn nun das innere Leben des Joseph, und worin besteht inneres Leben überhaupt? Ohne Zweifel steht dem inneren Leben das äußere gegenüber. Was das ist, kann man leicht sagen. Es besteht darin, daß ein Mensch nur lebt in den Dingen dieser geschaffenen Welt, daß er in ihr allein seine Wurzeln, in ihr allein seine Ziele hat. Dies kann in einer rohen Weise der Fall sein, so daß es heißt: „Laßt uns essen und trinken und fröhlich sein, denn morgen sind wir todt". Es kann sich auch in einer feinen und edlen Weise vollziehen, da man mit begeisterter Seele den hohen Idealen der Kultur, Kunst und Wissenschaft oder des Vaterlandes nacheifert. Zwischen diesen beiden äußersten Polen liegen eine ganze Menge der verschiedensten Richtungen. Und wir sind weit entfernt, sie alle in einen Topf zu werfen. Diese Menschen hoher Ideale haben ohne Zweifel für den Bestand und für die

Entwickelung der Welt eine unendlich höhere Bedeutung als jene, die sich mit dem lieben Vieh in eine Klasse begeben. Diese Menschen der Ideale stehen auch dem Himmelreich tausendmal näher, als jene. Sie dürfen nur begreifen, daß Christus die Erfüllung aller Ideale ist, und sie werden Christen sein. Also sagen wir, sie sind nicht fern vom Reich Gottes. Aber sie sind doch nicht darin. So lange sie in dem Wesen dieser Welt ihr Leben, ihre Ziele, ihre Zukunft suchen, sind sie gleich jenen auf dem Wege des Verderbens. Eine entsetzliche, alles vernichtende Enttäuschung ist das letzte; denn — „das Wesen dieser Welt vergeht"; wer nur darin gewurzelt ist, der vergeht mit.

Was ist nun aber das innere Leben? — Es wird in der Schrift auch genannt göttliches Leben oder geistliches Leben, weil Gott der Standort, der Quell und das Ziel dieses Lebens ist. Wer ein göttliches Leben führt, ist tief davon durchdrungen, daß es einen lebendigen und persönlichen Gott giebt, einen Gott, der das Wesen und der Urgrund aller geschaffenen Dinge ist; daß dieser Gott das eigentliche Element und Leben der Menschenseele ist, daß der Mensch nur dann zum inneren Frieden und zur Harmonie kommt, wenn er die Verbindung mit Gott sucht, und trotz aller hindernden Mächte aufrecht erhält. Der wahrhaft fromme Mensch ist also darüber aus, Gott zu suchen und zu finden, alles in seiner Gegenwart zu thun, in allen Dingen sich von ihm bestimmen und leiten zu lassen, ihm zu dienen nach bester Erkenntnis und nach bester Kraft und von ihm sich helfen und heilen zu lassen.

Was die Erkenntnis Gottes betrifft, so ist es damit unter den Frommen sehr verschiedenartig bestellt gewesen. Die Erkenntnis war in den verschiedenen Epochen der Geschichte des Reiches Gottes sehr verschieden. Im Evangelium erst findet die Gott suchende Seele eine im höchsten

Sinne des Wortes befriedigende Gotteserkenntnis. Aber wenn auch erst die neutestamentlichen Gottesmenschen in absolutem Sinne mit Paulus sagen können: „Wir haben Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christum", — so würde doch auch ein Paulus nicht daran gedacht haben, den Gläubigen des Alten Testaments das innere Leben abzusprechen. Und wenn ein Abraham, Moses, Jesaias mit Sokrates oder Konfucius zusammengekommen wären, so würden sie willig anerkannt haben, daß sie im besten Sinne Geistesverwandte, Geistesmenschen, fromme Menschen, — daß sie Menschen seien, die ein inneres Leben führten.

Also das Maß der Erkenntnis ist hier nicht das Durchschlagende, sondern der Ernst des Gottsuchens. Es ist also auch das nicht von wesentlicher Bedeutung, ob man von Haus aus eine sittlich schöne Natur hat oder eine unliebenswürdige, eigenwillige, unlautere. Nicht was man von Haus aus ist, giebt den Ausschlag, sondern was man in der Gemeinschaft Gottes werden will. Joseph war von Haus aus das, was man eine schöne Menschenseele nennt; sein Vater mit seinem unlautern und eigenwilligen Wesen war vielleicht das Gegentheil davon, — und doch war er der Israel, der mit Gott gerungen hat und obgelegen ist. Elias hatte in seiner Natur viel mehr zu überwinden als Elisa. Petrus muß sich von Jesu zehnmal strafen lassen, wo Johannes kaum einmal Tadel empfing. In Luthers Natur mußten Felswände durchbrochen werden, von denen ein Melanchthon keine Ahnung hatte. Aber darum sind sie doch Alle gleich fromm und dem Herzen des Herrn gleich nahe und gleich theuer.

Und du, mein Bruder, brauchst nicht irre zu werden an dir, wenn alle Welt dich für einen unliebenswürdigen, ja unlauteren Charakter erklärt, und wenn du es auch wirklich von Hause aus bist. Nicht auf das, was du bist,

sieht der Herr, sondern auf das, was du werden willst in seiner Schule und durch seinen Geist, — ob du wirklich willst, was du willst. Der Frömmste in Gottes Augen ist der, in dessen Seele das „Komm, in mir zu wohnen" den wahrhaftigsten und glühendsten Ausdruck gefunden hat. Und möchte er von Natur der unausstehlichste Mensch sein, und möchten — ich rede thörlich — Millionen von Jahren hingehen, bis in dem göttlichen Schmelzofen diese Natur völlig umgewandelt und von dem göttlichen Element durchläutert ist, — er ist doch der Frömmste. Also auch hier gilt das: „Richtet nicht vor der Zeit!" — Es wird einmal am letzten Ende ein großes Verwundern geben, wenn Gott selbst sagt, welches die Frömmsten gewesen sind.

Wir haben oben von der ungeheuren Bedeutung gesprochen, welche die Umgebung für jedes Lebewesen und nicht am wenigsten für den Menschen hat. Die wahre, allein befriedigende, allein beseligende Umgebung für den Menschen, — das wahre Element eines Menschen ist Gott. Der Mensch ist erst zu sich selbst gekommen, wenn seine Seele nach Gott dürstet, nach dem lebendigen Gott. Er ist erst zum beseligenden Frieden gekommen, wenn seine Seele ganz von Gott durchhaucht und von allen widerstrebenden Elementen erlöst ist. Verachtet der Mensch aber dieses göttliche Element, so begeht er einen Selbstmord. Er sinkt in die Reihe der Naturwesen zurück, und es macht dabei keinen Unterschied, ob er ein Philosoph oder ein Seiltänzer ist. — Wo aber Menschen, dem eingeborenen Gotteszuge folgend, die göttliche Umgebung suchten, da haben sie ihn auch gefunden, trotzdem die weltliche Umgebung so ungünstig wie möglich war. Männer wie Noah, Elias und Jeremias z. B. lebten in einer Zeit allgemeiner Verderbnis und Gottentfremdung. Sie fanden in ihrer Umgebung nur Hindernisse des Glaubens, und doch waren

sie, was sie waren. Auch Joseph hatte es zu seiner Zeit sehr schwer, ein göttliches Leben zu führen. Sein Vater Jakob war allerdings ein frommer Mann, und ohne Zweifel verdankte ihm Joseph auch das Beste, aber wir haben schon gesehen, daß die Frömmigkeit des Patriarchen an sehr unangenehme Gefäße gebunden war. Man konnte sich leicht daran stoßen. Von seiner Mutter hatte Joseph die Schönheit geerbt, eine sehr angenehme, aber auch sehr verhängnisvolle Mitgift. Ich weiß wohl, daß die Welt einem schönen Manne viel, und einer schönen Frau Alles verzeiht; aber das kann uns doch nicht abhalten, zu bezeugen, daß Rahel nach Allem, was uns die Schrift berichtet, eine herrische, eigenwillige, selbstsüchtige Frau war, die sich aus dem angeerbten heidnischen Wesen nicht losmachen konnte und wollte.

Also von Seiten der Mutter hat Joseph sein geistliches Leben gewiß nicht empfangen. Von den Brüdern schweigen wir vollends; so viel Brüder, so viel Hindernisse des Glaubens. Und übrigens gab es keine Gemeinschaft der Heiligen in seiner Nähe. Von einer Bibel, darin er sich hätte erbauen können, war erst recht keine Rede. Seine religiöse Erkenntnis beschränkte sich auf die Überlieferungen von Schöpfung, Paradies, Sündenfall, Sündfluth, neuer Bundschließung Gottes mit Noah, babylonischer Zerstreuung und vor allen Dingen auf den Bund Gottes mit Abraham, seinem Urgroßvater. Diese Überlieferungen sind ihm ohne Zweifel durch Jakob übermittelt worden. Und darin war für die lautere Seele Josephs auch Antrieb und Kraft genug, um sie in den stillen, ernsten Wandel mit Gott hineinzuführen.

3) Zwischen den Zeilen.

Man könnte mir freilich entgegnen: „Wo steht denn etwas von der großen Frömmigkeit des Joseph; wo steht

etwas von seinem Gebetsleben; wo wird sein Gottvertrauen bezeugt?" — Ich gebe zu, daß in der ganzen Josephsgeschichte niemals steht: „Joseph glaubte an Gott, und das wurde ihm zur Gerechtigkeit gerechnet." Ich gebe zu, daß an keiner einzigen Stelle gesagt wird: „Und Joseph betete." Aber zwischen den Zeilen steht's überall. Wer in der Bibel nicht zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der versteht überhaupt nicht, die Bibel zu lesen. Es steht auch nicht geschrieben, daß Lot unrecht gehandelt habe, als er sich in die Mitte der Sodomiter begab. Wir hören ferner kein Wort des Tadels darüber, daß Jakob und Rebekka den alten Isaak betrügen; kein Wort des Tadels, daß die zehn Söhne Jakobs ihren Bruder verkaufen. Nicht durch Worte redet Gott, sondern durch nachfolgende Gerichte oder Segnungen. Bei Joseph ist es ebenso. Es wird in seiner ganzen Geschichte niemals ein besonderes Gnadenwort erwähnt, womit Gott im Geheimen den Joseph getröstet habe. Aber der Umstand, daß er alleweil freudig bleibt, redet lauter von der Gnadengegenwart Gottes, als alle Worte es thun könnten. — So ist auch in diesem ganzen 37. Kapitel mit keiner Silbe von Josephs Frömmigkeit geredet. Er ist schon lange in Ägypten, da kommt eine Gelegenheit (ich meine die Anfechtung durch Potiphars Weib), wo er es auch ausspricht, daß ihm die göttliche Gemeinschaft und Umgebung mehr gilt, wie die ganze Welt mit aller ihrer Herrlichkeit, ja, wie sein eigenes zeitliches Leben. Da wird offenbar, daß das innere Leben sein eigentlicher Lebensgrund ist. Dies, daß er hier der Versuchung so heldenhaft widersteht, ist nicht das innere Leben. Auch Gebet, Bibellesen, Kirchengehen, Ausrichten von Liebeswerken, Gemeinschaft mit Gotteskindern, Kampf wider das Böse, — dies Alles und Anderes ist bis auf den heutigen Tag nicht das innere Leben. Es sind das alles nur Früchte und Folgen davon, oder es

sind Nahrungsmittel für das innere Leben. Dieses selbst besteht einzig und allein in der unsichtbaren Verbindung mit dem unsichtbaren Gott.

Dieser geheime Lebensgrund tritt bei Joseph fort und fort heraus, wie wir noch im Einzelnen erkennen werden, und nur vermöge dieses geheimen Lebensgrundes ist er die ideale Gestalt, die er geworden ist. Auf diesen Grund aber weisen uns auch

4) Josephs Träume

hin. Ich habe durchaus nicht die Absicht, hier eine Abhandlung über Ursprung, Wesen und Bedeutung der Träume zu schreiben. Hierüber wie über das Ahnungsvermögen, über Sympathie, über magnetischen Schlaf, über Somnambulismus u. dgl. giebt es dickleibige Bücher genug. Sie weisen uns hinein in ein geheimnisvolles und oft auch unheimliches Gebiet des menschlichen Wesens. — Wer das Leben der Menschheit auch nur ein wenig kennt, der weiß es, daß sehr oft Träume wirkliche Prophezeiungen waren. Mag man nun solche Träume aus göttlicher Offenbarung herleiten, oder aus schlummernden Eigenschaften der Seele, die im Schlafe das Selbstbewußtsein verloren hat, oder aus der geheimnisvollen Macht der Sympathie, oder aus noch anderen Ursachen, — das geht uns hier nichts an. Für uns ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der verborgene Gott je und je durch Träume sich den Menschen offenbart hat. Daß Träume Schäume sind, ist eine gemeine Rede, und was die Mehrzahl der Träume anbetrifft, so läßt sich auch dagegen nichts erwidern. Unter fünfzig Träumen mögen neunundvierzig nur Schäume sein; aber bei dem fünfzigsten oder fünfhundertsten trifft es nicht zu; da war mehr als das, da war oder ist eine göttliche Einwirkung.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich Gott häufiger durch Träume offenbart hat da, wo keine geschriebene Gottesoffenbarung vorhanden war. Der Gott, der sich an keinem Menschen unbezeugt lassen will, redete z. B. zu Pharao und zu Nebukadnezar durch Träume, während für Kaiser Karl den Großen und Wilhelm I. viel klarere Quellen sprudelten.

Gewiß ist, daß in dem Leben des Joseph die Träume eine große Bedeutung haben, und zwar zielen sie alle auf seine Erhöhung hin, ja, sie sind die göttlichen Mittel, um diese Erhöhung zu bewirken. Die Träume, von denen unser Text erzählt, sollen dem Joseph sagen, daß Gott große Dinge mit ihm vorhabe. Freilich wird er gerade infolge dieser Träume zunächst in die Sklaverei verkauft. Aber obgleich diese Führung scheinbar so viel heißt als: „Du wirst im Staube zertreten, du bist von Gott verlassen," — so ist sie doch unumgänglich nöthig, um ihn innerlich zu läutern und zum Empfang der Herrlichkeit geschickt zu machen. Daß aber Joseph hier zweimal unter verschiedenem Bilde dasselbe träumt, soll ihn in der Sache so viel gewisser machen. Es ist das später nicht anders bei den Träumen, die dem Pharao geschenkt werden.

Die ersten Träume hat Joseph selbst gehabt, und er kann sie nicht deuten; es ist ihm räthselhaft, wie ihre Erfüllung geschehen könne. — Das zweite Paar Träume ist Anderen gegeben: diese selbst können sie nicht deuten. Hier ist Joseph der, dem Gott die Macht der Deutung gegeben hat. (1. Mose 49, V. 9—13.) Die Träume des Bäckers und des Mundschenken sind an und für sich von sehr untergeordneter Bedeutung; aber dadurch, daß Joseph sie deutet, geschieht es, daß er seiner Zeit an den Königshof berufen wird. Bei dem Pharao handelt es sich um echt königliche Träume, die für die Erhaltung großer Länder und Völker

von höchster Bedeutung sind. Aber der Weltherrscher versteht seine eigenen Träume nicht, und auch seine Traumdeuter dürfen nicht auf die richtige Deutung verfallen, obgleich sie sehr nahe lag. Gott wollte gerade den Joseph dadurch zum Haupte eines gewaltigen Volkes und zum Retter des Hauses Israel machen, daß er ihn diese Träume deuten ließ. (1. Mos. 41, V. 15 u. ff.)

Mag man also übrigens das Träumen erklären, wie man will, — daß auch unsere Träume kein Zufall sind, daß Gott dahintersteht, wird Niemand leugnen, der nicht Gott leugnet. Wer es glaubt, daß die menschliche Natur Gott verwandt ist, — wie sollte es dem Schwierigkeiten machen zu glauben, daß Gott sich der Menschenseele, die auf ihn angelegt ist, gerade dann offenbart, wenn sie in absoluter Stille ist und sich ihres Selbstbewußtseins begeben hat? Davon, daß unser Gewissen, unsere geheimsten Wünsche, Pläne, Hoffnungen und Ängste im Traume oft besser „zu Wort kommen" als im wachen Zustande, — kann jeder Leser berichten. Ja, durch Träume hat Gott je und je zu den Menschen geredet. Daß vollends aber in den Träumen der Josephsgeschichte die göttliche Einwirkung eine ganz offenbare und planmäßige ist, leuchtet uns leicht ein.

Gott hat also zu der fragenden, forschenden Seele des Joseph geredet durch die Träume, von denen unser Kapitel berichtet. Er hat es nicht für bedenklich gefunden, dem Jüngling von ferne die Höhe zu zeigen, dahin er ihn einst führen werde. Freilich wagt Joseph selbst nicht diese Träume zu deuten. Er erzählt den ersten, der von den Garben handelt, in aller Einfalt seinen Brüdern. Diese deuten ihn sofort: „Solltest du unser König werden und über uns herrschen?" — Und sie wurden ihm noch feindlicher um seiner Träume willen. Wir dürfen uns darüber nicht wundern. Vielleicht sahen sie den Traum auch nur als eine Er-

findung des Joseph an und glaubten, daß er in diese Form der Rede seine Wünsche einkleide. Das ist vermuthlich auch in alten Tagen oft geschehen, da es in der Gegenwart alle Tage geschieht. Es war auch, gelinde gesagt, thöricht von Joseph, daß er seinen Traum erzählte. Wenn er das menschliche Herz, wenn er speziell seine eigenen Brüder ein wenig kannte, so mußte er wissen, welch' einen Sturm dieser Traum heraufbeschwören würde. Aber ob nun ein Stück Eitelkeit dabei war, oder ob seine Seele so ganz erfüllt war von dem innerlich Erlebten, daß ihm das Schweigen unmöglich war, — genug er kommt damit heraus. Und auch den zweiten Traum, daß Sonne, Mond und Sterne sich vor ihm neigen, erzählt er mit einer bewundernswürdigen Naivität und Unschuld. Die Bedeutung lag wieder auf der Hand. Diesmal sind auch sein Vater und Mutter unter denen, die sich vor ihm neigen. Und diesmal hat Joseph selbst den Vater gegen sich, den Vater, der doch sonst Alles an dem Sohne gut und schön findet. Ach, und dies eine Mal, wo der Vater ihn tadelt, tadelt er ihn mit Unrecht. Ganz geheuer ist dem Patriarchen übrigens selbst nicht bei seiner Strafrede gewesen; der Berichterstatter bemerkt: „Sein Vater behielt alle diese Worte", d. h. sie gingen ihm doch nach, obwohl er sie als die Worte eines eitlen Thoren getadelt hatte. Es kam doch wohl die Ahnung über ihn, daß es sich hier um etwas Anderes als um ein bloßes Phantasiegebilde handele.

Joseph war wirklich so unschuldig an dem Traume, wie ein zweijähriges Kind an dem seinigen. Der Vater hätte ihn tadeln können, daß er seinen Traum erzählen mochte. Eine Jungfrau, der ein thörichter Mann gesagt hat: „Du bist das lieblichste Mädchen, das ich jemals gesehen habe", mag ganz unschuldig an dieser thörichten Rede sein. Sie wird aber wohl thun, solche Worte als eine Narrenrede zu

vergessen; jedenfalls würde es sehr unweiblich sein, wenn sie Andern gegenüber derselben Erwähnung thäte, selbst wenn sie nicht das Bewußtsein oder die Absicht hätte, sich damit zu brüsten.

5) „Schädliche Fliegen in der Salbe".

Klar geworden war sich Joseph darüber also wohl nicht, daß ein Stück Eitelkeit mit in seine Mittheilungen hineingeflossen war. Es war aber doch so; es waren in die heilige Salbe schädliche Fliegen eingedrungen (Prediger Salomo 10, V. 1). Und etwas Selbstgerechtigkeit wird auch wohl dabei gewesen sein, wenn er seinem Vater Bericht gab von allem bösen Geschrei, das über die Brüder laut wurde. Es war zu menschlich, zu natürlich, daß er sich auf seine Tugend und Frömmigkeit etwas zu Gute that, daß er ein wenig pharisäisch auf „die wüste Bande" um ihn herunterblickte, daß er sich für den einzigen und wahren geistlichen Nachkommen Abrahams ansah. Die Sonne der väterlichen Gunst und Vorliebe wird ihm ohnedies auch bald wieder geleuchtet haben. Und gerade diese väterliche Vorliebe mußte die Gefahr der Selbstgerechtigkeit vergrößern. Das Gift der Selbstgerechtigkeit aber ist das gefährlichste von allen Giften, das der Teufel erfunden hat, um Menschenseelen zu verderben. Und es ist das gefährlichste, weil es am schwersten als Gift erkannt, und also auch am schwersten bekämpft wird. Selbstgerechtigkeit ist das exakte Gegentheil des wahren Kindesstandes Gott gegenüber; denn nur den Demüthigen giebt er Gnade, nur dem Demüthigen kann er sich selbst geben. Gnade ist das Element Gottes; der Selbstgerechte aber bedarf, wie er meint, der Gnade nicht. Gott erkannte bei Joseph die Gefahr. Um ihn für

die Gnade ganz und gar fähig zu machen, führte er ihn gnädiglich in Wege der tiefsten Erniedrigung.

Ich sehe im Geiste manche fromme Kinder frommer Eltern, besonders Jungfrauen, die man bei oberflächlicher Bekanntschaft für unbefleckt von der Sünde halten möchte. Von Kindesbeinen an haben sie Gottes Wort gehört aus geweihtem Munde; von Kindheit an haben sie den Heiland geliebt. Nichts scheint ihnen natürlicher, als Jesum zu lieben. Nichts scheint ihnen unnatürlicher, unmenschlicher, verabscheuungswürdiger, als an dem Heil in Christo zu zweifeln, — überhaupt an irgend etwas zu zweifeln, das in der Bibel geschrieben steht. Ich erkenne die Vorzüge solcher begnadigten Seelen, die niemals von Schwankungen wußten, die auch niemals in das Gemeine versunken sind, die je und je in Werken heiliger Liebe thätig waren, — ich erkenne die Vorzüge und den Adel dieser Menschen vollkommen an. Aber sie sollen sich doch auch klar werden über die Gefahren, in denen ihre Seele gleich der des Joseph schwebt. Und diese Gefahren sind sehr groß; es sind die Gefahren einer feinen Selbstgerechtigkeit, einer geheimen Selbstgefälligkeit; es ist die Gefahr, daß man im Wesentlichen meint fertig zu sein. Die Menschen, von denen ich rede, sind sich über diesen Zustand nicht klar. Ja, wenn sie das wären, so wollten sie ihn wohl bald angreifen; denn ich spreche ja hier von aufrichtigen Seelen. Wenn diese, die ich meine, sagen: „Es ist ja Alles Gnade, was wir sind und haben," — wenn sie sich mit sämmtlichen Menschen zusammenfassen und sagen: „Wir sind alle miteinander arme Sünder und haben kein Verdienst vor Gott", — so sprechen sie nicht wissentlich die Unwahrheit. Doch und dennoch hat sich in die Tiefe ihres Seelengrundes ein höchst verderbliches *Behagen an sich selbst* eingenistet, und das offenbart sich besonders in einem oft herben, ver-

werflichen Urtheile über Christen, die sittlich noch tiefer stehen als sie, vollends über solche Menschen, die noch in Unglauben, Zweifel oder gar in der Feindschaft gegen das Evangelium verfangen sind.

Die Erfahrung lehrt, daß Gott, der heilige Meister und Menschenhüter in der Höhe, solche adelige, aber zu aristokratischem Stolze geneigte Seelen in besondere Tiefen führen muß, in die Gluthen heißer Schmelzöfen, damit die verborgene Tücke in ihnen offenbar werde. Fernerstehende wundern sich dann gewöhnlich darüber, daß Gott es für gut befindet, diese „reinen, lauteren Seelen" in die Fluth des Leidens einzutauchen. Sie stehen dann und reden von den dunklen Wegen Gottes, oder hadern gar im Geheimen mit dem Heiligen in der Höhe. Jene selbst aber wundern sich am wenigsten, nachdem sie das erste Verwundern verwunden haben. Sie merken bald, was der Herr ihnen zu sagen hat.

O, was kommt da unter der züchtigenden Hand Gottes Alles heraus; was wird da Alles offenbar! allerlei geheimer Bann, an den man nicht gedacht, allerlei böse Verliebtheit in die eigene Art und in das eigene Thun und Wirken, allerlei fromm maskirter Eigenruhm, Unwahrhaftigkeit gegen Andere und gegen sich selbst; böser Widerwillen gegen unsympathische Menschen, fein verkleidete Unversöhnlichkeit u. s. w. Da muß man sich dann schämen, wenn man sieht, wie Vieles noch zu vergeben ist. Da wird man dann so klein, so arm, so niedrig, und kommt nun erst recht eigentlich auf das Armesünder-Bänkchen, davon man schon so viel geredet hatte.

Aber nun ist auch der Augenblick gekommen, wo des Goldschmiedes Bild wie nie zuvor rein und ungebrochen im Golde erglänzt. Nun gilt das Dichterwort:

„In der wellenlosen Stille,
Über tiefem Meeresgrund,
Thut sich mir dein Gotteswille
In dem schönsten Spiegel kund;
Da nur kann dein Odem wehn,
Wo die Stürme schlafen gehn." — —

Ich rede von uns. Ich rede von Joseph. Ich wollte nicht etwa im Voraus Gott rechtfertigen; ach nein, dessen bedarf er nicht. Nein, nicht rechtfertigen wollte ich ihn wegen der furchtbaren Trübsalstiefen, in die er „die schöne reine Seele" des Joseph führt; aber ich wollte für das Verständnis des folgenden den Weg bahnen. Denn nun wird es bald heißen: „Du verwandelst dich in einen Grausamen, du bist wie ein Born, der nicht mehr quellen will."

IV.

Die Hölle thut sich auf.

1. Mos. 37, V. 12—28.

---

1) Der Giftbaum „Neid".

„Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen; denn daselbst verheißt der Herr Segen und Leben immer und ewiglich" — das ist ein köstlicher Klang aus einem alten heiligen Liede (Psalm 133). Es dürften wenig Worte in der Bibel stehen, die so den allgemeinen Beifall aller anständigen Menschen finden, wie diese hier. Bis auf den heutigen Tag wird man überall den Segen und das Glück des Hauses preisen, wo die Brüder und Schwestern, gleichviel ob sie noch unmündig oder schon erwachsen sind, in Eintracht und im Frieden zusammen wohnen, einander helfen und dienen, einander in die Hände arbeiten, einer des andern Last tragend, gegenseitig einer der Vorzüge des andern sich neidlos freuend. Ja, wo es so ist, da ist auch in unscheinbaren äußeren Verhältnissen dennoch eine Vorhalle des Himmels. Und das wird am sichersten und am schönsten da der Fall sein, wo die Liebe Christi alle Herzen vereinigt, wie es unter den drei Geschwistern in Bethanien oder unter den Söhnen des Jonas und des Zebedäus der Fall war.

Mit Kummer aber müssen wir sagen, daß entsetzlich oft mitten in der Christenheit keine Rede davon ist, daß die Geschwister einträchtig bei einander wohnen. Wie oft herrscht gerade da Zank und Streit, und zwar unter großen und kleinen Geschwistern! Jedes möchte das beste sein und das beste haben. Da ärgert sich eines, daß das andere schöner oder talentvoller ist und von den Freunden des Hauses bevorzugt wird. Da sucht eines das andere bei den Eltern und sonst anzuschwärzen, um dadurch selbst im Werthe zu steigen, u. s. w. O ihr Brüder und Schwestern, die dies lesen, ihr sollt schaudern, wenn es in eurem Kreise so ist. Da muß es dann heißen: „Wehe, wie häßlich und unheilvoll ist es, wenn Brüder und Schwestern in Neid und Zank miteinander leben. Daselbst bricht Jammer und Finsternis herein für Zeit und Ewigkeit!" — So war es gleich in der ersten Menschenfamilie, wo Kain den Abel neidete. So war es in der Familie des Isai, wo David bloß um seiner inneren Vorzüge willen von den Brüdern gehaßt wurde. Am traurigsten aber steht es damit in der Familie Israels, mit der wir es zu thun haben. Daß da viererlei Kinder von vier Müttern sind, ist freilich eine Grundursache der Zerrissenheit. Der Hausvater hat dann durch die Bevorzugung des Joseph, wie wir sahen, die Sache noch schlimmer gemacht, als sie ohnedies schon war. Aber das Hauptübel liegt doch in den zehn Söhnen, die dem Dämon des Neides unbestrittene Herrschaft in ihrem Herzen lassen.

Es ist noch nicht sehr lange her, da hat ein preußischer Finanzminister an hoher Stelle gesagt: „Die Börse ist ein Giftbaum". Nun, er wird ja gewußt haben, was er sagte, und ich habe jedenfalls den Muth des Mannes bewundert, der die Weltmacht Börse nicht fürchtete. Er hätte die Worte sicher nicht ausgesprochen, wenn er nicht

fest von der Wahrheit seines Spruches überzeugt gewesen wäre. Ich will ihm aber doch nicht so schlankweg zustimmen; denn ich sehe nicht ein, warum ich mir alle Börsenmänner zu Feinden machen und warum ich ihnen dies Büchlein verleiden soll.

Aber Börsenmänner, Minister, Schauspieler, Bauern und Geschäftsleute, ja schon die Schulkinder männlichen und weiblichen Geschlechts, — alle, alle Menschen, die nur ein klein Wenig wissen, wie ein Mensch inwendig aussieht, werden mir zugeben, daß der Neid ein Giftbaum ist, — daß der Neid eine weit verbreitete Sünde ist, und ferner, daß er ebenso widerwärtig als allgemein ist. Ja, wer, — wäre es auch der selbstgerechteste Pharisäer, — wer wäre so verblendet über sich selbst, daß er sich nicht dieser Sünde zeihen müßte! „Ich würde nicht an die allgemeine Sündhaftigkeit glauben, wenn der verfluchte Neid nicht wäre; aber wenn dieses Wort genannt wird, so muß auch der treuherzigste Biedermann erblassen.“ So hörte ich einmal Jemand sagen. So habe auch ich schon öfters einen Menschen, der es beleidigend fand, daß auch er ein Sünder sein sollte, stumm und still gemacht, indem ich ihm das Schlangengezüchte des Neides in seinem eigenen Herzen zeigte.

Der Neid trieb den Teufel, die glückseligen Menschen zur Sünde zu verführen und so in das Element der Gottesferne hineinzuziehen. Der Neid war es, der den ersten Menschensohn trieb, seinen Bruder zu erschlagen. Der Neid der Hohenpriester brachte (menschlich zu reden) den Heiland an's Kreuz. Der Neid, der unter den großen Nationen der Erde herrscht, ist die Ursache, daß die Welt von Waffen starrt. Wie es aber unter den gesammten Völkern ist, so ist es unter den einzelnen Menschen, unter Geschäftskonkurrenten, unter Bierwirthen, unter Künstlern, Eseltreibern, Fischweibern, Professoren, Schuljungen, Ministern,

— überall, überall der Giftbaum Neid! Man weiß nicht, ob man sagen soll, daß der Neid mehr dämonisch oder mehr natürlich ist. Ach, gerade daran, daß man schwanken muß, welcher Ausdruck zu wählen sei, gerade daran erkennt man, daß unsere Naturart mit dem dämonischen Wesen in einer nur zu nahen Verwandtschaft steht.

Jeder tiefer denkende Mensch haßt den Neid; und dennoch, obgleich er ihn haßt, unterliegt er ihm. Ja, gerade hier tritt unser Verderben in das schauerlichste Licht. Hier wie nirgends bewahrheitet sich das Wort des Apostels: „Das Gute, das ich will, das thue ich nicht; das Böse, das ich nicht will, das thue ich.“ Wahrlich, wem die Erfahrung des innerlich fressenden Neides noch niemals das Auge mit Thränen gefüllt hat, der weiß noch wenig von der göttlichen Traurigkeit. Einzelne hochbegnadete Seelen, die davon befreit bleiben mögen, sind nur Ausnahmen, welche die Regel bekräftigen.

O, wie schwer ist es auch den Besten, sich über ein besonderes Glück, das Anderen widerfährt, von Herzen zu freuen! Wie schwer ist es uns, die Vorzüge, die leiblichen oder geistigen Vorzüge Anderer, rückhaltlos anzuerkennen! Wie schwer ist es uns, uns vor Schadenfreude zu hüten, zumal wenn Einer, der uns den Rang abgelaufen hatte, nun in den Staub zu liegen kommt. Wie so natürlich ist der Stufengang, daß wir erst den „unschuldigen Wunsch“ haben, das zu besitzen, was unser Nächster vor uns voraus hat, daß aber dann dieser unschuldige oder unfruchtbare Wunsch sich bald ganz geheim in einen Widerwillen gegen den verwandelt, der uns in Schatten stellt!

Unser Gott hat wohl gewußt, warum er die zehn Gebote ausklingen ließ in dem Wort: „Laß dich nicht gelüsten!“ Indem wir dem unedlen Gelüste nach dem, was uns versagt, unserm Nächsten aber gegeben ist, Raum gelassen

in unserm Herzen, verschiebt sich unmerklich das rechte Verhältnis zu dem Mitmenschen. An die Stelle der Liebe, die sein Bestes sucht, tritt eine Stimmung, die ihn herunterseßen und herunterdrängen möchte. Unser Herz wird kalt gegen den Nächsten; ja, es tritt eine heimliche Bitterkeit ein, und aus diesem kalten und bittern Herzen kommen nun arge Gedanken. Ob sie zu bösen Worten des Zankes oder der Verleumdung, oder ob sie gar zu Thaten werden, durch welche wir geradezu das höhere Glück des Nächsten zu zerstören versuchen, — das kommt auf den Charakter des Neidischen an und auf die Verhältnisse, in denen er lebt. Kluge und gebildete Leute, die in gebildeter Gesellschaft leben, sind mit der Äußerung ihres Neides sehr vorsichtig; nicht, weil sie den Beneideten schonen wollen, — im Gegentheil, dem schadeten sie gerne, soviel als möglich. Aber sich selbst wollen sie schonen. Sie wissen wohl, daß man um seines Neides willen auch unter den Neidischen verlacht und verachtet wird. Hier gilt es also Vorsicht; es gilt, seine Sprache gebrauchen, um die Gedanken zu verstecken.

Aber wenn es bei solchen Neidischen auch niemals zu einer äußeren Explosion kommt, so ist das innerlich schwälende Feuer für den Betreffenden so viel verderblicher, und es ist so viel schwerer zu löschen, weil Niemand daran kommen kann. Die Ewigkeit wird einmal offenbar machen, daß zahllose Seelen dadurch verderbet wurden, daß sie sich durch heimlichen Neid und Haß verzehren ließen.

Und damit das nicht bei dir der Fall sei, so untersuche dein Herz täglich! Setze nur nicht voraus, daß bei dir, als bei einem Kinde Gottes, der Neid nicht eingewurzelt sein könne. Er schleicht sich oft unter sehr frommen Masken ein, er ist oft das verborgene Gift, das alles Wirken des göttlichen Geistes verderbet. Forsche also wohl

nach, ob nicht der und die dir bloß deswegen „unausstehlich" sind, weil du sie beneidest. Der Neid ist die Tochter der begehrlichen Selbstsucht, also das Gegentheil der selbstlosen Liebe, welche allein zur himmlischen Gemeinschaft fähig macht.

Ich habe soeben von Solchen geredet, die aus Klugheit oder Feigheit den Neid in sich verschließen, oder die gar nicht einmal so weit kommen, daß sie den Neid als Neid erkennen. Bei plumpen, rohen oder heißblütigen Naturen, vollends bei den sogenannten Naturmenschen (wie die Söhne Jakobs waren) oder auch bei solchen Menschen, die mächtig genug sind, so daß sie nach Niemand zu fragen brauchen, — kann man es mit Händen greifen und mit Augen sehen, wie der Neid zum Haß, der Haß zur That wird. Hier entwickelt sich mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes der Neid zum Streit, und je nachdem zum Mord oder zu anderer greifbarer Unthat. Kains Neid wuchs trotz aller Warnung seitens des treuen Gottes bald zum Todtschlag heran. Der neidische Saul suchte den David an die Wand zu spießen; er war ja der König und brauchte keinen Rächer zu fürchten. Die neidischen Hohenpriester wußten Jesum an's Kreuz zu bringen; sie waren ja theologisch und juristisch gebildet genug, um ihren Neid als Eifer für „Thron und Altar" zu verkleiden. Bei den Söhnen Jakobs kam es aber nur darauf an, daß sie den Vater, vor dem sie denn doch noch einen heiligen Respekt hatten, täuschten.

Und die Stunde schlug bald genug. „Es kam ein gelegener Tag", (so heißt es einmal im Evangelium) — ein gelegener Tag für die Herodias, die den edlen Täufer Johannes aus der Welt schaffen wollte. Ach, für die Gottlosen kommt der gelegene Tag immer; sie schauen ebenso lange darnach aus, bis er da ist. — Der gelegene

Tag, Gutes zu thun, Opfer zu bringen, sich selbst zu opfern, kommt leider für fromm-gesinnte Leute oft gar nicht. Warum nicht? Vermuthlich, weil sie nicht so sehnsuchtsvoll darnach ausschauen; vermuthlich, weil ihre heilige Leidenschaft nicht so heiß ist wie jene unheilige. Vermuthlich finden sie deswegen immer, daß es nicht an der Zeit ist, weil sie doch nicht wirklich willig sind. Das sollte Jedem zu denken geben! — Genug, es kam ein gelegener Tag für die zehn Söhne des Jakob; da wurde die innere Hölle zur äußeren Hölle; da reiften

2) die Früchte des Giftbaumes.

Der arme Vater führte ahnungslos den gelegenen Tag selbst herbei. Er saß still und beschaulich bei der alten Palmenstadt Hebron; die Söhne aber weideten, wie er meinte, bei Sichem die Herden. Joseph war wie gewöhnlich bei ihm geblieben, — der Trost seiner Augen, der Sohn seines Herzens, der Genosse seiner Gebete. Aber jetzt ergreift den Patriarchen das Verlangen, Nachricht über das Befinden seiner Söhne und über den Zustand der Herden zu empfangen. So fordert er den Joseph auf, nach den Brüdern und Herden zu sehen.

Jakob war kein Menschenkenner; jedenfalls kannte er seine eigenen Kinder nicht. Vielleicht war er doch ein Menschenkenner; aber seine Kinder kannte er nicht. Es erging ihm, wie leider Millionen von Vätern und Müttern bis auf den heutigen Tag, daß sie nämlich völlig verblendet sind über ihre eigenen Nachkommen. Das ist schlimm. Aber schlimmer noch ist, daß sie sich absichtlich verblenden und Jeden, der ihnen die Augen öffnen will, als einen Feind betrachten. Daraus kommt ihnen dann eitel Herzeleid, und die Augen gehen ihnen oft erst auf, wenn es zu spät ist.

Hätte Jakob seine eigenen Söhne einigermaßen durchschaut, so hätte er seinen Liebling nicht wie ein Lamm unter die Wölfe geschickt. Joseph kannte gewiß seine Brüder besser. Er mag heftig erschrocken sein, als der Vater ihm den Auftrag gab. Er wußte, daß er im günstigsten Falle nur Menschen mit kaltem Herzen, eisigen Worten und eisigen Mienen finden würde. Aber es ist ein Beweis seiner Demuth und seines kindlichen Gehorsams, daß er nicht den leisesten Widerspruch erhebt. Ja, nicht einmal ein Bedenken macht er geltend, sondern ist alsbald zu der verhängnisvollen Wanderschaft bereit. (Vers 12—14.)

Joseph kommt also bis Sichem, findet aber die Brüder nicht. Er hat sich außerdem in der unbekannten, menschenleeren Gegend verirrt. So trifft den einsamen, wegemüden Jüngling ein kananitischer Mann; der weiß Bescheid und berichtet ihm, daß die Brüder nördlich gezogen sind und bei Dothan ihr Zeltlager aufgeschlagen haben. Er hat sie nämlich sagen hören: „Laßt uns gen Dothan ziehen." — Joseph hätte sich ja nun beruhigen können: Mein Auftrag ist erledigt; mein Vater hat mich ja nur nach Sichem gesandt. Da ich hier die Brüder nicht fand, darf ich umkehren; und was den fremden Mann und seine Botschaft angeht, so ist sie unsicher genug, und wenn jene wirklich nach Dothan gezogen wären, wer weiß, ob sie noch dort sind. Also: ich kehre um. Aber Joseph ist nicht der Mann, dem es nur darum zu thun ist, den Schein des Gehorsams zu erwecken. Er zieht seine Straße weiter. Müde, matt, geduldig und still, wenn auch mit bebenden Füßen und bebendem Herzen wandert er vorwärts, bis er in der Nähe von Dothan wirklich ihre Herdfeuer rauchen sieht. (Vers 15—17.)

O ihr himmlischen Engel, die ihr, Jahrhunderte später, Elisa den Knecht Gottes, der zu Dothan von den Syrern

belagert wurde, so treu bewacht und bewahrt habt, — o ihr schützenden himmlischen Engel, zeiget doch, daß ihr auch heute nicht schlaft und nicht schlummert! Wenn jemals eine fromme Seele eures Schutzes bedurfte, so ist es heute der Fall; denn im ganzen Universum ist sonst Niemand, der ihr Rettung bieten könnte. — Aber unser Hilferuf verhallt im Winde. Wir hören eher alles Andere, als das Rauschen der Engelsfittiche. Was wir hören, ist ein Hohngeschrei. Als Joseph auf einem Hügel sichtbar wird und in das Thal der Lagerstätte herniedersteigt, rufen die Buben einer dem andern zu: „Seht, da kommt der Träumer her! So kommt denn und laßt uns ihn erwürgen und in eine der Gruben werfen. Und dann sprechen wir: ein böses Thier hat ihn gefressen. Da wollen wir sehen, was aus seinen Träumen wird. (Vers 19 u. 20. Grundtext.) — Wir sehen, an klaren Gedanken fehlt es diesen Menschen nicht. Es ist, als ob der Plan durch Tage und Jahre hindurch ausgedacht wäre, so fest gefügt ist er. Der gluthvolle Haß gegen den vermeintlich so hochmüthigen Träumer schlägt in der Lohe des grausigsten Spottes empor. Von Liebe, von Mitleid findet sich keine Spur, und auch keine Spur von Scham über die elende Feigheit, daß zehn Männer über einen einzigen wehrlosen Jüngling herstürzen wollen. — Sie müssen ihren Muth an ihm kühlen, müssen ihn aus der Welt schaffen, damit sie Ruhe vor ihm haben. Erwürgen wollen sie ihn ohne Erbarmen und dann in eine Grube werfen, daß er da verwese und verfaule. Ein Grab soll ihm nicht vergönnt werden.

Da sehen wir die Früchte des Giftbaumes Neid. Zu „gelegener Zeit" gestaltet er sich zum grausen Verbrechen. Die Neider sind zur Mörderbande geworden, und der Teufel, der da ein „Mörder von Anfang" ist, reibt sich die Hände; er hat gewonnen Spiel!

Sofort schreiten nun die Buben zur Ausführung des Planes. Sie fallen über den müden, hungrigen Jüngling her und unter Spott und Hohn ziehen sie ihm den gestreiften Rock, den er unglücklicherweise und thörichterweise angezogen hat, aus. Sie stürzen ihn in eine wasserlose Cisterne; auf sein Weinen, Flehen, Bitten haben sie nur Spott als Antwort. Da ist Keiner, der mit vollem Mannesmuth sich gegen die Bosheit und Feigheit stemmt. In der Grube soll er wimmern, von Todesängsten durchschauert werden, bis sie — gegessen haben. Und nach dem Essen soll das Opfer geschlachtet werden.

„Und sie setzten sich nieder, das Brot zu essen." (Vers 25.) Ist das nicht eine großartige Geschichtschreibung, die das so einfach und schlicht erzählt? Das Blut steigt uns in die Stirn, wenn wir uns in diesen Pfuhl von Roheit hineindenken, daß sie jetzt sogleich, nachdem sie solchen Frevel begangen haben, essen mögen, daß sie essen mögen mit den Mordgedanken im Herzen, mit den Mordgedanken, die sie sogleich nach Tisch ausführen wollen! — Ich höre freilich manchen ernsten Mann und erst recht manche zartfühlende Frau sagen: „Nein, das ist mir zu stark. Das ist zu schwarz gemalt; so schlecht können Menschen nicht sein!" Aber die, die so sprechen, kennen die Welt noch schlecht. Auch Goethe sagt einmal: „Es liegt um uns herum so mancher Abgrund, den das Schicksal grub; doch hier in unserm Herzen ist der tiefste." Und Platen, der gewiß keinen Hauch von Pietismus an sich hat, schreibt: „Abgründe liegen im Gemüthe, die tiefer als die Hölle sind." Und wer sein eigenes Herz kennt, der stimmt dem zu und dankt Gott, daß: „wo die Sünde mächtig ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger." Ach, solches wüste Getreibe ist ganz natürlich, wenn die inneren Leidenschaften sich rücksichtslos entfalten.

Moses berichtet das alles ganz schlicht, ohne einen Ausruf des Entsetzens. Der heilige Geist, der die Schrift inspirirt hat, will uns nicht so sehr Entsetzen vor einzelnen himmelschreienden Handlungen der groben Sünder einflößen; nein, er will uns schaudern machen vor dem geheimen Verderben der Gottentfremdung und Selbstsucht, aus dem alle einzelnen Gräuel dann von selbst erwachsen, wie die Giftblumen aus dem Giftboden.

Daß aber die Brüder ihren Mordplan nicht ausführen, hat, wenn ich nach der Welt Art reden soll, in einem Zufall seine Ursache. Zufällig kommen von Gilead her Ismaeliter, Handelsleute, die auf ihren Kamelen Gewürze, Balsam und Ladanum in das Nilland herunterbringen wollen. Als die essenden Brüder ihrer gewahr werden, taucht in dem Herzen des Juda ein neuer Plan auf. „Was nützt es uns," sagt er, „was nützt es uns, wenn wir unsern Bruder erwürgen und sein Blut verhehlen? Kommt, laßt uns ihn an die Ismaeliter verkaufen und legen wir unsere Hand nicht an ihn; denn er ist unser Bruder, unser Fleisch." Es ist in dieser Rede ein Anflug von Barmherzigkeit. Es ist noch mehr geheime Angst darin, des eigenen Bruders Blut zu vergießen. Es ist also doch noch etwas Gutes da, und so schlecht ist überhaupt fast nie ein Mensch, daß man nicht noch irgend etwas Gutes an ihm finden könnte. Auch rohe Menschen empfinden, wenn sie nüchtern sind, doch ein Grauen davor, Menschenblut zu vergießen. Über der Mahlzeit vollends sind die brennenden Köpfe der Brüder etwas kühler geworden. Das Essen ist ein prosaischer Akt, macht prosaische Gedanken, ja, man sagt: das Essen schafft eine gewisse menschenfreundliche Stimmung. Ich weiß das nicht ganz gewiß. Aber das steht fest, daß jeder Mensch ein instinktives Grauen vor dem Blutvergießen hat. Es ist mir noch in lebhafter Erinnerung und

wird mir auch (wenn ich unvermutheter Weise sehr alt werden sollte) in steter Erinnerung bleiben, wie ich einmal zwei Maurergesellen in blutigem Streit fand. Der eine knieete auf der Brust des andern und hielt einen scharfen großen Stein in der Hand und war gerade im Begriff, die Stirn des Kameraden damit zu zermalmen. Ich packte seinen Arm und schrie ihm ins Ohr: „Kain! Kain!“ Halb wüthend und halb verwundert stierte er mich an, schwankte einen Augenblick, wie es schien, ob er sich mit seiner Waffe nicht gegen mich wenden wollte. Dann aber ließ er den Stein sinken, stand auf und ging heim. Auch hier sah ich wieder, daß zu dem Vergießen von Bruderblut ein gewisser Taumel gehört.

Die Söhne Jakobs hielten es doch für die Hauptsache, daß sie überhaupt ihren Bruder bei Seite schafften. Zu diesem Zwecke aber kamen die Ismaeliten ganz gelegen, — diese Leute, die mit ihnen denselben Urgroßvater hatten. Ob auch etwas von Gewinnsucht sich einmischte? Ob auch der Gedanke, auf diese Weise noch ein kleines Geschäft zu machen, bestimmend mit in die Wagschale fiel? Man könnte leicht so denken, da der Kaufpreis, nämlich 20 Sekel Silber, (machte also auf jede Person zwei Sekel), so genau angegeben wird. Aber wir wollen es lieber nicht glauben und nicht ohne Noth die Männer schwärzer malen, als sie es überdies sind. — Ohne Barmherzigkeit wird der Handel ausgeführt. Joseph mag die Brüder anflehen, wie er will, er mag sie noch so sehr bitten, mit den grauen Haaren seines Vaters doch Erbarmen zu haben; es hilft Alles nichts. Er wird gefesselt, auf ein Kamel gebunden, und sofort geht es nach dem Süden, nach Ägypten zu.

So haben denn wieder einmal die Gottlosen ihren Zweck erreicht. Sie waren ihren Bruder los, auf ewig los, wie sie denken; denn wie sollte er jemals seine Freiheit

wiederfinden? — Furchtbar hatten sie sich gerächt; denn es ist sehr die Frage, ob Joseph, der freie Sohn eines Nomadenfürsten, nicht den schnellen Tod einer schmählichen, jahrzehntelangen Sklaverei im Lande Hams vorgezogen hätte. Aber was fragen die Brüder danach? Sie sind froh, daß sie den lästigen Störenfried beseitigt haben. Ja? — Sind sie wirklich froh —? War Kain froh, als er den Abel glücklich aus der Welt geschafft hatte? Oder hören wir ihn nicht vielmehr aus der Tiefe stöhnen: „Unstät und flüchtig muß ich sein auf Erden!" Und dieses Stöhnen, tönt es nicht weiter aus der Brust aller Mörder, in allen Landen, zu allen Zeiten? War Judas Ischarioth froh, als er die ersehnten 30 Silberlinge in den Händen hielt? Hat er nicht vielmehr wenige Stunden nachher verzweiflungsvoll seinem Leben ein Ende gemacht? — „Zwei Dinge standen vor meinen Augen als das schönste Paradies, nämlich daß ich viel Geld hätte, und daß ich meiner Wollust könnte ungehemmt die Zügel schießen lassen. Beides erlangte ich auf dem Wege der Sünde voll und ganz. Aber als ich nun so weit war, da fragte ich mich, wie ich — — meinem armseligen Leben auf die schnellste Weise ein Ende machen könnte, und wählte das Rasirmesser." So berichtete Einer, der nach einem verunglückten Selbstmordversuche von einem ernsten Christen besucht wurde. Und du, der du jetzt auf dem Wege bist, durch allerlei lasterhafte Handlungen „dein Glück zu machen," — merkst du nicht, wie du dich selbst narrest? Armer betrogener Mann, der du meinst, durch Befriedigung deiner Leidenschaften glücklich zu werden!

V.

Die Ohnmacht der Sukmükhigen.

1. Mos. 37, V. 21 u. 22, 29 u. 30.

„Die Luft, wenn sie empfangen hat, gebieret sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebieret sie den Tod.“ So schreibt der Apostel Jakobus in tiefer Erkenntnis des menschlichen Wesens. Es ist eine allgemeine Erfahrung, daß der Sünder sich einigermaßen oder gar in absoluter Weise enttäuscht fühlt, wenn er die Sünde begangen hat. Der Teufel hält nicht, was er versprochen hat; er betrügt den Menschen. Es war schon im Paradiese so, als die Schlange der ersten Menschenmutter versprach: „Wenn ihr davon esset, werden eure Augen aufgethan, ihr werdet sein gleich wie Gott und wissen, was gut und böse ist.“ Freilich, die Augen waren ihnen aufgethan, aber um zu sehen, daß sie (die Menschen) — unglücklich waren. — Und mehr oder weniger enttäuscht die Sünde immer. Sie bringt nicht die Befriedigung, die sie versprach. Der Sünder, wenn er seine Sünde vollendet hat, und wenn er auch ganz genau das erreicht hat, was er erreichen wollte, erkennt (wie wir letzthin schon andeuteten) zu seinem Entsetzen, daß er nun doch nicht erreicht hat, was er erreichen

wollte. Nicht von den himmlischen Mächten, wie einer unserer Dichter sagt, sondern von den höllischen gilt es:

„Ihr führt in's Leben ihn hinein;
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein." —

Gehe in ein Gefängnis, und Zelle für Zelle wird dir das bestätigt werden. Der Wollüstige, der Meineidige, der Verleumder, der Mörder, der Brandstifter, — sie werden es mit einem Munde bestätigen. O, glaube es nur, armer Mensch; kein Jude betrügt dich so, wie dich dein eigenes Herz betrügt.

Richten wir unsern Blick auf die Brüder Josephs! Da stehen sie und sehen der Karawane nach, wie sie kleiner und kleiner, undeutlicher und undeutlicher wird und endlich am Horizonte verschwindet. Das Hohngelächter und das laute Geschrei sind verstummt. Zwar versuchen die frechsten noch einen Witz zu machen; aber er erstirbt ihnen auf den Lippen, denn sie sehen, wie die, die mitlachen sollen, nur finster dreinschauen. Einer mag dem andern nicht in die Augen blicken. Jeder schafft sich irgend etwas zu thun und mag doch nichts recht angreifen. Eine düstere Wolke lagert über der Gesellschaft.

Vielleicht wird man mir entgegnen: „Du redest wie ein Dichter; von dem, was du sagst, lesen wir in der Bibel nichts." Das letztere ist richtig. Und ob ich als ein Dichter rede, das weiß ich nicht. Aber das weiß ich und ich kann den Kopf darauf lassen, daß ich die Wahrheit rede. Und das, was dasteht, deutet darauf hin, für den wenigstens, der es versteht zwischen den Zeilen zu lesen. Denn Einer ist da, der erhebt jetzt eine herzzerreißende Klage. Es ist freilich zu spät; aber gerade darum ist die Klage so herzzerreißend. Und diese Klage Rubens bringt auch seine Brüder in große Unruhe. Wir

haben bis jetzt von Ruben noch nicht geredet. Er war der Erstgeborene und dem Vater zunächst verantwortlich. Aber er scheint auch der gutmüthigste unter den Brüdern gewesen zu sein. Diese Gutmüthigkeit hat ihn freilich nicht gehindert, in blutschänderischer Weise mit dem Weibe seines Vaters in Verbindung zu treten. Aber was man so in der Welt gutmüthig nennt, das war er offenbar. Er hat die Brüder beschworen, den Joseph nicht zu tödten, sondern in die Grube zu werfen. Als die andern sich auf den Jüngling stürzten, hat er sich fortgeschlichen. Warum? Er wollte für sich überlegen, wie er unbemerkt und insgeheim, vielleicht unter dem Schutze der Nacht, den Joseph retten und wieder zu seinem Vater bringen könnte.

War das denn nicht sehr schön? Ohne Zweifel; aber es war völlig wirkungslos. Die Ereignisse gingen weiter trotz seiner guten Absichten. — „Ja," könnte Einer entgegnen, „das war doch nicht die Schuld des armen Ruben." Wir antworten aber: das war doch auch seine Schuld. Wenn er ein frommer Mensch war, so durfte er nicht den Rath geben: „werfet den Joseph in die Grube," sondern er mußte sagen: „was wollt ihr beginnen? Wie wollt ihr ein so großes Übel thun und wider Gott sündigen?" — Und wenn er auch nicht ein frommer Mann, sondern nur das war, was auch die Welt einen Mann nennt, so mußte er seine Brust den Brüdern entgegenwerfen und sagen: „ich werde nicht leiden, daß ihr dem Wehrlosen ein Haar krümmt; und ich werde nicht leiden, daß unserm alten Vater solch ein Herzeleid bereitet wird."

„Was man mit Bast binden kann, soll man nicht mit Eisen binden," so lautet ein feines schweizerisches Sprichwort. Was damit gesagt sein will, leuchtet uns leicht ein. Was man mit Liebe und Sanftmuth zwingen kann, das soll man nicht mit Zorn und Eifer bearbeiten. Wo es

das Evangelium thut, da soll man das Gesetz zu Hause lassen. — Das sollen wir im Umgang mit den Menschen nie vergessen. Aber es giebt Gelegenheiten, da ist Grobheit eine große Tugend, wie wiederum das Sprichwort sagt: „auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.“ Störrische Ochsen kann man nicht mit Moll-Musik zur Vernunft bringen, und vor allen Dingen mußt du nicht denken, daß du der erklärten Bosheit gegenüber mit einem zimperlichen halben Protest etwas ausrichtest. Da gilt es, einen heiligen Zorn zu zeigen.

Wäre Ruben im Guten entschieden gewesen, so hätte er vermuthlich für den Augenblick einen furchtbaren Sturm heraufbeschworen. Aber das schreckliche Ereignis wäre nicht geschehen. So aber ist sein halber Protest wirkungslos. Nicht Gutmüthigkeit hilft, sondern Entschiedenheit, rückhaltloses Auftreten gegen das Böse und Eintreten für Wahrheit und Recht. Der gutmüthige alte Eli wollte nicht, daß seine Söhne gottlos handelten; aber er wollte doch auch nicht ihnen scharf und mit heiligem Ernst entgegentreten, — und so liefen sie ins Verderben. Herodes, der Mörder des Johannes, war ein gutmüthiger Herr. Er hatte einen entschieden religiösen Zug, hörte den Täufer gern und folgte ihm auch in vielen Stücken. Wer weiß, ob er ihn nicht demnächst zu seinem Kultusminister ernannt hätte! — Aber weil er nicht entschieden das Böse haßte und auch dem ehebrecherischen Weibe nicht entschieden entgegentreten wollte, wurde er trotz seiner Liebe zu dem Gottesmanne sein — Mörder! So ist es auch bei dem Ruben. Heimlich will er das Gute; er will es wirklich, aber heimlich, und er will es nicht ganz, er will es nicht auch unter der Bedingung, daß er als ein „Quäker“ von seinen Brüdern verlacht wird. Und so geht es, wie es geht. Es macht ja seinem Herzen alle Ehre, daß er jetzt in tief empfundene

Klagetöne ausbricht, seine Kleider zerreißt, sein Haar zerrauft. Aber das ist alles ohnmächtiges Werk; in der Sache wird damit nichts geändert.

Und es macht *deinem* Herzen alle Ehre, mein Freund, wenn du das Böse nicht thun willst, wenn du es *eigentlich* nicht willst, weil es dich davor graut, — wenn du nicht willst von liederlichen Gesellen dich zur Unsittlichkeit verführen lassen, — wenn du nicht willst in eine betrügerische Handlung willigen, — wenn du nicht willst mit böser Gesellschaft in Saufen und Fressen deine Lust suchen. Ja, das macht deinem Herzen alle Ehre, daß es dir davor graut. Aber es hilft dir gar nichts, und du wirst kommen, wohin du nicht kommen willst, *wenn du zu feige bist, die Sünde als Sünde zu brandmarken, und zu sagen: „ich will nicht sündigen, es koste, was es wolle."* Es hilft dir Alles nichts, wenn du aus Furcht vor Spott, aus Furcht, als ein Pietist und Duckmäuser verschrieen zu werden, nur so ein Wenig warnst und dich wendest und windest. — Es hilft dir Alles nichts, wenn du nur *praktische* Gründe gegen die Sünde in's Feld führst und etwa darauf hinweisest, daß die Sache an den Tag kommen und üble Folgen haben könnte. Das hilft Alles nichts. Warum nicht? Weil man dir leicht beweisen wird, daß diese Folgen bei einiger Klugheit vermieden werden können, und daß auf jeden Fall, wer in der Welt etwas erreichen will, auch etwas wagen muß. Und das Letztere ist durchaus richtig.

Einen festen Standpunkt hast du erst, wenn du sagst: „Weiche hinter mich, Satan; ich schwöre der Sünde Urfehde bis in den Tod!" So nur kannst du siegen. So nur gewinnst du Ansehen und Respekt bei den Gegnern. — Ja, Ansehen und Respekt, trotzdem sie dich auslachen. Nur ein *Charakter*, ein Charakter, der fest und muthig ist

in dem Guten, kann einem Charakter, der im Bösen fest ist, siegreich entgegentreten. Wer etwas will, der muß es wollen, d. h. ganz wollen oder gar nicht wollen. Willst du ein Mann sein, so mußt du trotzen können, trotzen einer ganzen, höhnenden Welt, und meinetwegen der ganzen Hölle gegenüber. So allein bekommst du auch Respekt vor dir selbst. Die gutmüthigen Leute aber, die es mit Niemand verderben wollen, wie der arme Ruben, werden immer eine Beute der Schlechten, die ihrer Sache gewiß sind und fest auf ihrem Stücke stehen.

Es ist ein Jammer in der gegenwärtigen Zeit, daß wir solchen Mangel an festen Charakteren haben. Das gilt fast auf allen Gebieten. „Man muß sich mit der öffentlichen Meinung, mit dem Zeitgeist, — oder aber man muß sich mit dem Familiengeist in Übereinstimmung halten.“ Dies gilt als eine hohe Weisheit. In politischen Dingen sind die allermeisten Menschen Sklaven ihrer Partei, obgleich dem einzelnen, wer weiß wie oft, das Gewissen darüber blutet. Man dreht seinen Mantel nach dem Winde, mag er nun aus einer sozialdemokratischen Kneipe oder aus Varzin oder aus einer Börsenhalle herwehen. Und Gott sei es geklagt, auf kirchlichem Gebiete ist es nicht viel anders. Die Hauptsache ist bei den Meisten, daß sie mit den „maßgebenden Kreisen“ in Übereinstimmung bleiben und ihre Karrière nicht verderben. So sind sie denn wie ein Schilf, das jeder Wind bewegt. Was böse und gut, was recht und unrecht, was Wahrheit und was Lüge ist, spielt eine viel unbedeutendere Rolle als dies: was hilft mir im Leben vorwärts; was ist praktisch?

Vor allen Dingen aber, so sagt man, muß man sich hüten, daß man sich in seiner Umgebung nicht lächerlich macht. Ausgelacht zu werden, Spott und Hohn zu ertragen, kann man Niemand zumuthen. — In der Welt, be-

sonders in der gebildeten Welt, ist nicht die Sünde, sondern die Dummheit die höchste Schande. Dumm zu sein ist ein großes Laster; Dummheit aber wird Alles genannt, was uns in unserer Stellung zur Welt schadet. Eine Sünde wird verurtheilt, wenn sie uns in eine üble Lage gebracht hat. Dieselbe Sünde wird gerühmt, wenn wir äußere Erfolge damit erreichten. Es ist die alte Weisheit, welche die Spartaner ihrer hoffnungsvollen Jugend eintrichterten: „Jungens, stehlen darf man; ja, es ist sehr weise, zu stehlen. Wer sich aber dabei fassen läßt, bekommt Schläge und hat sie auch verdient." — Nicht so plump, aber ganz in dem Sinne sagen heute Millionen: „Jedes Mittel, um deine Lage zu verbessern, ist recht; aber du mußt auf keinen Fall deine Stellung in der Gesellschaft dadurch verderben." — So ist man denn ein Blatt im Winde und nennt sich doch mit Stolz: einen Mann.

„Wollt ihr einmal Männer werden, oder Rohrstäbe?" — so fragte spöttisch meine sonst so sanfte Mutter, wenn wir Knaben allerlei Liebeswerke für Elende und Arme deswegen nicht thun mochten, weil wir von unsern Schulkameraden darüber ausgelacht wurden. „Wollt ihr einmal Männer werden oder Rohrstäbe," sagte sie, und setzte wohl hinzu: „fragt doch nur eins: ob einmal am großen letzten Tage der große Gott im Himmel euch darüber loben oder tadeln wird!" Und bis zu diesem großen letzten Tage werde ich meiner seligen Mutter danken, daß sie uns so in den wahren Weg der Freiheit hineinwies, d. h. also auch in den Weg der Mannhaftigkeit.

Wer es nicht darauf ankommen lassen will, allein zu stehen, für dumm zu gelten, ausgelacht zu werden; wer es nicht wagen will, der ganzen Gesellschaft um ihn her Trotz zu bieten, — der mag sich nur sogleich als Sklaven verkaufen. Nein, das braucht er nicht mehr; er hat es schon

gethan. Die Wenigen, welche ganz entschieden sind im Bösen, reißen den ganzen Haufen der Unentschiedenen mit sich fort. Die Isebel reißt den Ahab hin zum Mord des Naboth; die Hohenpriester bringen den Heiland an's Kreuz trotz aller gutmüthigen Gegenvorstellungen und theatralischen Kunststückchen des Pilatus. Und so ist es überall gewesen und zu allen Zeiten. Und so ist es heute, und wird immer so sein. Das weiß jeder Menschenkenner. So kann man es erleben, daß brave, ehrenfeste, liebenswürdige Menschen in die schwersten Sünden fallen, wenn die Versuchungen — ich will sagen zur Wollust oder zum Geldgewinn oder zur Rache — mit bezaubernder Gewalt ihnen nahen. Sie waren immer brav gewesen; aber jetzt können sie nicht widerstehen; „die Gelegenheit ist zu günstig." — Nein, das ist nicht der Grund. Der eigentliche Grund ist, daß sie, auf den Grund besehen, in der Sünde nicht die Sünde haßten. Es ist keine Rettung vor dem Bösen, weder in weltlicher Klugheit noch in natürlicher Gutmüthigkeit, sondern einzig und allein in der entschiedenen Bekehrung zu Gott, in der Bekehrung, welche auf dem absoluten inneren Bruch mit der Sünde beruht. Das ist es, was uns Ruben lehrt, — der arme, betrogene, wehklagende Ruben.

VI.

Der unblutige Vatermord.

1. Mose 37, V. 31—35.

---

1) Auf der schiefen Ebene.

Von der schiefen Ebene spricht alle Welt. Es liegt auf der Hand, daß man fast mit Naturnothwendigkeit weiterlaufen und je weiter, je schneller laufen muß, wenn man einmal auf der schiefen Ebene angekommen ist. Da ist ein sonst liebliches Mägdelein, sie hat aber wegen irgend einer kleinen Thorheit in der Schule nachsitzen müssen. Sie weiß, daß die Mutter sie deswegen bestrafen wird. (Nota bene: die Mutter sollte das nicht thun, denn das Kind hat ja bereits seine Strafe empfangen!) Um nun der neuen Strafe zu entgehen, lügt sie sich heraus und sagt, sie hätte heute Extrastunde gehabt. Als das bezweifelt wird, verwickelt sie sich und lügt nur immer und immer mehr. Und zu ihrem Unglück lügt sie sich auch „glücklich durch". — Ach, das hätte sie am Morgen des Tages noch nicht gedacht, daß sie ihre heiß geliebte Mutter so hintergehen könnte! Sie ist viel tiefer heruntergekommen, als sie wollte. — Ein Mann schleicht Nachts in ein Haus, um zu stehlen. Er meint es nicht so böse, wie er sich vorsagt; er will ja nur seiner äußersten Noth abhelfen, und dem reichen Manne

ist ja damit nichts geschadet. Unerwarteterweise tritt dieser ihm entgegen, greift ihn an, es kommt zum Kampf — und der Einschleicher wird zum Mörder. Ach, das wollte der brave Mann nicht. O nein, das wollte er nicht; aber es ist so.

Und so geht es fast immer auf dem Gebiete der Sünde, wie Jeder weiß, der sich selbst und die Welt ein Wenig kennt. Wenn die Sünde begangen ist, so giebt es nur *ein* Mittel, dennoch wieder frei zu werden: das ist die wahrhaftige Buße, der Bruch mit der Sünde. Und dazu gehört sehr oft das *offene Bekenntnis*. Das kleine Mädchen, von dem wir sprachen, konnte durch ein Bekenntnis weiteres Unheil vermeiden. Es hätte nur beim Abendgebet der Mutter um den Hals fallen und unter Thränen sein Unrecht eingestehen dürfen. Der Dieb konnte durch ein offenes Bekenntnis weitere Schandthat vermeiden. Und die zehn Söhne Jakobs —? Ja, an den *Vater* hatten sie wirklich nicht gedacht, als sie den Bruder verkauften. Daß sie damit das Lebensglück des alten Mannes zerstörten, war ihnen im Taumel ihrer Leidenschaften nicht in den Sinn gekommen. Nein, den Vater so betrüben, das wollten sie wirklich nicht. Bei diesen gottlosen Gesellen war doch die Pietät gegen den Vater nicht ausgestorben. Die Ehrfurcht vor dem Alter ist eine Tugend des israelitischen Stammes, eine Tugend, die wir, wie noch manche andere Tugend, auch in den Familien der modernen Juden öfter finden als bei Vielen, die äußerlich den Christennamen tragen. — Aber jetzt, da Ruben um den Verkauften jammert: „der Knabe ist nicht da; wo soll ich hin?“ drängt sich ihnen die Frage auf: „was wird der Vater sagen? Was sollen wir über Josephs Verbleib dem Vater melden?“ Und nun müssen sie thun, was sie *nicht* wollten. Sie müssen wider ihren eigenen Willen den alten Mann morden. Ja, morden,

innerlich morden! — Als Israel, 22 Jahre später nach dieser Zeit, erfährt, daß sein Joseph noch lebt, als er das Unglaubliche endlich glauben kann, da, so heißt es, „wurde das Herz des alten Israel wieder lebendig.“ Es war also erstorben gewesen diese lange Zeit hindurch. Liebe, Freude und Hoffnung waren erstorben. — Also sie müssen jetzt den Vater tödten. Unser Schiller hat kein wahreres Wort gesagt, als dies: „das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären!“ Jeder könnte aus seinem eigenen Leben einen Kommentar dazu schreiben. Und doch nehme ich das „sie müssen“ zurück. Mit einem ehrlichen, reumüthigen Bekenntnis hätten sie dem alten Manne seinen Jammer sehr erleichtert. Sollen wir die

2) Sünde bekennen oder verbergen —?

das war die Frage. Freilich, sie müssen auf jeden Fall dem Vater großes Herzeleid bereiten. Auch wenn sie ihre Sünde bekennen, so ist doch Joseph zunächst für den Vater verloren. Aber einmal konnte man nun doch den Ismaeliten nachjagen, vielleicht den Joseph wiederkaufen oder in Ägypten suchen. Auf alle Fälle aber wäre es für den Vater ein Trost gewesen, wenn er Söhne um sich gehabt hätte, die wirklich bußfertig waren, die wirklich mit ihm weinten, litten und beteten. Es wäre doch ein Trost für ihn gewesen, wenn die gottlosen Söhne jetzt, da ihre Bosheit den Gipfel erreicht hatte, und gerade durch Erkenntnis ihrer Bosheit, zu dem Herzen Gottes zurückgekehrt wären. — Also ein ehrliches Sündenbekenntnis nicht nur vor Gott, sondern auch vor dem Vater, wäre hier von unendlichem Werthe gewesen.

Es ist viel darüber geschrieben worden, ob man die Pflicht habe, seine Sünden auch vor Menschen zu bekennen.

In oberflächlicher Weise hat man das Wort des Apostels Jakobus: „bekennet Einer dem Andern seine Sünde," so gedeutet, als ob Jedermann jede einzelne Sünde, die ihm das Herz belastet, gegenüber irgend welchem Menschen bekennen müsse. Das ist gewiß nicht richtig. Es kann oft sehr unheilvoll werden, wenn z. B. ein Mann seine geschlechtlichen Verirrungen, in die er vor der Ehe gerathen ist, seiner Gattin bekennt. Von einem andern Manne weiß ich, der seiner sehr zarten Frau bekannte, daß er vor 25 Jahren im Duell einen Studenten getödtet habe. Die einzige Folge war, daß die Frau ihren Gatten von nun an mit Entsetzen als einen Mörder betrachtete.*)

Und recht thöricht war es auch von einer bekehrten Frau, daß sie ihrem, noch ganz in der Welt lebenden Manne bekannte, wie sie einmal als junges Mädchen in einem Laden eine seidene Schleife entwendet habe. Die Folgen dieses Bekenntnisses waren sehr unheilvoller Natur, wie sich der Menschenkenner leicht denken kann. Die Frau mußte nun bei jeder Gelegenheit hören: „Na, mit der Frömmigkeit der Pietisten ist es auch nicht soweit her. Ich erinnere dich nur an die Schleife." — Also es ist mindestens voreilig, ja, es ist thöricht, für alle Fälle ein Bekenntnis zu verlangen. Aber das ist wahr, es ist tausendmal ein unendlicher Segen darin. Ja, in vielen Fällen wird das Bekenntnis vor Menschen erst das Zeichen

*) Sie stand nicht auf dem „erhabenen Standpunkte" der meisten Fürsten, Professoren, Generale u. s. w., die da sagen: „Wer im Duell seinen Gegner tödtet, ist nicht von ferne ein Mörder; er ist auch nicht ehrlos. Im Gegentheil, seine Ehre erforderte das Duell." Nein, so „gebildet" war die arme Frau nicht. Sie konnte von jetzt an das Grauen vor ihrem Manne nicht los werden. Und obgleich ich ein Mann bin, so muß ich doch sagen: ich hätte es auch nicht ganz vermocht. Der Verf.

sein, daß der Sünder wirklich in das Thal der Demuth eingekehrt ist, und in dem Bekenntnis selbst wird die Demuth gerade ausgeboren. In welchen Fällen ein Bekenntnis vor Menschen nöthig ist, und in welchen Fällen es genügt, dem Herrn im Himmel seine Missethat zu bekennen, darüber läßt sich kein System aufstellen. Der Geist Gottes wird die Aufrichtigen auch in diesem Stücke sicher leiten. Das aber ist ohne allen Zweifel und ohne alle Frage, nicht nur unter lebendigen Christen, sondern auch unter allen sittlich ernsten Menschen, daß wir unsere Sünden bekennen müssen, es koste, was es wolle, wenn wir damit die Ehre unseres Bruders, die wir angetastet, oder das Lebensglück eines Menschen, den wir geschädigt haben, wiederherstellen können.

Man sollte meinen, dies wäre ein einfaches Exempel unter allen Menschen, die Ehre haben (und Ehre wollen sie ja doch alle haben). Aber ach, in der Praxis ist das Bekenntnis oft furchtbar schwer. Und Millionen, die nicht zitterten vor dem Verbrechen, zittern vor dem Bekenntnis des Verbrechens. Sie fürchten den ewigen, heiligen Richter in der Höhe weniger, als die menschlichen Richter. Sie fürchten die äußeren Folgen mehr als die inneren, obgleich sie schier daran ersticken.

So ist es auch bei den Söhnen Jakobs gewesen. Es ist ihnen wie ein Tod, daß sie dem alten Vater bekennen sollen, was sie gethan haben. So entschließen sie sich lieber, ihn unglücklich zu machen. Sie machen ihn glauben, daß ein wildes Thier den Joseph zerrissen habe. Von nun an steht dieses Bild bei Tag und Nacht vor den Augen des Patriarchen. Er sieht seinen Joseph mit Hyänen oder Löwen ringen; er sieht, wie sie den Jammernden niederzerren und seinen schönen Körper zerfleischen und — — — das Weitere will ich nicht schildern. Aber für einen

Orientalen war es viel entsetzlicher noch als für uns, daß der Geliebte seiner Seele kein Grab finden, sondern zerstückelt in den Leibern wilder Thiere begraben sein sollte. Die Söhne aber spielen ihre Komödie so geschickt, daß Jakob während der 22 Jahre niemals an dem Tode Josephs gezweifelt hat, und daß sie darum nachher die größte Mühe haben, den Patriarchen von seinem Leben zu überzeugen.

Übrigens haben sie sich durch ihre schauerliche Komödie in eine Sackgasse festgerannt. Als sie heimkommen, als sie den unermeßlichen, Tag und Nacht nicht endenden Jammer des Greises sehen, als sie den in Sacktuch gekleideten Vater immer wieder mit thränenlosem Auge und heiserer Stimme wehklagen hören: „meines Sohnes Rock! — Ein böses Thier hat ihn gefressen! Zerrissen ist Joseph!“ — als sie den hinschwindenden, schier umnachteten Mann jammern hören: „hinab will ich gehen zu meinem Sohne, trauernd, in die Unterwelt!“ — da hätte wohl mancher gern bekannt, was geschehen war und dem Alten versichert, daß der geliebte Sohn vielleicht doch noch lebe. Aber einer scheute sich jetzt vor dem andern; sie hatten sich hoch und heilig das Wort gegeben, nichts zu verrathen. Und jedenfalls war *jetzt* das Bekenntnis viel schwerer, als gleich nach der That. Jetzt hätten sie nicht nur bekennen müssen, daß sie den Bruder verkauft, sondern auch, daß sie den Vater schmachvoll getäuscht und in frivoler Weise gemartert haben.

So blieb ihnen denn auf ihrem Standpunkte nichts Anderes übrig, als Sünde auf Sünde, Schmach auf Schmach zu häufen. Um keinen Verdacht zu erregen, müssen sie sich tief betrübt stellen. Um keinen Verdacht zu erregen, müssen sie mit dem Vater trauern, müssen es versuchen, dem Trostlosen *Trost* zu bringen. Es treibt uns das

Blut in die Stirn, wenn wir lesen: „und es machten sich auf alle seine Söhne, ihn zu trösten.“ Ja, das ist empörend. Aber es ist der ganz natürliche Verlauf der Dinge. Die Lawine rollt nur weiter. In kleinen und in großen Verhältnissen geht es noch fortwährend so: eine Sünde entspringt aus der andern, der Sünder mag wollen oder nicht. Es kann nur so weiter gehen, bis er den Muth hat, mit sich selbst zu brechen.

Wie muß aber das Herz der Söhne zerrissen gewesen sein, als sie den Vater „trösteten“, als sie ihn trösteten wegen der wilden Bestien, und sie sich selbst doch sagen mußten: die Bestien, das waren wir! Welcher Ekel gegen sich selbst muß sie ergriffen haben über ihre scheußliche Heuchelei! Welche erschütternde Strafpredigt war ihnen ohne Ende das gramerfüllte Angesicht ihres Vaters! Und wenn sie *vorher* noch Menschen waren, die trotz aller Rohheit zu *beten* pflegten, — *jetzt* konnten sie jedenfalls ihre Augen nicht mehr betend zum Himmel erheben. Was will das aber sagen: zweiundzwanzig Jahre nicht beten können! Zweiundzwanzig Jahre dahingehen in dem Bewußtsein, daß man unter dem Zorn Gottes steht! Freilich, wer kein Leben mit Gott kennt, dem mag das nicht so schrecklich vorkommen. Wer aber weiß, daß Gott allein der Lebendige ist, den kann es fast wahnsinnig machen, wenn er eine Stunde lang die Überzeugung hat: „der Zorn Gottes lastet auf dir!“

3) Die Alles verfinsternde Macht der Sünde.

Wenn irgend in der Schrift, so haben wir hier einen Beweis, was für ein entsetzliches Ungeheuer die Sünde ist, und was für Jammer und Herzeleid es bringt, den Herrn, seinen Gott, zu verlassen. Welch eine finstere Wolke hat sich über die Zelte Israels gesenkt! Da ist Liebe

und Freude erstorben, Sang und Klang vertönt. Finster und kalt, Einer den Andern verachtend, gehen die Menschen aneinander vorüber. Ja, der Tod ist der Sünde Sold. Nicht erst im Jenseits und auch nicht erst in der Todesstunde, nein, wie Gott gesagt hat: welches Tages ihr sündiget, werdet ihr des Todes sterben!

Es ist richtig, daß auch schwere Sünden nicht immer in der menschlichen Umgebung so unheilvolle Verwüstungen anrichten; aber wenn das auch nicht, so ist der innere erstickende Bann um so viel schauriger.

O Menschenkind, — gleichviel, ob du ein erleuchteter Christ oder ein ernst gesinnter Weltmensch bist, — ich bitte dich, daß du, nach bester Kraft, einmal alle den Jammer, alle die Finsternisse und Nöthe, die du dir selbst durch eigene Thorheit, Leichtfertigkeit und Ungerechtigkeit aufgeladen hast, vor Augen führest. Dann wirst du sehen, wie jeder Sünder sein eigener Todfeind ist. Was Menschen dir anthaten ist eine Kleinigkeit gegen das, was du an dir und deinem Lebensglück verfehltest! Was vollends Gott der Herr dir an Leid und Kreuz auflegte, trieb dich nur so viel mehr zu seinem Herzen und hinderte dich niemals, auf eine günstige Wendung, ja, auf einen dereinstigen beseligenden Sonnentag zu hoffen. Aber die eigene Schuld, — ja, sie vergiftet und zermalmt den ernsten Menschen total, es sei denn, daß er als ein Bußfertiger das Herz der ewigen, erbarmenden Gottesliebe findet. „Der Übel größtes ist die Schuld," — und dabei lachen Millionen und aber Millionen Menschen mitten in der Christenheit über das Evangelium von der Gnade und Vergebung, über das Wort von der Wiedergeburt, in welchem doch die einzige Hoffnung leuchtet für den, der wirklich Augen hat.

Wir scheiden jetzt für 22 Jahre von dem Zeltlager des

Jakob, um nun mit Joseph in die Fremde zu ziehen. Die armen Menschen jammern uns, obgleich sie selbst schuld sind an ihrem Elend. Ach, wenn auch du Menschen findest, die sich selbst in ihr Unglück hineingebracht haben, so sollte dich ihrer doch jammern, du solltest Mitleid mit ihnen haben. Die Sünde rächt sich in unzähligen Fällen schon hier auf Erden furchtbar. Zu furchtbar, möchte man oft sagen, wenn man sein Gefühl sprechen ließe. — Auch Gott hat diese gottlosen Menschen nicht verworfen, sondern zur Buße geleitet, wie wir später sehen werden. Und für den alten Israel vollends winkt nach einer Nacht von 22 Jahren ein Auferstehungstag, so wonnesam, so beseligend, daß alles vorige Leid darin zerschmilzt wie Aprilschnee im Frühlingssonnenglanz.

Aber vorläufig steht er doch vor uns wie ein entblätterter Baum. Sein Herz ist erstorben. Lieber heute als morgen in die Unterwelt hinabzusteigen ist seine einzige Sehnsucht.

Ob es solcher Väter, und, so fügen wir hinzu, solcher Mütter noch mehr giebt, die durch ihre eigenen Kinder unglücklich gemacht worden sind? — O, daß wir darauf: „nein" sagen könnten! Aber wir können es nicht. — In der Stadtkirche zu Bergen auf der Insel Rügen wird eine versteinerte Hand gezeigt, und die Erklärung hinzugefügt, dies sei die Hand eines Vatermörders; sie sei so wie sie sei aus dem Grabe herausgewachsen. Auch das Grab habe die Hand nicht behalten wollen, die sich gegen den eigenen Vater erhoben habe. — Wo nun die steinerne Hand herstammt, das weiß ich nicht. Jedenfalls ist sie nicht aus dem Grabe herausgewachsen. Man sieht aber aus dieser und aus ähnlichen Legenden, wie sich das Volk, — oder sagen wir: wie sich selbst das natürliche Herz — entsetzt über dieses unnatürlichste aller Verbrechen, daß

Einer Hand an seinen Vater legt. Wahrlich, hier ist der Mord auf seiner grauenvollsten Höhe, wenn ein Mensch denjenigen tödtet, der ihm selbst das Dasein gab, dessen Blut in seinen Adern rollt, der durch seine stetige Liebe und Aufopferung allein das Leben des Mörders erhalten hat. Es giebt keinen Maßstab für den Gräuel, der in dem kleinen Worte „Vatermörder" oder „Muttermörder" enthalten ist. Darum hat auch jener weise athenienſische Gesetzgeber gar keine Strafe auf den Vatermord gesetzt. Als man ihn auf diese Lücke in seinem Gesetzbuche aufmerksam machte, erwiederte er lächelnd: dies Verbrechen kommt nicht vor, also braucht man auch keine Strafe darauf zu setzen.

Und Gott Lob! es kommt doch auch bis auf den heutigen Tag höchst selten vor. Ja, höchst selten — wenn man nur an den blutigen Vatermord denkt; aber entsetzlich oft, wenn auch der unblutige Mord ein Mord ist. Und das behaupte ich. Ich behaupte, der ist tausendmal grausamer; denn er schafft, wie auch bei dem alten Jakob, ein Sterben, das oft durch Jahrzehnte hindurchgeht. Und an die Mörder, und noch mehr an die, die in Gefahr sind, es zu werden, wendet sich dies mein Wort, — man weiß ja nicht, in was für Hände so ein Büchlein kommt! — O, wie viele Jünglinge und Jungfrauen giebt es, die den guten Namen ihrer Eltern durch allerlei Sünde und Schande, durch Lug und Trug, schnöde Lust und Wollust beschimpft und so der Eltern Herz gebrochen und ihr Haar grau gemacht haben vor der Zeit! Wir wollen das nicht weiter darlegen. Aber meine Lebenserfahrung sagt mir, daß Väter und Mütter ohne Zahl innerlich geknickt, erstarrt, getödtet werden vor dem Tode durch das, was die ihnen anthun, die ihnen Alles verdanken. Ich sehe Kinder, die durch ihrer Eltern Liebe, Mühe und Aufopferung zu

einer höhern „Bildung“ und zu einer höheren Stufe in der Gesellschaft gekommen sind, als die Eltern selbst. Und was ist nur zu oft der Dank? — Daß diese Kinder nun Andern gegenüber sich der eigenen Eltern *schämen*! Eine Waschfrau in X. hat sich das Blut aus den Fingern gesogen, damit ihr Sohn, seinem Wunsche gemäß, studiren könne. Und in der That, der Sohn hat es zum Doktor der Philologie und zum Gymnasiallehrer gebracht. Er hat aber die Mutter bei ihrer Waschbutte gelassen. Nicht nur das; eines Tages begegnet er ihr auf der Straße. Er kann nicht anders, er muß bei ihr stehen bleiben, macht sich aber schnell los, als er einen Kollegen kommen sieht. Dieser fragt ihn dann: „Wer war die Person, die da mit dir so vertraulich sprach?“ Antwort: „Die Person — — — ach so, die Frau meinst du — — das war *meine Waschfrau*. Sie hat eine so impertinente Vertraulichkeit.“ — Ich würde diese traurige Anekdote nicht erzählen, wenn sie *nur eine Anekdote* wäre. Aber sie ist ein Gleichnis von dem, was vielleicht unter tausend Seelen immer einmal vorkommt. Ich begegne der Waschfrau alle Tage!

Daß das Sprichwort: „Ein Vater kann leichter sechs Söhne ernähren als sechs Söhne einen Vater“, heute noch so wahr ist als zu der Zeit, da es entstand, — wird kaum Jemand bezweifeln, der sich im Leben bewegt hat. Daß aber einem armen, alten Vater das Herz brechen muß, wenn seine wohlgestellten Söhne erst polizeilich gezwungen werden müssen, ihm zu helfen, — daß ihm das Herz bricht, wenn er in's Armenhaus wandern muß, während seine Kinder ihn mit leichter Mühe aufnehmen und versorgen könnten, — ja, dies Herzbrechen versteht *der* leicht, der da weiß, was das ist: „wie sich ein Vater über Kinder erbarmet“. Und daß es nicht besser ist, wenn der Vater zwar „in guten Verhältnissen“ lebt; die Söhne haben aber

kaum jemals eine Stunde Zeit für den kranken und einsam gewordenen alten Mann, und wenn sie einmal „Schanden halber" ihn besuchen, so haben sie gerade so schrecklich viel zu thun und müssen gleich wieder fort; — daß das nicht besser ist, will ich auch nicht erst beweisen.

Ich könnte noch lange fortfahren; aber es sei genug. Wahrlich, der Eltern giebt es zahllose in unserm Volke, denen kein Mensch auszulegen braucht, was das heißt: „es wird ein Schwert durch deine Seele dringen". Unzählbar sind die grauen Haare, die uns schreckliche Geschichten erzählen würden, wenn sie angeben könnten, wodurch sie grau geworden sind. Daß aber auf den Söhnen und Töchtern, die solches verschulden, der Fluch liegt, — daß ihr Herz in Finsternis ist, ob sie auch äußerlich möchten in Glanz und Pracht leben, — daß sie zwischen sich und Gott eine Scheidewand aufgerichtet haben, indem sie „das erste Gebot, das Verheißung hat" mit Füßen traten, — davon giebt es — von den Söhnen Jakobs an bis auf den Selbstmörder, der sich gestern ertränkte, und Niemand begriff, warum; ich aber, der ich seine Vergangenheit kenne, begriff es — entsetzliche Beispiele genug.

O, möchten diese armen Worte einige Herzen von Söhnen und Töchtern finden und sie warnen vor Wegen, in welchen sie nicht nur der Eltern, sondern auch ihr eigenes Glück vernichten, oder sie zurückrufen aus Irrgängen, die unfehlbar in den Abgrund führen. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten. Was der Mensch säet, das wird er ernten." Spätestens pflegen pietätlose, undankbare und kaltherzige Söhne und Töchter an ihren *eigenen* Kindern zu ernten, was sie seiner Zeit gesäet haben.

VII.

Wo ist nun dein Gott?

1. Mose 37, V. 36.

1) Verlassen, verlassen!

Vor Jahresfrist fuhren in Schottland Hunderte von Sonntagsschulkindern mit der Eisenbahn in die Berge. Nein, — sie *wollten* in die Berge fahren. Aber der Zug stieß mit einem andern zusammen und es begab sich ein schreckliches Unglück. Ich will es nicht beschreiben, wie die Kinder zermalmt dalagen, wie man ihre einzelnen Gebeine aufgesammelt und auf einen Haufen zusammengetragen hat. Die Eltern wurden telegraphisch herbeigerufen und durften nun mit zerrissenem Herzen auswählen, was ihnen von ihren Lieblingen übrig geblieben war. — So, nun schreibe über dieses Bild die Worte: „*Gott* ist *die Liebe*." Zittert dir nicht die Hand? — Die Sonntagsschule ist doch gewiß eine Gott wohlgefällige Sache, so gewiß es einen Gott giebt. Und wiederum muß es Gott wohlgefällig sein, wenn ein Menschenfreund den armen Kindern einmal Freude bereiten und ihnen einen lustigen Tag in den Bergen schenken will. Die leichtfertige Rede mancher frommen Leute, daß es sich hier um ein *göttliches Strafgericht* handele, — womit sie schnell bei der Hand sind, wenn es sich um einen Vergnügungszug

am Sonntag handelt) paßt also hier jedenfalls nicht hin. Und doch geht es so wie es geht.

Oder wandere mit mir auf den Friedhof. Hier im Grabe liegt die treue, liebende Mutter von neun Kindern, davon das älteste erst vierzehn Jahre alt ist. Und da steht der Vater, ein Trunkenbold, mit gläsernen Augen und thierischem, aufgedunsenem Gesichte. Er ist selbst bei der Beerdigung seines Weibes, das er durch sein Laster gemordet hat, nicht nüchtern. — Und nun schreibe über das Grab: „Gott ist die Liebe!" — Zittert dir nicht die Hand? Konnte der Gott, der die Liebe ist, es über sich gewinnen, diesen armen Kindern die Mutter zu nehmen und ihnen den ebenso thierischen als grausamen Vater zu lassen? — Denke an Tage, die, vorläufig wenigstens, vergangene Tage sind. Siehe, wie nicht Tausende, nicht Zehntausende, nein Hunderttausende von Märtyrern um ihres Glaubens und ihrer Tugend willen in satanischer Weise gepeinigt, gequält wurden bis in den jammervollsten Tod, — und dann schreibe darüber: „Gott ist die Liebe!" — Zittert dir nicht die Hand? —

Es giebt Millionen von Menschen, (nicht gottlose Menschen meine ich, aber Menschen ohne Tiefe), die sprechen diesen Satz: „Gott ist die Liebe" jeden Augenblick aus. Er kommt so schlankweg heraus. Es ist ihr Lieblingsdogma, vielleicht ihr einziges Dogma. Aber wahrlich, wer das Leben kennt, der kommt nur zu oft in eine Lage, wo er dem furchtbaren „Entweder — oder" nicht entrinnen kann: entweder es giebt überhaupt keinen Gott, — oder wenn es einen Gott giebt, so mag dieser Gott alles Mögliche sein, nur die Liebe ist er ganz gewiß nicht. — So muß jeder denkende Mensch sprechen, der nur auf das sieht, was er sieht. Der Glaube an die Alles tragende und regierende Liebe Gottes ist der größte Unsinn, wenn man nicht zweierlei festhält:

1) die sündhafte Art der Menschen, auch der besten Menschen, wodurch tiefe geheimnisvolle Wege des Gerichts und der Läuterungen nothwendig sind. 2) Die Enthüllung der verborgenen Wege Gottes in einer andern Welt. Giebt es eine solche Enthüllung nicht, winkt uns nicht von fern ein Tag, wo Gott „sich rechtfertigt" und sich erweist als den Weisen und Barmherzigen, dann ist es mit dem Glauben aus.

Der Hinweis auf die Sünde der Menschen genügt allein durchaus nicht, um die Gerichte Gottes zu erklären; denn diese Gerichte treffen tausendmal diejenigen am schwersten, die im Glauben und Gottvertrauen und in treuer Arbeit an sich selbst nach dem Einen rangen: sich als seine Kinder inmitten einer argen Welt zu beweisen.

Und das gilt auch von Joseph. Wie furchtbar schwer wird er geführt! Es giebt ein steyerisches Volkslied, das hat eine herzergreifende Melodie, und herzergreifend sind auch die Worte. Es fängt an: „Verlassen, verlassen, verlassen bin i, wie der Schtain auf der Straßen" — — ein unermeßliches Weh liegt in diesem einen dreisilbigen Worte: verlassen! Der Mensch ist zur Gemeinschaft geschaffen. Lieben und geliebt werden ist das Leben des Lebens. Leben ohne Liebe ist Tod. Schrecklich, wenn kein liebendes Auge sich in dein Auge senkt; schrecklich, wenn keine warme Hand die deinige drückt! Schrecklich, wenn kein Wort des Trostes deine zerrissene Seele erquickt! Und nun gar das genaue Gegentheil von dem allen; nun gar nicht nur verlassen, sondern verstoßen, mit Füßen getreten, — von den nächsten Blutsverwandten mit Füßen getreten! Nun gar nicht nur von Menschen verlassen und verstoßen, sondern, wie es scheint, auch von Gott! — Ja, das heißt in der Tiefe gehen!

Wie furchtbar lag die Zukunft vor den Augen des

Joseph! Bedenken wir, daß er erst 17 Jahre alt war, ein liebeverwöhnter Jüngling, — und nun fallen die eigenen Brüder über ihn her wie wilde Thiere; auf das Flehen seiner Seele, auf das Wehklagen seiner Lippen ist Hohngelächter die einzige Antwort. Und nun ziehen sie ihn aus der Grube und verschachern ihn an die Ismaeliten! Der freie Sohn des Fürsten ist nun eine Waare geworden, mit der man thun kann, was man will. Und sie thun auch wirklich mit ihm, was sie wollen. Nun ist kein Mensch um ihn, dreizehn Jahre lang kein Mensch, der ein Herz für ihn hat, ein Verständnis für alles das, was ihm heilig und hoch ist; kein Mensch, dem er sein Herz ausschütten, kein Mensch, mit dem er beten kann! O schreckliche Lage für den größten Heiligen und nun für einen so jungen Menschen!

Und dabei soll Einer doch noch an Gott glauben! Und dabei soll Einer den Kopf oben behalten! Wahrlich, in der ganzen Geschichte des Reiches Gottes sehen wir kaum Einen, der so einsam, so verlassen war wie Joseph. Noah war ein sehr einsamer Mann in einer Gott entfremdeten Welt; Abraham zog unverstanden seine Straße; David klagte in der Wüste: Eli, eli, lama asabthani! Aber es waren doch immer noch etliche Menschen um sie, die wenigstens ein warmes, liebendes Herz für sie hatten. Und selbst Hiob hat in seinem unendlichen Leid Freunde, die ihn wenigstens trösten wollen, wenn sie es auch verkehrt anfangen.

Ich glaube, wenn die Geschichte Josephs ein Fragment wäre, — wenn sie hier mit dem Verkauf nach Ägypten abbräche, so würden wir weissagen, daß der junge Mensch an seinem Glauben Schiffbruch gelitten und im Heidenlande innerlich zu Grunde gegangen sei. — Wir wissen das Gegentheil. Wir wissen, daß durch alle Trübsale sein Glaube nur bewährt und verklärt worden ist;

wir wissen, daß er mit aufgehobenem Haupte seine Stellung in der Welt auf's Beste ausgefüllt hat; wir wissen, daß er nicht vertrauert und andrerseits auch in den schwersten Versuchungen nicht erlegen ist. Dies wissen wir. Mich dünkt, wer das Menschenherz kennt, muß darin einen schier wunderbaren Triumph des Glaubens und der göttlichen Gnade entdecken. Er muß hier erkennen, daß es wirklich möglich ist, daß in der tiefsten Verlassenheit und Noth die göttliche Gnade genügt, und daß es also keine grausame und unmögliche Forderung ist, wenn Gott in diesem Augenblick auch zu dem einen oder andern der Leser sagt: „laß dir an meiner Gnade genügen! Du, dem ich Alles genommen habe, was deinem Herzen süß und theuer war, dem ich genommen habe Geld, Welt, Ehre, Liebe der Menschen, Gesundheit und Geisteskraft, — laß dir genügen an meiner Gnade, laß dir genügen, daß ich dir gnädig bin."

Ich hörte einmal eine Predigt über dies Wort, wenigstens war es als Text verlesen worden. Es war eine der jetzt so beliebten „Zeitpredigten", und eine von vielen, die der Herr Amtsbruder über die Schäden der Zeit hielt. (Von der Ewigkeit zu reden ist freilich unbequemer, als die Schäden unserer Zeit zu beleuchten.) Der Prediger nun erklärte, daß er für heute aus diesem schönen Ausspruche St. Pauli nur die drei Wörtlein „laß dir genügen" herausnehmen wolle. Freilich, es ist gar kein „Pauluswort", sondern ein Wort Christi vom Himmel herab, und wer den Grundtext kennt, weiß, daß die Worte: „laß dir genügen" — gar nicht da stehen, sondern: „meine Gnade genügt dir". Aber was macht das! Nur zu oft muß auch auf evangelischen Kanzeln das Schriftwort nur der Nagel sein, an den man seine eigenen Gedanken aufhängt. — Also die Predigt handelte davon, daß der Mensch sich soll genügen lassen mit dem, wie er es nun einmal

hat. Eigentlich war die Predigt eine donnernde Rede gegen die Ungenügsamkeit, wie sie jetzt vor allen Dingen in den niederen Ständen verbreitet sei. Die Arbeiter wollten mehr Lohn haben, die Armen wollten reich werden, die Ungebildeten wollten ihre Kinder in eine höhere Lebenslage bringen, Jeder wolle über seine Verhältnisse hinaus; es sei eine schreckliche, revolutionäre Zeit, Unzufriedenheit an allen Ecken. Dies Alles wurde mit sehr billigen, einleuchtenden Beispielen dargethan.

Ich ärgerte mich. Der dicke, gesunde, wohlbeleibte Herr, Inhaber einer ausnahmsweise guten Pfarre, hatte gut predigen. Ich hatte das Gefühl, daß mich diese Predigt nur erbittern und mich gerade zum Revolutionär machen würde, wenn ich einer von den „Enterbten" wäre. Ich glaube, es ist grausam, die Menschen, denen man weiterhelfen kann, mit einem Wechsel auf die Ewigkeit abzuspeisen. Ich glaube, daß es ganz in der Ordnung ist, wenn die „kleinen Leute" innerhalb der gesetzlichen Schranken ihre Lage verbessern wollen. Ich glaube, daß die Ungenügsamkeit in den sogenannten „höheren" Ständen nicht minder grassirt, als in den niederen. — Und es ist auch nichts natürlicher, als diese Unzufriedenheit in allen Ständen. In der That, es kann ein Mensch gar nicht anders als unzufrieden sein in den Dingen dieser Welt. Ihm, der zu Gott geschaffen ist, genügen sie wirklich nicht. „Meine Gnade genügt dir," sagt der König der Himmel. Wenn du das bedenkst, daß er dir gnädig ist, ja, dann kannst du dir genügen lassen in der Welt. Nicht eher. Dann kannst du, auch wenn du mit zergeißeltem Rücken in Kerker und Eisen sitzest, singen, wie der es auch that, an den das Wort gerichtet ist. Und wenn du auch nicht singen kannst, so kannst du doch stille sein. Das Beste kann dir Niemand nehmen. Bleibt dir Gottes Gnade, so bleibt auch dein

Frieden und die Gewißheit, daß trotz alledem Alles in Licht und Freude auslaufen muß.

Gerade während ich dieses schreibe, höre ich meine Kinder über mir singen:

„Laß dich nur nichts dauern
Mit Trauern,
Sei stille;
Wie Gott es fügt,
So sei vergnügt
Mein Wille!"

Das ist ein feines Liedlein und, wie Jemand gesagt hat, von einem göttlichen Leichtsinn durchhaucht. Es singt sich schlank und leicht. Aber es giebt tausendmal Lagen im Leben, wo Einem Herz und Lippen zittern würden, wenn man es singen wollte, weil das „wie Gott es fügt" fast schauerlich ist, und wo die bewegte Seele überhaupt nur aushält, wenn sie mit ihren tiefsten Wurzeln in Gott ruht. Dies gilt auch von der Lage des Joseph. Versenken wir uns tiefer dahinein!

2) Ich lasse dich nicht!

Es wird uns niemals in unserer ganzen Geschichte erzählt, daß Joseph gebetet habe. Aber zwischen den Zeilen lesen wir es überall. Ein Mensch, der solche Kämpfe und Anfechtungen und nachher solche Ehrenbezeugungen übersteht, ohne an seiner Seele Schaden zu nehmen, — ein Mann, der dann immer, in Freud und Leid, auf den Gott hinweist, der allein Alles giebt und Alles regiert: — der muß ein Gebetsmensch sein. Gewiß hat Joseph dem Herrn im Himmel sein Herz ausgeschüttet, als er sich dem Lager seiner feindlichen Brüder bei Dothan nahete. Aber (ich rede menschlich) da war kein Erhören! Und wie flehent-

lich wird seine Stimme aus der wasserlosen Grube ertönt sein, — aber da war kein Erhören! Die barbarischen Brüder merken nicht auf das Flehen seiner Seele, und Gott im Himmel merkt es auch nicht. Nun ist er auf ein Kamel gebunden; nach Süden geht die Reise. Die Karawanenstraße führte an Hebron, in dessen Nähe sein Vater wohnte, vorbei. Wie leicht konnte Gott es fügen, daß der Patriarch oder andere bekannte Menschen ihn entdeckten. Und wie wird Joseph ausgeschaut, wie wird er gefleht haben mit tonlosen heißen Seufzern. Aber da war kein Erhören! Auch diese Hoffnung ging zu Scheitern.

Ich habe manche ernste und liebe Christen kennen gelernt, welche sagten: die wahre Frömmigkeit verbiete uns überhaupt, einzelne Dinge von Gott zu erbitten, außer seine Gegenwart, seine Gnade, seinen Geist, seinen Frieden. Wie er uns führen wolle, das müßten wir ihm überlassen. Er wisse am besten, was uns zum Heil sei und darum dürften wir ihn nicht um Gewährung irdischer Wünsche, und nicht um Erlösung aus irdischen Leiden bitten, sondern nur um die Kraft, stille und willenlos Alles aus seiner Hand zu nehmen. — Das klingt ja nun sehr fromm, und jene Leute berufen sich darauf, daß auch ein Paulus nicht einmal immer gewußt habe, was ihm zum Heil diene. (2. Korinther 12.) Und so auch hier unser Joseph nicht. Ich bezweifle aber, ob irgend Einer so heilig ist, daß er nach dem obigen Rezepte handelt, wenn ihm das Wasser bis an die Seele geht. Auf jeden Fall ist dieser Standpunkt unkindlich. Was würde ein Vater von seinem Kinde sagen, das also bei sich beschlösse: „Ich bin ein kurzsichtiges Geschöpf und weiß nicht, was mir gut ist. Mein Vater aber ist die Liebe und Weisheit in Person. So will ich ihn denn lieben von ganzer Seele, mich ihm allezeit willig unterwerfen, ihn aber niemals und um nichts

bitten." — Würde einem Vater nicht grauen vor dieser Unkindlichkeit?! Wahrlich, der Vater will gebeten sein, und des Kindes Bitten bewegen auch sein Herz, und er wird sie erfüllen, wenn er glaubt, daß es zu des Kindes Heil sei. Aber das rechte Kind wird nicht zweifeln, daß auch der verweigernde Vater ein liebender und weiser Vater ist. Und dieser Vater, wenn er zur Zeit auch nein sagen muß, wird die Sonne seiner Liebe doppelt in des Kindes Herz strahlen lassen, weil es ihn gebeten hat.

Dieses unkindliche und überfromme Nichtbitten ist das eine Extrem; das andere Extrem ist, daß manche Christen meinen, alle Leiden der Zeit seien nur da, um schnell fortgebetet zu werden. Sie mißbrauchen die Worte von dem „unverschämten Geilen"; sie bringen womöglich eine ganze Kolonne von Betern zusammen und wollen Gott durch ein großes Geschrei und durch Massenpetitionen zwingen. Oder man telegraphirt gar in schweren Fällen einen Mann aus der Ferne herbei, der, wie man sagt, ein besonderes Charisma des Gebetes hat, und dessen Stimme am Lager des siechen Hausvaters Gottes Sinn umstimmen soll, während er (der Gott alles Trostes) das Seufzen des klagenden Weibes und ihrer Kinder nicht hört. — O, es giebt in der Beziehung heutzutage so viele fratzenhafte verdrehte Frömmigkeit, wie kaum je. Und zwar nicht nur in England, sondern auch in Deutschland und in andern Landen. Man sagt etwa dem Kranken: „Wenn du glaubst, daß dir auf unser Gebet hin geholfen wird, dann wird dir geholfen." Man setzt sich an Gottes Statt. Daß er den Pfahl im Fleisch sogar einem Paulus nicht nehmen wollte, ja, daß selbst der flehende Heiland den Kelch dennoch trinken mußte — scheint man nicht zu wissen. Tritt nun Genesung ein auf solches Sturmgebet hin, — oder lieber nach solchem Gebete, so wird das in alle Welt ausposaunt. Aber wie ist's, wenn das

Leiden trotz jener festen Verheißung der Hülfe dennoch bleibt, oder gar der Tod eintritt? — O, man spiele doch nicht mit dem Heiligsten; die Folge davon ist, daß man am Heiligen irre wird.

Joseph ist nicht irre geworden; denn er hat nicht in dem Tone gebetet, wie: „Du kannst und darfst mich nicht in Sklaverei und Heidenthum stürzen!“ Es ging auch wirklich dahinein. Von der ganzen Welt war nichts zu hoffen; wie ein finsterer Abgrund lag die Zukunft vor den Augen des Jünglings. Ja, wie ein finsterer Abgrund — so wäre es gewesen, wenn Joseph keinen Grund in Gott gehabt hätte. Aber er hatte einen Gott. Nicht auf dem Papier, nicht im Katechismus, nicht im Verstand, auch nicht in Worten und Gefühlen nur, — nein, er hatte einen lebendigen Gott, einen Gott, dem er lebte, einen Gott, der in ihm lebte, einen Gott, der so lebte, wie sonst nichts lebt, der einzig und allein wirklich lebt. — Der fromme Joseph hatte, wie wir sahen, auch seine schwachen Seiten, er hatte außerdem noch sehr wenig religiöse Erkenntnis. Die herrlichen Männer des Glaubens, an denen wir uns erbauen und aufrichten, kannte er noch nicht. Er lebte ja erst in der Morgendämmerung der israelitischen Geschichte; die Trost- und Hoffnungsschriften der Propheten waren noch ungeschrieben, und die Psalmen, dieser sprudelnde Quell von Lebenswasser für geängstete Herzen, waren noch nicht erklungen. Von dem Heil in Christo, wodurch erst Alles verklärt wird, hatte er kaum eine ferne Ahnung.

Ja, wir *wissen* viel mehr. Könige und Propheten hätten sehen und hören mögen, was wir sehen und hören, und sie sahen es nicht. Vollends ein Joseph nicht. Er konnte bald sagen, was er von Gott wußte. Aber das, was er wußte, das glaubte er wirklich, das war in sein Herz, in seinen Willen übergegangen als eine Alles durch-

dringende Lichtgewalt. In seiner nach Gott dürstenden lauteren Seele hatte wirklich der Ewige Wohnung gemacht. Von ihm erleuchtet, geleitet und regiert zu werden, das war seine tiefste Sehnsucht. Alles Andere war dagegen Nebensache. Und so hatte er denn auch wirklich die Realität Gottes *erfahren*, so erfahren, daß es keine Finsternis gab, die ihn im Glauben an Gottes Dasein, Weisheit und Güte hätte wankend machen können.

Und wir —? Ohne Zweifel haben wir Kinder des neuen Bundes viel tiefere Erkenntnisse von den Friedensgedanken, Reichsplänen und Endzielen unseres Gottes. Ja, — und doch setzt irgend eine dunkle Welle dein Schifflein auf den Sand! Wie kommt das? Ja, wie kommt das? Seien wir ehrlich, sagen wir es deutsch heraus: es kommt daher, daß wir, ach, so oft, so oft! nur wollen fröhlich sein in dem göttlichen Licht, der heiligen Zucht aber klüglich entschlüpfen. So entschlüpft uns denn auch wieder die Kraft Gottes. Es fehlt uns dies freudige Durchdrungensein von seiner Gegenwart, von seiner wirklichen, lebensvollen Gegenwart. Der Zweifel schleicht sich in's Herz hinein, — ja der Zweifel, der entsetzliche Zweifel, ob wir, ob Alles auch wirklich in Gottes Hand stehe? Da können denn auch durch ihre Frömmigkeit berühmte und hochorthodoxe Leute bis zu der Frage kommen: „wo ist nun mein Gott?" Ach, wäre es *das* nur; nein, sie kommen noch viel tiefer, sie kommen herunter bis zu der Frage: „giebt es auch einen Gott, giebt es überhaupt eine unsichtbare Welt?" Schrecklich! schrecklicher als wenn ein Kind zweifelt, daß es eine Mutter, daß es eine Heimat hat.

Ich würde mich selbst verachten müssen, wenn ich dergleichen sagte, falls es nicht traurige Wahrheit wäre. Aber ach, ich habe dafür nur zu reichliches Material unter Händen. Und obgleich es wahr ist, würde ich es *doch*

niemals sagen, wenn ich nicht den Weg zur Heilung zeigen könnte. Und wo ist er? O, sehet nur diesen armen Sklaven an, diesen jungen Menschen, der vor 3700 Jahren gelebt hat! Er giebt uns die Antwort. Er giebt sie uns ohne Worte, durch seinen Wandel. Er war treu in seinem Umgang mit Gott. Es war ihm das höchste Anliegen, seinen Willen zu thun, und so gewann er eine Zuversicht, die alle Stürme überstand. Und Joseph lebte doch neunzehnhundert Jahre vor Christo. Dagegen habe ich Leute gekannt, die sich der vollen Erkenntnis des Evangeliums erfreuten und sich des Kreuzes Christi rühmten, und siehe! als es in schwere Kämpfe und Leiden hineinging, bewiesen sie nicht so viel Heldenmuth, nicht so viel innere Stille, nicht so viel Gottvertrauen, als andere, die von der Versöhnung auf Golgatha nichts verstanden, aber das kindliche Gottvertrauen hatten. — Was will ich damit sagen? Etwa dies, daß wir des Evangeliums entrathen und bei einer alttestamentlichen Frömmigkeit stehen bleiben sollen? Nun, ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß das nicht meine Meinung ist. Aber das will ich sagen, daß, wer im Kleinen treu ist, der kommt weiter als der, der in dem Großen, was ihm anvertraut ist, nicht treu befunden wird. Wer treu ist im Glauben an die Wahrheiten des ersten Artikels, wird im Schiffbruch des Lebens stärker sein als der, welcher alle die seligen Wahrheiten des zweiten Artikels kennt, aber damit gespielt hat und nur fröhlich sein wollte in diesem Licht. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Sehet den Joseph an! Es machte ihn nicht verzagt, daß Gott ihn, menschlich zu reden, nicht erhörte. Es kostete ihn heiße Thränen; aber es machte ihn keinen Augenblick irre. Er erkannte freilich nicht, was wir jetzt wissen, daß dieses Nichterhören gerade das höchste Erhören war; er wußte nicht, zu welcher Herrlichkeit ihn Gott in diesen so

finstern Wegen führen wollte, und warum es nur in so finsteren Wegen gehen konnte. Er hatte nicht die geringste Kenntnis von den kommenden Stationen, keine Kenntnis von dem letzten Ziel. Aber eins wußte er, (obgleich das Wort noch nicht gesprochen war) nämlich: „Keiner wird zu Schanden, der Gottes harret." Ja, das wußte er wirklich, obgleich das Wort noch nicht gesprochen war. Er wußte es durch den verborgenen Umgang mit Gott. Er wußte es, und er hielt sich wirklich daran fest. Er that nach der Mahnung: „wirf dein Anliegen auf den Herrn; er wird dich versorgen und deine Seele nicht ewig in Unruhe lassen." Auch dies Wort war noch nicht gesprochen; aber Gott selbst hatte diesen Trost in die lautere Seele des Joseph hineingeträufelt. Joseph hatte diese felsenfeste Überzeugung, daß Gott Gott ist, der Weise, der Allgewaltige, der Alles Richtende, der Barmherzige, der Gerechte. Er hatte die Überzeugung, daß Gott alle Gebete seiner Kinder erhört, auch wenn er sie nicht erhört, d. h. wenn er sie nicht sobald erhört, ja, wenn er zunächst das Gegentheil thut von dem, was man bittet. Er hatte die Überzeugung, daß der Tag kommen müsse, wo es alle Welt erkennen wird, daß er die Seufzer seiner Kinder gehört hat; daß er es gesehen hat, wenn sie ihre Hände flehentlich zum Himmel ausbreiten, daß er alle ihre Thränen wie köstliche Perlen gesammelt hat in einen Sack. Er hatte diese Grundüberzeugung, denn er kannte Gott. Und er kannte Gott, weil er wandelte mit Gott.

Freilich, er muß Geduld lernen. Dreizehn Jahre währte es, bis die Morgenröthe der göttlichen Hilfe aufleuchtete. Und dann währte es wieder neun Jahre, bis die Sonne wirklich aufging. Aber Joseph kann warten. Er weiß, daß Gott Gott ist und nicht ein Mensch, daß wir ihn also nicht nach menschlichem Maß messen dürfen, und daß seine Ge-

danken und Pläne uns Menschen, der Natur der Sache nach, verborgen sind. Und so verlor er weder Geduld noch Frömmigkeit und inneren Trost.

O, wie muß uns das beschämen, uns, die wir im vollen Sonnenglanz der Gnade wandeln und dennoch so schnell bei der Hand sind, von unerhörten Gebeten zu reden! die wir so oft, Gott in's Regiment fallend, an seiner Weisheit zweifelnd, ihm zurufen möchten: „Herr, du vergreifst dich!" — die wir so leicht von dunklen Führungen reden oder wohl gar das große Wort auf unsere Lippen nehmen: „Mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen!" Der Fehler steckt da, daß wir trotz aller christlichen Erkenntnis, trotz alles frommen Redens, trotz aller frommen Vielthuerei und Vereinsthätigkeit nicht zu dem Einen kommen, was noth thut, zu dem einfaltsvollen und stillen — — *Wandel mit Gott.*

3) Rettungsseile.

Man denke aber nicht, daß sich das Glauben und Stillesein bei Joseph so *von selbst verstanden* hätte. Das versteht sich nirgends und bei Niemand von selbst. Es ist bei Niemand natürlich, naturnothwendig, sondern überall wider die Natur und geht durch heißen inneren Kampf und durch viel Thränen. 22 Jahre später steht es den zehn Söhnen noch vor Augen, welch' ein Weh durch die Seele des Joseph zuckte. „*Wir sahen*," so sprechen sie untereinander, „wir sahen die Angst seiner Seele." Die glaubensvolle Seele des Joseph war dennoch eine zerrissene Seele. Und was ihm ohne Zweifel am meisten inneren Kampf machte, war dies, daß all das Weh ihm *durch Menschen*, ja durch seine eigenen *Brüder* bereitet war. Hierin liegt *zweierlei Versuchung*: einmal, daß man

sich gegen die Menschen erbittern läßt; sodann, daß man an der göttlichen Leitung zweifelt, weil scheinbar die Menschen Alles machen.

Was das Erste betrifft, so weiß Jeder, der Schweres durch Menschen erduldet hat, daß nichts so sehr unsere Leidenschaften in Sturm bringt, als wenn Menschen uns mißhandeln, mag diese Mißhandlung nun eine handgreifliche sein (wie bei Joseph), oder mag sie in Worten der Verleumdung, des Hasses, des Hohnes und des Spottes geschehen. Wir wollen lieber in jeder andern Weise leiden, als durch Menschen. Wenn unsere Mitmenschen uns quälen, wenn wir (scheinbar schutzlos) in ihren Händen sind, so hat das etwas besonders Demüthigendes. Wir sagen Alle mit David: „Ich will lieber in Gottes als in der Menschen Hände fallen"; ich will lieber ein Leid tragen, welches direkt von Gott kommt, z. B. eine schwere Krankheit, als das, was die Menschen mir auflegen. — Ja, dabei ist es sehr schwer, sich vor Erbitterung zu hüten.

Ich rede wie Einer, der auf diesem Gebiete Erfahrungen sammeln durfte und der sie unter Thränen gesammelt hat. Aber gerade aus dieser meiner Erfahrung heraus kann ich auch sagen, daß wir verloren sind, daß unser inneres Leben gelähmt ist, daß es mit unserm Gebetsleben aus ist, wenn wir der Bitterkeit auch gegen die „niederträchtigsten" Mitmenschen in unserer Seele Raum gönnen.

Joseph hat diese Bitterkeit überwunden und darum bleibt bei allen äußeren Stürmen der innere Himmel seiner Seele wolkenlos. Er hat keinerlei Rache an seinen Brüdern genommen, als sich ihm seiner Zeit die glänzendste Gelegenheit dazu bot. Er ist offenbar frei von jeder bitteren Wurzel. — Wie war das möglich, und wie ist das mög-

lich? — Nur dadurch, daß wir uns klar machen, daß auch die Menschen mit all ihrer Bosheit unter Gottes direkter Leitung stehen. Nicht daß Gott die Bosheit der Menschen *will*; aber nachdem diese Bosheit einmal *da ist*, muß sie seinen Friedensgedanken dienstbar sein.

Der Gläubige ruht also dennoch einzig und allein in Gottes Armen, wenn er auch scheinbar in die Hände der Menschen gefallen ist. Joseph hat das später so ausgedrückt: „Die Menschen gedachten es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen." Und er machte es denn auch gut. Das konnte Joseph nach 22 Jahren mit Händen greifen. Aber er *glaubte* es auch da schon, als der Augenschein das gerade Gegentheil verkündete. Und weil er das glaubte, so konnte er den Kopf hoch halten. — Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Wie oft fragen auch fromme Leute in ihrem Leid: „Ja, ich wollte wohl glauben, daß Alles Liebe und Güte ist, wenn mir mein Leid nur nicht durch so schändliche Menschen zugefügt würde! Aber so —!" Ja, aber so ist es unzählige Mal in der Welt von den Märtyrern an, die ganz und gar in den Händen teuflischer Menschen waren, bis auf dich, mein Freund, der deswegen nicht in den Reichstag gewählt wird, weil er sich zu den „Pietisten" hält; bis auf dich, du liebes Mädchen, das man von einem Singverein zurückgewiesen hat, weil du in der Sonntagsschule unterrichtest. Es ist mit unserm Glauben an die Vorsehung Gottes völlig zu Ende, wenn wir nicht die Menschen, ihr Thun und ihr Lassen, ihr Lieben und ihr Hassen, als Wesen ansehen, die ohne den Willen Gottes keine Hand und keinen Fuß regen können, die nichts thun können, als seinen Willen ausrichten.

Wir sind auch gern bereit, dies anzuerkennen, wenn liebe Menschen uns unerwarteterweise *aus unsern Nöthen*

helfen. Dann reden wir gern davon, daß Gott uns einen Engel in Menschengestalt schickte. Aber sollten denn die Teufel in Menschengestalt Macht haben, die Pläne Gottes zu durchkreuzen? — O du Kleingläubiger, lerne an der Josephsgeschichte, daß die Menschen: die zehn Brüder, die Ismaeliten, der Potiphar, sein liederliches Weib, der Schenke des Königs, der König selbst, — lerne, daß diese alle, obgleich sie meinen, als freie Wesen zu handeln und obgleich sie auch wirklich als freie Wesen handeln, dennoch ebenso im Dienste Gottes stehen, wie die Mücke, die dir „von ungefähr" in's Auge flog, als du gerade eine Unwahrheit niederschreiben wolltest. Glaubst du das? Glaubst du es nicht, dann ist nicht einmal mehr von einer göttlichen Weltordnung die Rede; von dem Evangelium ganz zu schweigen.

Dies also, daß alle Menschen nicht Hand noch Fuß gegen ihn bewegen können ohne den göttlichen Willen, war ohne Zweifel ein Rettungsseil, daran Joseph sich aus seinen Jammertiefen aufwärts rankte. Ein Anderes war die Grundüberzeugung, daß er der läuternden Schmelzöfen bedürfe, um in den Wegen Gottes völliger zu werden. Selbst ein Paulus sagt: „Auf daß ich mich nicht überhebe der hohen Offenbarung, ist mir gegeben ein Pfahl in's Fleisch." Daß es deswegen geschehen sei, hat ihm der Heiland nicht direkt gesagt; Paulus selbst hat demüthigerweise diesen Schluß gezogen. Dieser große Mann hielt es für möglich, daß auch er, der die Demuth über Alles pries, dennoch sich selbst überhebe, daß er, der Andern predige, dennoch selbst verwerflich werde. Ach, die Eitelkeit und der Hochmuth unserer Natur sind entsetzlich groß. Und während der natürliche Mensch mit weltlichen Dingen prunkt und stolzirt, — mit seiner Schönheit, mit seinem Gelde, mit seinen Talenten, mit seinen Kindern,

mit seinen Leistungen und Erfolgen im Geschäfte und im öffentlichen Leben, — so ist der erweckte Christ in der Gefahr, daß er mit geistlichen Gaben und Gütern groß thut, z. B. mit seiner Schriftkenntnis, mit den Gebetserhörungen, deren er gewürdigt wurde, mit seinen Erfolgen im geistlichen Streit, mit seinen Leistungen im Reiche Gottes, mit seinen siegreichen Disputationen gegenüber den Ungläubigen, und schließlich noch, man sollte es kaum glauben, — mit einem schönen Sterben.*) Und doch ist die Demuth die Eigenschaft, die alle andern erst adelt, und der Satan ist darum über nichts so aus, als den Gottesmenschen auf eine feine Weise aus der Demuth herauszulocken. Und Gott giebt Einen nicht verloren, weil er anfängt, an geheimem Hochmuth zu kranken. Aber nun heißt es: „Selig, — so doch als durch's Feuer." Es ist ein köstlich Ding, wenn es uns in dem göttlichen Feuer innerlich klar wird, daß es zu unserer Vollendung nur so gehen konnte. Ist uns das offenbar geworden, so erscheint die Trübsal keineswegs als ein Ausfluß des göttlichen Zornes, sondern als ein Ausfluß seiner suchenden Liebe; nicht als ein Strafgericht, sondern als Zucht zum Leben.

---

*) Ich stand mit einer Frau am Sarge ihres soeben entschlafenen Mannes. „O, he is so fromm un erbaulich storben," sagte sie unter Thränen. Ich forschte näher nach und da hörte ich denn: „Sien letztet Wurt wier: Sorg du man vor en grotet Gefolge!" — Nun, das wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre! Immerhin war dieser Mann, obgleich er nicht unkirchlich war, doch ohne geistliches Leben. — Aber ein lebendiger, bewährter Christ vertraute mir im Augenblick des Todes an, daß er stundenlang darüber aus gewesen sei, auf seinem Sterbebette solche Worte zu sagen, wovon die frommen Leute sich noch lange erzählen sollten. Jetzt war er gerade wegen dieser Eitelkeit tief betrübt. Der Verf.

Wir möchten denken, daß das auch bei Joseph so gewesen sei. Es war ihm vorher wohl selbst nicht klar geworden, daß sich allerlei Eitelkeit und seine Selbstgerechtigkeit bei ihm eingeschlichen hatten. Aber die Brüder, die in Dothan zu ihm reden konnten, was sie wollten, haben ihm die Hüllen von den Augen genommen. Ihren Neid, ihren Haß wegen des bunten Rockes und wegen der Träume hatte Joseph jetzt erkannt, und es wird ihm, da er nun gefesselt auf dem Kamel der Ismaeliten durch die Wüste geschleppt wurde, wohl klar geworden sein, wie viel auch er gefehlt hat. Diese Selbsterkenntnis war dann die erste Frucht der Trübsal, und weil es eine Lebensfrucht war, so warf sie auch ein versöhnendes Licht über die Trübsal, ein Licht, was ihm zugleich die Nothwendigkeit und den Segen der schweren Schule deutete.

So giebt es für eine redliche Seele allerlei Rettungsseile, an denen sie sich aus den Trübsalsfluthen aufwärts ranken kann. Wie aber, wenn nun eine Stunde käme, wo alle Erklärungsgründe nicht haften wollen? Wie, wenn eine Stunde käme, wo die Seele ganz lichtlos und trostlos wäre? — Dann giebt es doch noch eine Rettung und eine gewisse Rettung! Und was ist das? Das ist das, daß man trotz seinem Verstand und seiner Vernunft, trotz seinem Herzen, Gemüth und aller Erfahrung spricht: Ich will aber an Gottes Macht und Güte nicht zweifeln; ich will nicht, hörst du, Satan, ich will nicht! Hörst du, zitterndes Herz? ich will nicht! Hörst du, hohnlachende Welt? ich will nicht!

Ja, aber ist es denn nicht unvernünftig, so zu reden? Ich antworte: Vernunft hin, Vernunft her! die Menschenseele hat noch etwas Höheres, als die Vernunft: das ist der unmittelbare und sichere Instinkt, daß sie nur in Gott lebt, daß sie in Gott aber auch gewißlich lebt, wenn sie

sich in ihn hineinrettet; daß sie nie betrogen ist, wenn sie bei ihm verharrt. Gott ist dein wahres Element, so sagt dieser unmittelbare Trost dem Menschen. Gott ist dein Element ebenso gewiß und wahrhaftig, wie das Wasser das Element der Fische ist; und die zitternde Seele wird es auch bald inne werden, daß sie wieder in ihr Element gekommen ist, wenn sie sich auch zunächst nur mit einem Sprung der Verzweiflung hineinrettete.

Wir wissen nicht, ob es dem Joseph innerlich so ergangen ist. Wir wissen nicht, ob es durch so schwere Stürme ging, bis er stille wurde. Aber Manche, die dies lesen, werden mich verstehen. Und Andere werden mich noch verstehen *lernen*. O Menschenkind, wenn dein Herr und Heiland dich in die Wüste führt, wenn er dir die Freuden des Lebens nimmt, wenn er dich leiblich elend, wenn er dich geistig matt werden läßt; wenn er dich so führt, daß du von Menschen verlassen, einsam und gar verachtet bist, wenn er dir Alles abschneidet, was für deine Sinne Anziehung und Reiz hat in dieser Welt, — dann sollst du im dunklen Thal das „Dennoch" sprechen (Psalm 73) und dich mit der Leidenschaft und der Kraft der Verzweiflung hineinkehren in deinen Gott. O, das ist ein köstlich Ding, wenn der entblätterte Baum dennoch den Schöpfer preist, nicht in kalter Resignation, sondern weil der Glaube an den himmlischen Erbarmer (dieser Glaube, der sein eigener Hauch ist) in ihm pulsirt und ihm eine Zukunft voll Herrlichkeit weissagt. Und diese Zukunft beginnt gerade jetzt, wo du von dir selbst, von der ganzen Welt, ja scheinbar auch von Gott verlassen bist und dich dennoch hineinverlierst in ihn. Jetzt, wo du in deiner

tiefsten Schwachheit angekommen bist, wirst du in beseligender Weise erfahren lernen, was das heißt: „In deiner Schwachheit wirkt meine Kraft!“ Deß war Zeuge Paulus, deß war Zeuge Joseph, dessen wirst auch du dann ein Zeuge werden.

VIII.

Auf dem Sklavenmarkte.

1. Mose 39, V. 1.

---

1) „Zum Verkauf."

Vor mir liegt ein sehr gelehrtes Buch des weltberühmten Ägyptologen Dr. Georg Ebers. Es ist betitelt: „Ägypten und die Bücher Mosis." Es behandelt also auch unsere Geschichte. Zu meiner Freude bezeugt dieser große Kenner der alten ägyptischen Verhältnisse, daß in dem biblischen Bericht über Joseph kein einziger Zug sei, der irgendwie den Stempel der Unwahrscheinlichkeit trage; Alles passe vortrefflich auf einen Pharaonenhof in den besten Zeiten des Reiches. Sogar die Art des Handels mit Joseph begegne uns überall in den ältesten Perioden und kehre bis auf diesen Tag wieder. So erzählt Ebers von einem Ziegenhirten, der vor etwa 15 Jahren von arabischen Händlern ergriffen, in einen Gummisack gesteckt und nach Kairo gebracht wurde. Hier kaufte ihn die Regierung und verwendete ihn als Trommelschläger. Der arme Sklave, der Saad hieß, begleitete später den Pascha Baker zu den Quellen des Nil und leistete ihm die vortrefflichsten Dienste.

Ich will offen gestehen, daß ich für einen Augenblick

über der Lektüre dieses Buches von der Versuchung befallen wurde, auch einmal in Gelehrsamkeit zu machen.*)

*) Ich hätte nur das Buch des Herrn Ebers ein wenig ausschreiben, etliche ähnliche hochwissenschaftliche Werke zu demselben edlen Zweck aus unserer Stadtbibliothek entlehnen dürfen und mir den Anschein geben, als ob ich sie alle gründlich studirt hätte; (mit ausgerupften fremden Federn kann man sich ja fein aufputzen!) Ich hätte dann nur einige Dutzend Dekrete aus der Zeit Ramses II. und III. abzuschreiben brauchen, woraus man u. a. sieht, daß die Ägypter nicht so ganz schlecht mit ihren Sklaven umgingen; denn die Todesstrafe winkte auch dem, der einen Sklaven tödtete. Ich hätte aber weiter durch eine uralte Geschichte zeigen können, daß sie doch auch nicht allzu zärtlich mit ihnen umgingen; denn eine vornehme Dame ließ ihrer schönen persischen Sklavin die Ohren abschneiden, um sie ihrem Sohne, der sie zum Weibe begehrte, zu verleiden. Ich hätte ferner aus dem hieratischen Papyrus ein Citat hersetzen können, worin der Prinz Attasamen 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung eine Belohnung aussetzt für die Entdeckung und Wiederbringung von zwei entlaufenen Sklaven. Ich hätte die Inschriften der Pyramiden, der Tempel, der Obelisken und die Berichte der Todtenbücher zu Hilfe genommen, und zwar so, daß Jedermann dächte, ich hätte das alles selbst unter den Händen gehabt. Daraus hätte ich bewiesen, daß die Phönizier es vornehmlich waren, die den Sklavenhandel für Ägypten besorgten, und daß in ältester Zeit schon Sklaven semitischen Ursprungs, Syrer und andere vorkommen. Wie über das Sklavenwesen, so hätte ich bei Gelegenheit unserer Geschichte über die ehelichen Verhältnisse der Ägypter, über ihre Gefängnisse, über die Ämter bei Hofe, über Träume und Traumdeuter, über die Geburtstagsfeier des Königs schöne Berichte bringen können. Ich hätte etwas von Hieroglyphenschrift zum Besten gegeben: kleine Gänschen, Vögel, Beine, Köpfe, Kaffeeschalen, Hörner, Fische, Mondsicheln, allerlei durcheinanderlaufende Linien —, die hätte ich photo-lithographiren und in mein Buch aufnehmen lassen. Die staunende Welt hätte dann wohl geglaubt, daß ich die Hieroglyphenschrift wie einfältiges Deutsch zu lesen vermöge. Vielleicht hätte ich auch etliche Gelehrte getäuscht, wenn ich einige Dutzend unverschämter „kritischer

Aber ich habe diese Versuchung ritterlich überwunden. Ich habe nichts dagegen, wenn ein Litterat einmal nach dem Recept in der Anmerkung die Geschichte des Joseph schreibt. Wir aber wollen dabei bleiben, den Bericht nach der Regel des Apostels Paulus zu betrachten, daß nämlich alle Schrift, von Gott eingegeben, nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit, auf daß ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt. (2. Timoth. 3, V. 16 u. 17.) Versuchen wir also wieder in die inneren Geleise hineinzukommen!

Die Karawane, die den Joseph mit sich führt, hat die Wüste hinter sich. Jetzt zieht sie über die Landenge von Suez, welche eine Brücke zwischen Asien und Afrika bildete, bis der Franzose Lesseps den weltberühmten Kanal grub. Eine freundlichere Landschaft winkt von ferne. Die Kamele heben die gesenkten Köpfe in die Höhe und sperren die Nüstern auf, denn sie wittern das Wasser. Aber auch die Menschen werden nach der schrecklichen Wanderung durch die arabische Wüste von neuem Leben erfüllt. Bald liegt das herrliche Land des Nil vor den Augen der Ausschauenden, das Land, welches wie ein Garten Gottes, aber eben deswegen auch durch alle Jahrtausende und bis auf diesen Tag ein Zankapfel der Nationen war und darum so mit Menschenblut gedüngt ist, wie kein anderes Land. Wir sehen im Geiste, wie unsere Karawane das Nilthal hinaufzieht. Der breite Strom ist mit zahllosen Segeln bedeckt und seine Ufer sind umkränzt mit großen und kleinen

---

Bemerkungen" über das Ganze ausgestreut hätte. In der Beziehung sind merkwürdige Sachen vorgekommen. Aber es ist mir weder um die staunende Welt noch um die Herren Gelehrten zu thun, sondern um hungrige Leute, die nach solidem Brot verlangen.

Der Vers.

Städten und Dörfern. Das ganze Land bis an den Rand der Wüste ist von Wasserleitungskanälen durchschnitten; denn schon in jener Zeit, als der größte Theil der Erde noch unbewohnt war, ist Ägypten bereits von hoher Kultur erfüllt gewesen. So kommen unsere Ismaeliten zur Hauptstadt. Ohne Zweifel (wie Georg Ebers bezeugt,) nach Memphis, von dessen entschwundener Herrlichkeit noch heute die großartigste Trümmerwelt ein ergreifendes Lied singt. Daß sie nach der Residenz gekommen sind, ist offenbar. Ein so hoher Beamter wie Potiphar, der den Joseph kaufte, konnte nur in der Nähe des Königs wohnen.

Schon 1—2 Tage nach der Ankunft sehen wir den Joseph auf dem Sklavenmarkte. Man hat ihm durch kräftige Nahrung und durch ein erfrischendes Bad wieder zu einem guten Ansehen verholfen. Und in der That, der schöne semitische Jüngling nimmt sich vortheilhaft aus. Wir sehen um ihn Neger, die man vom oberen Nilland und aus Äthiopien hergeschafft hat; wir sehen liebliche junge Mädchen, die man in Asien geraubt oder auch von herzlosen Eltern gekauft hat. Wir sehen Kriegsgefangene verschiedener Völker, die man auf diesen Markt gebracht, wo es nie an Kauflustigen und reichen Leuten fehlt. Wir sehen Schiffbrüchige jeder Farbe, die von dem unwirthlichen Meer an die Küsten Ägyptens herangespült und von den Strandbewohnern als willkommene Beute aufgegriffen wurden.

Ein Theil dieser armen Menschen ist in totale Gleichgiltigkeit versunken. Sie erwarten stumpf und dumpf ihr Schicksal. Andere knirschen mit den Zähnen und sinnen auf Flucht oder Rache. Wieder andere lachen und scherzen mit Galgenhumor, um so des Jammers Bitterkeit zu vertreiben. — Mitten zwischen allen hindurch wandeln mit prüfenden Mienen die wohlhabenden Bürger von Memphis. Sie

beobachten und untersuchen die „lebendige Waare". Sie lassen die Sklaven und Sklavinnen vorführen, lassen sie allerlei Bewegungen und Übungen machen, um zu sehen, wie sie sich ausnehmen und um ihre Kräfte zu prüfen. Die Unglücklichen werden befühlt, ihre Muskeln werden untersucht; man unterhält sich über ihren Werth oder Unwerth, man bespricht, wozu man diesen und jenen etwa brauchen oder nicht brauchen könnte. Es ist Alles so, wie bei uns auf einem — Viehmarkte.

Was dabei wohl das edle Herz des Joseph mag gelitten haben! Wer ein Herz hat, der mag es sich ausdenken. O, es muß entsetzlich sein, so zum Verkauf ausgestellt zu werden! — Schon hatte mancher kaufluſtige Ägypter seinen Blick wohlgefällig auf dem schönen Jüngling ruhen lassen. Doch dem einen war er zu schwach, dem andern zu theuer. Aber jetzt schreitet ein vornehmer Mann, von Dienern begleitet, durch die Markthalle. Er heftet seine Augen sinnend und durchdringend auf den jungen Hebräer. Was der Potiphar, der Minister des Pharao, sucht, das ist nicht ein kräftiges „Arbeitsthier", sondern ein denkender Mensch. Er sucht einen Mann, der ihm in seinen großen Geschäften hilft, der ihm auch denken hilft, und der intelligente, edle Ausdruck in dem Gesicht des Fremdlings, die großen, treuen und doch so klugen Augen sagen dem Menschenkenner, daß er gefunden hat, was er sucht. So ist er denn bald mit den Ismaeliten handelseinig, denn es kommt ihm auf einige Silberlinge mehr oder weniger nicht an. Von der Sekunde an, wo das letzte Silberstück in die braunen Hände der Wüstensöhne hineinrollt, ist Joseph das Eigenthum des Potiphar.

Mit klopfendem Herzen und mit gesenktem Haupte folgt er seinem neuen Besitzer in dessen Palast, wo ihm sofort allerlei Arbeit zugewiesen wird. Er fühlt es, wie alle

Augen auf ihm ruhen, er hört es, wie die männlichen und weiblichen Sklaven miteinander flüstern und ihre Bemerkungen über ihn machen. Er sitzt bald mit ihnen zu Tisch; es fehlt nicht an Wassermelonen und Fisch, an Fleisch, Gemüse und trefflichem Weizenbrot. Aber wie er seine Tischgenossen anschaut, findet er keinen einzigen, der ihm vertrauensvoll aussieht. Er fühlt sich unaussprechlich einsam, unaussprechlich verlassen in seiner neuen Heimat, die keine Heimat ist. Im Geiste schaut er die Zelte Jakobs unter den Palmen von Hebron. Er schaut im Geiste seinen alten Vater, der wehklagend fragt: „wo ist Joseph, mein Sohn?“ — Eine dicke Thräne füllt sein Auge und der Bissen in seinem Munde scheint ihm wie vergiftet! O du armer einsamer Knabe!

Ja, schwer wird's ihm, sehr schwer. Keine einzige Seele hatte der Jüngling, welcher er sein Leid klagen konnte. Da war nicht einmal ein Ohr, das seine Sprache verstand; es umtönten ihn lauter Klänge, die vorläufig für ihn nichtssagende Laute waren. Und doch wissen wir, daß er nicht unglücklich war. Ein Licht leuchtete ihm in dieser Finsternis: „ob ich auch wandere im finstern Thal, du, o Gott, bist bei mir.“ Eins war ihm jetzt gewiß, nämlich dies:

2) Ich bin in meines Gottes Hand.

Durch so viele Hände war der arme Mensch in den letzten Wochen hindurchgegangen. Aus der milden Hand des Vaters in die harten Hände der Brüder, aus ihren Händen in die Hände der kaltherzigen Ismaeliten, aus deren Händen in die Hand des Potiphar, und nun fühlte er sich ganz den andern Sklaven preisgegeben. Aber das war nur die äußere Seite der Sache. Joseph war ein Mensch des Glaubens. Darum wußte er, daß keine von

allen diesen Händen sich gegen ihn regen konnte, wenn es nicht die gute Hand Gottes zuließ. Er wußte, daß er nur scheinbar in den Händen der Menschen, in Wirklichkeit aber in Gottes Hand war. Und das machte seine Seele stille. Dieser thränenreiche Weg, den er jetzt wandelte, war dennoch ein sicherer Weg. Es war nicht ein eigener, selbstgewählter Weg, sondern der Weg, den Gott ihn führte, und darum wußte er auch, daß trotz alledem das Licht darüber aufgehen würde.

Für einen Menschen, der eine göttlich erleuchtete Vernunft hat, ist bei Allem, was er unternimmt oder leidet, das die Hauptfrage, ob es Gottes Weg ist, den er wandelt. Die schwersten Zeiten im Leben sind nicht die, wo wir viel Ungemach zu tragen haben, sondern die, wo unser Gewissen uns verklagt, möchte auch im ganzen Universum sonst keine einzige Stimme uns verklagen; ferner die, wo wir mit schweren Zweifeln ringen, ob der Weg, den wir gehen, auch der rechte, der gottgewollte ist. Es giebt Stunden im Leben, wo wir große Entscheidungen, Entscheidungen von durchschlagender Bedeutung zu treffen haben, und diese Stunden sind entsetzlich, wenn uns die innere Klarheit darüber fehlt, welches der Weg Gottes ist.

Der Weltmensch entscheidet schlankweg darnach, was seinen Lüsten und Begierden schmeichelt, oder was am meisten irdische Vortheile verspricht. Findet er sich dann enttäuscht, so verzweifelt er. Laufen die Dinge glatt fort, so ist Alles gut. Er kennt ja nur irdischen Erfolg und irdischen Verlust. Der Gottesmensch aber ist unruhig und also auch unglücklich selbst in den glänzendsten Verhältnissen, wenn er nicht das innere Siegel hat, daß Gott mit ihm ist. Seine Schritte sind dann ungewiß, seine Hände sind dann zitterig, sein Auge ist umflort, seine Stimme ist belegt.

Weil ihm die Gewißheit der göttlichen Gegenwart fehlt, so fehlt ihm der Friede.

Ich habe solche Zeiten in meinem Leben gehabt, wo mir Alles in der Welt zulachte, und wo doch die Magnetnadel meines Herzens fort und fort in unruhigen Schwankungen war. Ich floh die sonst so geliebte Einsamkeit, um nicht zu mir selbst zu kommen. Aber Thränen füllten mein Auge, wenn ich dann doch mit Gott allein sein mußte, seine Stimme vernehmen mußte, die mich fragte: Mein Kind, wohin bist du gekommen? — Wohl weiß ich, daß weltlich gesinnte Menschen das für die sentimentale Salbaderei einer schwachherzigen Seele halten. Ich nehme ihnen das auch gar nicht übel. Aber dennoch weiß ich, daß es in solchen Zeiten wie eine Erlösung war, wenn Gott ohne Barmherzigkeit die ganze scheinbare Herrlichkeit mit einem Schlage zertrümmerte. Diese Unbarmherzigkeit war die größte Barmherzigkeit; denn sie brachte mich wieder an sein Herz, in die lebendige, volle Verbindung mit ihm.

Und Viele, die dies lesen, werden mir zustimmen. Sie werden andrerseits auch von solchen Führungen wissen, wie ich, da sie nach der Menschen Meinung sehr unglücklich waren und die lamentabelsten Trostbriefe empfingen. Aber sie bedurften derselben gar nicht. In ihrem Herzen leuchtete ein helles Licht; denn sie waren sich ganz klar: wir sind in Gottes Wegen, in seiner Hand; wir wissen ganz gewiß, daß wir so thun müssen, wie wir thun. Also geht Alles gut.

Gestern Abend hatte ich auf dem Boden etwas zu holen. Mein zweijähriges Töchterlein bat mich, sie mitzunehmen. Ich sagte: „Mein Kind, da ist es aber dunkel.“ Weil sie jedoch bei ihrer Bitte verharrte, nahm ich sie auf den Arm und wir traten in die Dachkammer, die absolut finster war. Dazu heulte der Sturm durch die Luft und die Schiefer des Daches klirrten unheimlich. Das war etwas ganz

Neues für die holde Kleine, und ich fühlte, wie ihr zarter Leib zitterte. Und auch ihr Stimmlein zitterte, als sie sagte: „Vater, du bist bei mir.“ Aber sie sagte doch so, und sie fühlte auch so. Sie weinte auch nicht, als ich absichtlich mit dem Anzünden des Lichtes ein wenig wartete. Sie schlang ihr Ärmlein nur fester um meinen Hals und sagte noch einmal, wie um sich selbst zu trösten: „Vater, du bist bei mir.“ — O heilige Einfalt! dachte ich; hierin ist die Summe aller Theologie und Moral, daß wir es wissen, glauben und darnach uns halten, daß der Vater im Himmel bei uns ist. Ist das klar, dann sind die „dunklen Wege“ keine dunklen Wege mehr. Und eben dies: „ich bin in meines Gottes Hand,“ war dem Joseph über jeden Zweifel gewiß. Darum wollen wir ihn auch nicht so bemitleiden. Wir werden bald merken, daß er eher beneidenswerth als bemitleidenswerth ist.

IX.

Ein Mann, der seinen Platz ausfüllt.

1. Mos. 39, V. 1—6.

---

1) Was aller Welt einleuchtet.

Ein menschenfreundlicher Herr in Schottland ließ an einem Wege, den täglich viele Hunderte von Fabrikarbeitern passiren mußten, einen Brunnen graben und mit einem schönen Schutzdach versehen. Der Brunnen gab fort und fort das herrlichste Wasser; auch fehlte es nicht an sauberen Trinkgefäßen. — Nach einiger Zeit wurde dem Stifter gemeldet, daß die Kritik sich seiner neuen Schöpfung bemächtigt hätte. Die Einen setzten an dem Brunnen aus (so erzählte man ihm), daß er nicht stilgerecht sei, die Andern, daß er nicht an der richtigen Stelle stehe; wieder Andere weissagten, daß er nicht für alle Zeit Wasser geben würde u. s. w. Der Stifter des Brunnens erkundigte sich nun, ob die vorüberziehenden Arbeiter die gute Gelegenheit benutzten. Man konnte ihm sagen, daß an jedem Tage Hunderte sich dazu drängten, begierig tränken und dankbar den Mann segneten, der ihnen solches Labsal gewähre. Da lächelte der Stifter und sagte: „Meine Absicht ist erreicht. Nun mögen Kritiker und Kritikaster schwätzen, was sie wollen."

Nicht wahr, wir sind auf Seiten des gutherzigen Schotten? Was aber von dem Brunnen gilt, das gilt auch von den Menschen, das gilt auch von den Christen. Mag die Welt von dir sagen, du seiest hinter der Zeit zurückgeblieben, engherzig, beschränkt, ein Pietist, unberechenbar in deinen Ansichten, altfränkisch in deinem Glauben, — das macht Alles nichts, wenn man nur sagen muß: Dieser Mann ist treu in allen Sachen und ein Heil für seine Umgebung.

Ich fuhr einmal nach einer Stadt, die nicht im Mond, sondern in Deutschland liegt. Die mir unbekannten Mitreisenden im Koupé waren „liberale, aufgeklärte" Männer. Sie unterhielten sich aber trotz ihrer Liberalität sehr lieblos über ihre „pietistischen" Mitbürger. Wenigstens will ich nicht glauben, daß es Wahrheit war, was sie von der geschäftlichen Unzuverlässigkeit des einen, von dem Eigensinn eines andern, von der bösen Zunge eines dritten sagten. Als man dann aber auch einem gewissen Kaufherrn an den Kragen kommen wollte, sprang einer der Anwesenden auf und rief: „Ihr wißt, daß ich ein Liberaler vom reinsten Wasser bin, und der N. N. ist allerdings ein Pietist. Aber den Mann soll mir Niemand antasten. Hätten wir hundert Mitbürger wie diesen, so wäre unserer ganzen Stadt bis auf den Grund geholfen." Niemand wagte ein Wort dagegen zu sagen. Und so legten sie durch ihr Schweigen Zeugnis ab für den Mann, der (wie ich mich später überzeugte) mit seinem Bekenntnis für Christum bei jeder Gelegenheit offen heraustrat; aber vor allen Dingen stets durch die That bewies, daß er Licht und Salz der Welt war.

Gottes Wort ist desgleichen überall darauf bedacht, uns darzuthun, daß die treuesten Knechte Gottes auch die besten Diener der Menschen, ja der Menschheit seien. Von

Moses an, der „treu war in seinem ganzen Hause", bis auf Daniel, der ein Reichskanzler nach dem Herzen Gottes und der Menschen war, — von Daniel bis auf den Paulus, der für die Menschheit mehr geleistet hat, als alle Philosophen, Gesetzgeber und Humanitätsschwärmer zusammengenommen, — zeigt uns die Bibel eine lange und ununterbrochene Reihe von Männern und Frauen, die den Beweis liefern, daß die wahre Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist und die Verheißung nicht nur des zukünftigen, sondern auch des gegenwärtigen Lebens hat.

Und so viel du, gleichviel, welchen Stand und Beruf du hast, auch diesen Beweis lieferst, daß der Christenglaube dich zu einem treuen, zuverlässigen Manne, zu einem segensreichen Familienliede, zu einem ebenso aufopferungsfähigen als freien Patrioten, zu einem Zufluchtsort für deine nähere und weitere Umgebung macht, — so viel, sage ich, du diesen Beweis lieferst, so viel verklärst du den Namen des Vaters im Himmel, so viel bist du auch fähig, denen, die noch ferne sind, diesen Namen theuer und heilig zu machen. Das Reden thut's nicht, das vielgerühmte „Zeugnisablegen" thut's auch nicht; die Gefühle thun's nicht, das Schreiben thut's nicht. Eine Köchin, welche denkt: „Wenn ich nur meine Seligkeit schaffe, so kommt's nicht darauf an, ob ich die Kartoffeln dick oder dünn schäle, oder ob ich etwas mehr oder weniger Gas verbrenne; — ein Pastor, der sich einbildet, wenn er nur den Herrn Jesum predige, so komme es wenig darauf an, ob er seine Predigt auch ordentlich vorbereite; — ein frommer Fabrikbesitzer, der seinen Arbeitern Traktate schenkt, aber nichts thut, um ihre äußere Lage zu verbessern; — ein Professor, der ein herrliches Buch über die Versöhnungslehre schreibt, unter Weib und Kindern aber wie ein stummer Fisch, oder gar wie ein Tyrann ist; — diese alle würden dem Himmelreich

bessər dienen, wenn sie den Namen Gottes gar nicht in den Mund nähmen.

Selig aber und beseligend ist, wer mit seinem ganzen Leben beweist, daß das Evangelium die Quelle der Freiheit, der Treue, der Liebe und des Glückes ist. Der ist der geadelte Zeuge Gottes auf Erden, gleichviel, ob er Mann oder Weib, Gelehrter oder Bauer, Fabrikarbeiter oder Fabrikbesitzer, König oder Arbeitsmann ist! Unsere Geschichte zeigt uns einen Sklaven, der dennoch frei war wie ein König, weil er treu war vor Gott; der heimisch war auch in der Fremde, weil er in Gott, der wahren Heimat seines Herzens, ruhete; der glücklich war im Unglück, weil ihm die Himmelsquelle sprudelte, die keine Menschenhand verstopfen kann. Wahrlich, ein Reformator, obgleich er vor Jahrtausenden lebte, ein weltbeglückender Reformator, — wenn die Welt ihn nur hören wollte!

2) „Wenn du fastest, so salbe dein Angesicht!"

„Ist's auch schön im fremden Lande, doch zur Heimat wird es nie" — so klingt ein deutsches Heimatlied aus. Auch Joseph mußte die Wahrheit dieser Worte erfahren. Das Land am Nil war ja paradiesisch schön, und der Palast des Potiphar ohne Zweifel ein Meisterstück der Architekten von Memphis. Auch an trefflichen Speisen und Getränken, sowie an guter Kleidung wird es dem Joseph nicht gefehlt haben. Aber dennoch konnte ihm alle Herrlichkeit der Zauberstadt Memphis niemals die Heimat ersetzen. Er war einsam in dem fremden Lande; denn Niemand verstand ihn, Niemand verstand sein Heimweh nach den einsamen Bergen Kanaans; Niemand verstand, was seines Herzens tiefstes Sehnen, sein Glauben, Lieben und Hoffen war.

Aber der Gott, dem Joseph diente, der verstand es, und der sorgte auch für ihn. Er wußte auch, daß sein armes, schwergeprüftes Kind jetzt der Erquickung bedürfe. Es ist ein Wort voll von unaussprechlichem Trost: „Gott läßt uns nie versucht werden über unser Vermögen.“ Freilich giebt es Lagen im Leben, da dies Wort dem Außenstehenden wie ein Spott erscheinen mag, und dennoch ist es Wahrheit bei denen, die glauben wollen. Es scheint, daß die Versuchung Abrahams (da Gott von ihm forderte, daß er seinen eigenen Sohn opfere) zu hart war. Es scheint, daß es über Vermögen ging, wenn David so lange Jahre hindurch wie ein Wild verfolgt wurde. Es scheint, daß es zu viel der Noth war, wenn Hiob in einer Stunde Vermögen und Kinder verlor. Aber alle diese Männer sind weder Selbstmörder geworden, noch haben sie an Gott verzweifelt. Sie würden mit lauter Stimme dem eben genannten Gotteswortе Beifall gegeben haben.

Und auch unter den Lesern dieser Blätter sind viele, die in solchen Nöthen schwebten, darüber es ihnen selbst und allen ihren Freunden schauderte. Und doch, — es zeigte sich, daß es nicht über Vermögen war, wenn sie nur im Glauben beharren wollten. Es zeigte sich am Tage des Sturmes, daß der Gott, der das Menschenherz durchschaut, wie nur der Schöpfer es durchschauen kann, — daß er auch geheimnisvolle Kräfte gab, die man vorher nicht kannte; es fand sich, daß er in „unerträglichen Lagen“ uns sammt unsern Lasten trug. Wie nie zuvor, so ließ er uns gerade jetzt an allerlei kleinen unerwarteten Sonnenstrahlen, die auf unsern Weg fielen, erkennen, was das heißt: „Der Herr denkt an dich und segnet dich.“

Auch der einsame junge Mensch im Hause des Potiphar soll in dem ebenso bunten als unsittlichen und herzlosen Getreibe um ihn her mit nichten zu Grunde gehen. Es

fehlen ihm freilich fast alle die Mittel der Erbauung, deren wir uns erfreuen. Von Gottesdienst, Bibel, Kirche, christlicher Gemeinschaft, Seelsorger ist keine Rede. Er ist auf den unmittelbaren Verkehr mit Gott angewiesen. Aber darum soll er nicht zu kurz kommen. Zweierlei blieb ihm, das Beten und das Arbeiten. Und dies beides half ihm über Alles. Gott ließ sein Kind bald merken, daß er seine Thränen gesehen habe und bereit sei, seinen Weg zu erleuchten.

Aber wenn Gott dem Joseph helfen soll, so ist nöthig, daß Joseph sich auch von Gott will helfen lassen, und zwar in der Weise und in den Wegen, die Gott mit ihm einzuschlagen für gut befindet. Ach, tausende von Christen, die in Trübsal sind, verderben ihre Sache dadurch, daß sie meinen, die göttliche Hilfe müsse so oder so kommen, also z. B.: ein krankes Kind müsse gesund werden, so allein sei geholfen; oder die geschäftliche Ehre müsse wiederhergestellt werden, sonst gehe man zu Grunde. Gott dagegen will sie auf eine andere Weise erquicken, auf andere Weise will er ihnen helfen. Da sie aber nur nach der einen Gegend hinschauen, von woher sie eigensinniger Weise die Hilfe erwarten, so merken sie nun gar nichts von der helfenden Hand Gottes, die ihnen naht, geschweige daß sie dankbarlichst diese Hand ergreifen.

Wenn nun Joseph auch so gewesen wäre, so wäre er in der Finsternis geblieben. Hätte er sich verrannt in den Gedanken, daß es ganz und gar unwürdig und unerträglich für ein Kind Gottes sei, der Sklave eines Heiden zu sein, — hätte er also auch seine Gebete nur auf diesen Punkt gerichtet, daß Gott ihn auf irgend eine wunderbare oder nicht wunderbare Weise befreien und heimbringen solle, so wäre ihm nicht geholfen worden. Gott läßt sich nicht kommandiren. Er kommt nicht von Osten her, weil

wir ihm vorschreiben, daher müsse er kommen; er kommt vielleicht dann gerade von Westen. — So ein eigenwilliges Gotteskind war aber Joseph nicht. Er hat in seinen Gebeten dem Herrn wegen der Zukunft keine ausgearbeitete Vorlage gemacht, sondern ihm gesagt: „Herr, hilf mir, wie du willst; aber hilf! Laß mich nur deine Liebe schmecken, nur deine beseligende Gegenwart erfahren, so will ich in Betreff der zukünftigen Dinge still halten. Heute, diesen Tag gieb mir Licht, Weisheit, Segen, Freude, Tragkraft für heute; morgen komme ich dann wieder und bitte für morgen."

O heilige, selige Einfalt, die also thut und von der Hand in den Mund lebt, nämlich von der Gotteshand sich Tag um Tag den Mund füllen läßt! Wir Narren möchten immer Garantien wegen aller möglichen Fragen haben, die doch erst in der Zukunft erledigt werden können, und die, o wie oft, morgen schon gar keine Fragen mehr sind, weil die Verhältnisse sich um uns her vollständig verändert haben. Das aber ist die heilige, selige Einfalt, die zufrieden ist, wenn sie heute am Tisch des großen Gottes empfängt, was ihr heute noth thut, und die von vorn herein die gute Zuversicht hat, daß seine Vorräthe auch noch für morgen reichen. So kommt man durch die schwersten Zeiten hindurch. Die hungrige, flehende Seele bekommt schon so viel Manna, daß sie satt wird; wenn sie sich aber ängstigt, ob morgen der Himmel einstürzen möchte, so vergiftet sie selbst das Manna, das zwischen ihren Lippen ist. — So werde doch kindlich, du kritisches, sorgendes Herz!

Was willst du viel auf morgen
Dich sorgen?
Der Eine stehet Allem für,
Er giebt auch dir
Das Deine.

So dachte Joseph und that jeden Tag wie er konnte. Und Gott ließ ihn nicht zu Schanden werden. Selbstverständlich nicht; wie wäre er sonst Gott gewesen? Er brachte ihn an eine Stelle, wo der Jüngling die ihm gegebenen Talente und Kräfte verwerthen konnte. Joseph seinerseits aber wußte, daß ein gesunder Gottesmensch dazu da ist, seine Kräfte auszuwirken nach bester Kraft, an der Stelle und in den Verhältnissen wo er steht, — mögen ihm diese Verhältnisse nun gefallen oder nicht. Hätte Joseph nur gewimmert und gewinselt über die gottlose Welt um ihn her, hätte er in sauertöpfischer Weise seine Arbeit gethan, nur weil und soweit er mußte, so wäre er in dem Sumpf versunken und hätte die Sumpf-Atmosphäre um sich her nur noch verschlimmert. Aber lange ehe der Heiland das Wort geredet hat: „Wenn du fastest, so salbe dein Angesicht", hat Joseph darnach gehandelt. Er hat sich dankbar gefreut an allem Lieblichen und Guten, was ihm zu Theil wurde; auch über jede Anerkennung durch seinen Herrn. Er hat also nicht fort und fort geseufzt: „Was hilft mir das Alles, da ich doch ein Sklave bin?" Nein, Joseph hat keinen Blutstropfen gemein mit den sauertöpfischen Heiligen, die niemals aufhören, ihre Jeremiaden über die Verderbnis der Welt zu singen, die das weltliche Werk gering achten, weil es nur ein weltlich Werk sei; die da meinen, es sei fromm, wenn sie immer „unter dem Druck" ständen. Nein, Gottesmenschen sind keine Duckmäuser. Wie Joseph, so greifen sie mit Lust und Liebe, mit Begeisterung und Energie, mit Dank und Freude das Werk an, das ihnen unter die Hände kommt. Alsdann erfahren sie auch, daß Gott vom Himmel Segen, Friede und Freude darüber ausgießt.

Er giebt uns dann ein fröhlich Herz,
Erquicket Geist und Sinn,

Und wirst all Furcht, Sorg', Angst und Schmerz
In's Meeres Tiefen hin.

Joseph hat also mit ganzer Lust und Liebe seine Arbeit angegriffen und seine volle Kraft, seinen vollen Eifer darein gesetzt. Er hat gewußt, daß arbeiten besser ist als grübeln, und daß es für Leib und Seele gesunder ist, seine Kräfte redlich zu verwerthen, als Tragödien zu schreiben, — auch wenn es fromme Tragödien sind. Er sah seine Arbeit so an, als ob Gott selbst sie ihm direkt zugewiesen hätte, und als wenn er ihm direkt verantwortlich dafür wäre. Und das ist die einzig richtige Betrachtung unseres irdischen Werkes. So treibt denn das Gebet in die Arbeit, und die Arbeit wiederum in das Gebet zu Gott; oder richtiger: so sind arbeiten und beten dasselbe und wird dabei erfüllet die Mahnung des Apostels: „Betet ohne Unterlaß!"

3) Die Arbeit in Potiphars Hause.

Was das nun für Arbeit gewesen ist, welche Joseph zu verrichten hatte, darüber haben die Gelehrten allerlei Vermuthungen aufgestellt. Potiphar wird das eine Mal ein Eunuch, also ein Verschnittener, das andere Mal der Anführer der Leibwache genannt. Da viele höhere Hofbeamte Eunuchen waren, so pflegte man sie alle so zu nennen, auch wenn sie es in Wirklichkeit nicht waren. Und da Potiphar jedenfalls eine Frau hatte, so kann er kein Verschnittener gewesen sein. Jedenfalls war er der Pascha über die Leibwache, welche den Thron des Pharao zu umschirmen und seine Blutbefehle auszurichten hatte. Ob er ein so holdseliger Herr war, wie Manche wollen, ist mir sehr fraglich. Zu solch einem Posten pflegt man an den orientalischen Höfen nicht gerade sanftmüthige Lammesseelen zu erwählen. Daß er den Joseph mit so hohem Vertrauen

beehrt, spricht nur für seine Klugheit und Menschenkenntnis. Er konnte nicht besser für sich selbst sorgen, als gerade so. Und daß er sich, nachdem er einen solchen Diener erworben hat, um nichts anderes mehr kümmert, als um sein Essen und Trinken, läßt ihn eher als einen Faulpelz, denn als einen fleißigen Mann erscheinen. Es ist die leidige Art unzähliger Orientalen, daß sie sich auf die Bärenhaut legen, sich des Arbeitens und des Denkens entwöhnen, wenn sie ihre Sache in guten Händen wissen. Unser Potiphar war kein Bismarck. Erst durch das Christenthum hat die Arbeit ihren Adel bekommen.

Potiphar war auch sonst nicht, was die Engländer einen „Gentleman" nennen. Als sein liederliches Weib später den Joseph verleumdet, läßt er ihn in den Kerker werfen. Hätte er der Klägerin wirklich Glauben geschenkt, hätte er nicht den wirklichen Sachverhalt geahnt, so würde er zweifelsohne von seinem Scharfrichteramt Gebrauch gemacht haben. Da er aber um der Ehre seines hochadeligen Hauses willen sein Weib nicht an den Pranger stellen darf, so muß Joseph das Opfer sein. Das ist ganz die Art, wie es in vornehmen Häusern je und je nur zu oft zugegangen ist.

Kurz, wir glauben, daß der Herr Potiphar nicht schlechter und nicht besser war, wie die meisten Pascha's, die vor ihm und nach ihm im Nillande gehaust haben. Er ist also ganz und gar unschuldig daran, daß er so berühmt geworden ist. — Wer bei so einem Oberscharfrichtermeister diente, dem hing auch fort und fort das Schwert über dem Haupte und zwar nur an einem Faden. Eine üble Laune seitens des Herrn, eine geschickte Verleumdung seitens neidischer Dienstboten konnte diesen Faden zerschneiden, und hätte ihn auch zerschnitten, wenn Gott selbst ihn nicht gehalten hätte. Joseph war also nicht, wie Luther über-

setzt hat (Vers 2): ein „glückseliger" Mann, sondern „ein Mann, dem Alles glückte". Eben dies hat ja auch ohne Zweifel etwas Beglückendes; aber wir müssen uns doch klar machen, daß auch viel Bitteres dabei war.

Übrigens hat Potiphar nicht sogleich den Joseph zum Haushofmeister, d. h. zum Verwalter aller seiner Güter gemacht. Joseph hat „von der Pike auf" dienen müssen. Der kluge Ägypter merkte dann aber zweierlei: erstens, daß das ein sehr tüchtiger, und zweitens, daß er ein sehr treuer Mensch war. Die Schrift erzählt uns auch, daß er die geheime Quelle der Kraft, der Weisheit, der Freudigkeit des Joseph wohl entdeckt habe. Er merkt, daß Jehova mit dem Joseph ist, weil Joseph aus- und eingeht bei Gott, und dies giebt ihm das rückhaltlose Vertrauen, so daß er nun diesem Fremdling Alles überläßt, was ihm bei einem weltlich gesinnten Menschen wohl schlecht bekommen wäre.

Die Kriegerkaste war in Ägypten mit großem Landbesitz ausgestattet, und der Höchstkommandirende wird wohl gesorgt haben, daß er in diesem Betracht nicht zu kurz gekommen ist. So wird denn Joseph die ökonomische Verwaltung gehabt und die Zehntenlieferungen des armen Volkes entgegengenommen, aufgespeichert und verwerthet haben. Das war denn eine gute Vorübung auf die großartige Thätigkeit, die er später im Dienste des Königs entfalten sollte. „Unter den Gegenständen des Ackerbaues und der Landökonomie, welche in den ägyptischen Gräbern abgebildet sind, erblicken wir oft einen Haushofmeister, welcher Rechnungen und Bücher über die Ernte führt. In einem Grabe zu Kum el Ahmaar sieht man die Schreibstube des Haushofmeisters mit allem Zubehör." (Ebers.)

Also man denke sich den Joseph als Oberinspektor oder als etwas Anderes. Jedenfalls war er ebenso treu als tüchtig. Das ist allerdings eine feine Sache, wenn Treue

und großes Talent gepaart sind. Leider ist das selten im Leben. Nur zu oft lassen sich Talentvolle von ihrem eigenen thörichten Herzen und von andern schmeichlerischen Thoren verführen zu meinen, es werde ihnen auch ohne viel Fleiß und Treue wohl glücken. Aber sie kommen nicht, wie sie sich einbilden, spielend durch die Welt, sondern spielend in den Sumpf hinein. Dagegen füllen die wahrhaft treuen immer ihren Posten aus, wenn sie ihn nur richtig gewählt haben. Ich habe Vieles in der Welt gesehen, aber noch niemals dies, daß ein treuer Mensch nach seinem Abscheiden nicht wäre vermißt und betrauert worden.

In der heiligen Schrift werden uns nun viele Personen vor Augen gestellt, bei denen der seltene Fall zutrifft, daß große Treue und hervorragende Tüchtigkeit sich bei ihnen vereinigt finden. Ich erinnere an Abraham, an Moses, an David, an Daniel. Und wenn ich diese Männer nenne, so nenne ich lauter israelitische Namen. Darüber wird der sich nicht verwundern, der die Juden kennt. Bis auf den heutigen Tag findet sich unter den Genossen dieses Volkes ein auffallend starker Procentsatz von talentvollen Menschen. Leider steht dagegen ihre Treue jetzt und lange schon in schlechtem Kredit. Sie verwenden allermeist ihre Talente nur zu ihrem eigenen Besten. Durchweg haben sie den Namen, daß es ihnen nur darum zu thun ist, ihre Mitmenschen auszubeuten — sehr ehrenwerthe Ausnahmen ausgenommen.

Ich hatte einmal in einem Vortrage von der hohen Zukunft Israels gesprochen, an die ich auch heute noch glaube; denn ich glaube den Propheten. Um Mißverständnisse zu vermeiden, fügte ich aber hinzu: „vorläufig allerdings sind die Juden verflucht von den Völkern und allermeist auch ein Fluch der Völker.“ — Das haben mir nun

die Juden sehr übel genommen; denn sie sind außerordentlich empfindlich. Sie haben mich sogar vor den Staatsanwalt gebracht, was natürlich nur zu ihrem eigenen Schaden auslief, worüber ich, der Liebe wegen, nichts weiteres sagen will. „Natürlich," sage ich; denn was ich behauptete, war ja keine Beleidigung, sondern eine einfache historische Aussage. Ich beleidige doch den einzelnen Franzosen nicht, wenn ich sage: „unsere linksrheinischen Brüder sind die Väter der Revolution." Ich bin auch gar kein Judenfeind und habe oft genug öffentlich und sonderlich gesagt: wenn die Christen erst alle sich der jüdischen Tugenden befleißigten, nämlich der Mäßigkeit, der Sparsamkeit, des Fleißes, der Sabbathsheiligung, — so würde sich das financielle Gleichgewicht zwischen Juden und Christen schon einigermaßen herstellen. Aber es ist doch so, wie es ist. Jetzt ist das jüdische Volk innerlich krank, weil im Großen und Ganzen seine hohen Talente in den Dienst der kalten Selbstsucht getreten sind.

Alles Talent hat erst Werth vor Gott, wird erst ein Segen für die Welt, wird auch erst ein wahrer Segen für den Inhaber, — wenn es mit der Treue vereint ist. Diese Treue aber ist eine religiöse Tugend, sie wurzelt einzig und allein in dem rechten Verhältnis der Menschenseele zu Gott.

4) Frei und treu.

Als ich noch Student war, habe ich mit guten Gesellen oft diesen Vers gesungen:

„Die Treue steht zuerst, zuletzt,
Im Himmel und auf Erden;
Wer ganz die Seele dreingesetzt,
Dem muß die Krone werden.

Drum muthig drein und nimmer bleich,
Denn Gott ist allenthalben,
Die Freiheit und das Himmelreich
Gewinnen keine Halben." —

Von der Treue also hebt das Lied an und mit der Freiheit schließt es. Ich ahnte damals nicht, wie viel Wahrheit in den Worten enthalten sei. Freiheit und Treue sind Zwillingsbrüder, wenn man nämlich die Freiheit recht faßt. Wir fragen: wer ist frei? — und antworten: der, welcher nur einen Herrn hat, nämlich Gott; aber diesem einen Herrn auch wirklich dient.

Also nicht der ist frei, der keinen Herrn hat. Oder ist etwa der Lüstling, oder der Trunkenbold, oder der Wucherer frei? — sie, die nach keinem sittlichen Gesetz, nach keinem Gott und nach keinem Menschen fragen, sondern nur nach der Befriedigung ihrer Lüste? Jedes Kind weiß, daß sie in Wahrheit Sklaven sind. — Oder ist der frei, der darüber aus ist, sich mit der öffentlichen Meinung und mit den „maßgebenden Kreisen" seiner Umgebung in Übereinstimmung zu halten? Jeder Menschenkenner weiß, daß er ein Sklave ist, ein Menschenknecht. Gott dienen, das ist Freiheit, und das allein. Alle Menschen, die nicht Gott dienen wollen, haben einen Preis, um den sie zu kaufen sind; die Einen einen niedrigen, die Andern einen hohen. Aber so oder so: wer zu kaufen ist, gleichviel, ob mit einem Kommerzienrathstitel, oder mit einer Flasche Branntwein, oder mit einem Sitz im Staatsministerium —, der ist kein freier Mann.

Ist aber das deine erste und letzte Sorge, daß du mit deinem Gott in Übereinstimmung bleibst, seinen Willen erfüllst, — ist dies der Gedanke deines Lebens, und muß alles Andere sich diesem Gedanken unterordnen, — dann bist du in der That ein freier Mann, auch in den niedrig-

sten Verhältnissen. Joseph war frei, als er ein Sklave war; das sollte seine Gebieterin bald erfahren. Joseph war frei, als er im Gefängnis saß, ebenso frei wie später, als er ägyptischer Reichskanzler war. Daß man umgekehrt eine Excellenz sein kann und doch ein Sklave, haben wir schon gesagt.

Wahrlich, Jeder, der nicht sein Freiheitsideal von den Bestien im Urwald entlehnt hat, muß zugeben, daß der, und nur der frei ist, der einzig und allein der Stimme seines Gewissens und seiner bessern Überzeugung folgt — was in Wirklichkeit auf dasselbe hinausläuft, daß er nur Gott folgt. Luther war ohne Zweifel der freieste Mann auf dem ganzen Erdkreis, als er einsam und allein in Worms der ganzen Welt trotzte: „hier stehe ich; ich kann nicht anders." Der Kaiser dagegen war ein Knecht, denn er fragte weniger nach der Wahrheit, als nach den Folgen, welche seine Entscheidungen haben könnten. In Summa, der wahrhaft fromme Mann ist der freie Mann. Er trotzt der ganzen Welt, weil er einen, aber auch nur einen Herrn hat, dem er dient; — den einen Herrn im Himmel, der dasselbe bezeugt, was das eigene Gewissen sagt. Der Freie ist also mit seinem bessern Ich in Übereinstimmung, und deswegen ist er der Freie.

Nun liegt auf der Hand, daß solch ein freier Mann auch in allen Fällen ein treuer Mann sein wird. Denn der treue Mann ist der, der Alles thut im Blick auf Gott, und nur nach Seinem Urtheil fragt. Er hat nur einen Zuschauer, nur einen Zuhörer, nur einen Kritiker, an dem ihm liegt, an dessen Urtheil ihm aber auch Alles liegt, — das ist sein Gott.

Die Treue steht also nicht darin, daß man sich nicht an fremdem Eigenthum vergreift. Das gehört ja auch dazu, aber es macht nicht von fern die Sache aus. Die

Treue steht auch nicht darin, daß man sein Wort hält, Liebe und Freundschaft hält, die man geschlossen hat. Dies und Anderes sind einzelne Seiten der Treue. Die Seele der Sache ist dies, daß man ohne zu fragen nach Menschenlob und Menschentadel, nach Lohn oder Strafe, die Kräfte und Gaben, die Gott dargereicht hat, so gebraucht, wie es *sein* heiliger Wille ist.

Gaben und Talente haben an sich keinen sittlichen Werth, auch die höchsten Gaben und Talente nicht. So sagt St. Paulus, der gewaltigste aller Knechte Jesu Christi: „ich danke Gott, daß er mich treu geachtet hat." Dies ist ihm das Höchste. Nicht sagt er: ich danke Gott, daß er mir so große Talente gab, daß er mir Kraft gab, Wunder zu thun, daß er mir eine so herzeindringende Beredtsamkeit schenkte, daß er meiner Arbeit so große Erfolge verlieh. Nein: daß er mir Gnade gab, *treu* zu sein. Die treue Seele, und wenn sie auch nur in den unbedeutendsten Verhältnissen sich bewährt, ist das Gefäß, in welches der ewige, herrliche Gott den ganzen Reichthum seiner Fülle ausschütten kann und will. Durch die Treue im Kleinen, die der Heiland uns so wichtig macht, werden wir fähig für das Große, nämlich für die *Gotteskindschaft*. Ja, die Gotteskindschaft ist das Große, und dagegen ist Alles klein, die Geschäfte eines Kaisers so gut, wie die Arbeiten eines Schulkindes. Aber indem Kaiser und Schulkind ihre Arbeit mit ganzer Hingebung thun, sie als vor Gott thun, wachsen sie zu dem höchsten heran.

Die Sache steht also nicht so, daß man *einerseits* seine irdischen Geschäfte besorgt, weil man *muß*, indem man sonst nichts zu essen hat, oder doch in Schande geräth; daß man *andererseits* aber mit hoher Begeisterung darnach ringt, ein Kind Gottes zu werden. Dies Einerseits und Andererseits ist vielleicht nach römisch-katholischer Auf-

fassung ganz fromm. Für den aber, der das Evangelium kennt, ist es ein Gräuel. Für ihn heißt es: ich stehe, wo immer ich stehe, im Dienste des großen Gottes und thue sein Werk, wenn ich das Werk thue, das mir obliegt. So wirke ich an meinem Theil mit zur Erhaltung der Menschheit, wirke mit, daß die Welt im Gange bleibt. So genieße ich der höchsten Ehre als ein reichsunmittelbarer Diener Gottes.

Ist das nicht ein versöhnender Gedanke, ein Gedanke, der alle bittern Wasser der Welt süß macht? Und solchen Gedankens bedarf wahrhaftig die Welt, wenn sie nicht auseinander bröckeln soll. Ohne diese Gesinnung ist das Leben auf dieser Erde für die meisten Menschen unerträglich schwer oder entsetzlich langweilig, oder gar beides, — zumal in unserer Zeit der Arbeitstheilung und der Fabrikarbeit. Der berühmte Amerikaner George schreibt: „wenn ein Mensch vor seiner Geburt wählen könnte, wo er geboren werden möchte, unter den Feuerländern, in Australien, oder als ein Glied der untersten Klasse der heutigen hochcivilisirten Nationen, so thäte er weise, das Erstere zu wählen." Nun, das ist übertrieben und einseitig. Aber so viel ist wahr: für Millionen und aber Millionen ist die gegenwärtige Arbeit entsetzlich monoton, „geisttödtend", und dabei noch sehr wenig lohnend. — In früheren Zeiten, wo die allermeisten Leute Ackerbauer waren, war das Leben viel interessanter. Da gab es einen großen Wechsel der Arbeit. Und ein Beduine in der Wüste hat es mit seinem Geschäfte wirklich viel besser als ein Postbote, der nichts zu thun hat, als jeden Tag 3—4 mal dieselben Straßen abzutreten. Er ist wie eine Uhr, die immer wieder aufgezogen wird und immer wieder in gleicher Weise abläuft. Der Beduine dagegen lebt unter Gottes freiem Himmel, pflegt und erzieht Kamele, Schafe, Rinder, pflanzt Palmen, gräbt Brunnen, geht auf die Jagd

u. s. w. Er ist vielleicht ein armer Mann; aber es ist wohl zu verstehen, daß er Freude hat an seinen Geschäften.

Was sind aber die Millionen Fabrikarbeiter? Jeder von ihnen ist, äußerlich angesehen, nichts Anderes, als eine Speiche in einem kleinen Rädchen einer großen, vielräderigen Maschine. Wie soll nun ein Mann, der Stunde für Stunde, Tag um Tag, Woche für Woche, nichts thun darf, als einen Stempel aufdrücken, oder einen Dampfkessel heizen, — wie soll er Freude an seiner Arbeit haben? Dies ist nur möglich, wenn er davon durchdrungen ist, daß es der Liebeswille Gottes ist, der ihn an diesen Posten gestellt hat, und der ihn jetzt in diesem Kleinen treu erfinden und alsdann über das Große setzen will. Ja, so wird das Unerträglichste erträglich, wenn Einer sich sagt: der Tag naht, wo die irdischen Arbeiten aufhören, wo der ganze irdische Mantel abfällt, und nun tritt die bewährte Seele in einen höheren Rang. Nun heißt es: „ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen; ich will dich über Viel setzen."

Übrigens hat die Treue, wie wir bereits andeuteten, auch schon die Verheißung dieses Lebens. Der Treusinnige wird auch ein fröhliches Herz und ein gutes Gewissen, also die höchsten Güter des Lebens haben. Ihm werden auch die Herzen seiner Mitmenschen in der Regel zufallen. Er wird theilweise schon auf Erden ernten, was er mit treuem Sinn gesäet hat. „Jeder Mensch ist sein eigener Vorfahr, und jeder Mensch ist sein eigener Erbe. Er plant sich und schafft sich seine eigene Zukunft und er erbt seine eigene Vergangenheit" hat der geistvolle Dr. Hodge gesagt. Ich brauche die paradoxen Worte nicht erst zu deuten.

Aber es kann doch kommen und kommt oft, daß auch der höchsten Treue auf Erden nur Schimpf und Schande

und Elend folgen. So war es z. B. bei den Tausenden von Märtyrern, die aus Treue gegen das Evangelium und aus Treue gegen ihre Mitmenschen sich von ihren Mitmenschen foltern und morden ließen. Bei Joseph war es nicht viel anders, wie wir bald sehen werden. Aber das hat ihm keine Skrupel gemacht.

Die Ewigkeit ist weit und groß genug, daß Gott darin seinen Kindern zu ihrem beschiedenen Theil helfen kann. Und übrigens haben sie doch ein fröhlicheres Herz, wenn sie auch hienieden im Jammer sitzen, als alle die fetten Protzen, die sich nur für sich selber gemästet haben. Auch im Gefängnis war Joseph glücklicher als Potiphars Weib und der Potiphar selber; denn er war und blieb in seinem Element, im Umgang mit Gott.

So wollen wir denn lernen, alle unsere Weltgeschäfte hoch und heilig zu achten und Gott darin zu dienen. Auf diese Weise dienen wir dann auch den Menschen am besten. So wird dann das ganze Leben ein Gottesdienst. Der eine Zuschauer muß uns immer vor Augen stehen, ebenso wenn wir unsern täglichen Beruf erfüllen, als wenn wir in der Kirche sitzen. Da ist's dann nicht mehr möglich, daß man an den sechs Wochentagen einen andern Gott hat als am Sonntag. Dies sind bewußt oder unbewußt alles Heuchler, die Gott bitten, daß er sie errette, die ihm aber keine Kontrolle über ihre irdischen Geschäfte erlauben wollen. Spurgeon hat diesen Standpunkt in seiner drastischen Weise dargestellt. Er läßt einen Krämer zu seinem Lehrling sagen: „Bob, hast du schon den Kalkstaub unter das Mehl gemischt?" — „„Ja, Herr!"" — „Hast du den Sand unter den Zucker gethan?" — „„Ja, Herr!"" — „Hast du die kleinen Kieselsteine unter den Kaffee geworfen?" — „„Ja, Herr!"" — „Sehr wohl; dann ist Alles in Ordnung und wir können jetzt — — zur Kirche gehen."

Die Leser lachen und sagen: „das ist einmal echt englisch. Diese Engländer laufen sich die Beine ab zur Kirche und können dabei lügen und trügen, daß es eine Art hat.“ — Nun, das mag von manchen Engländern gelten. Der deutsche Krämer, der es ebenso macht, wie der oben citirte englische, spart sich allermeist die Kirche, und sein Lehrling geht in die Bierhalle. Aber ist nicht in jedem Lande der Christenheit und in allen Berufskreisen die Zahl derer groß, die nur einen Sonntagsgott haben und in ihrem Kontor oder Laden oder ihrer Werkstatt selber Gott sind? O Freiheit, Treue! — große Worte! Ihr werdet nur verstanden von den Seelen, die sich — vor Gott beugen.

X.

Im Sturm der Leidenschaften.*)

1. Mos. 39, V. 7—20.

1) Soll man dieses Kapitel überschlagen?

Der berühmte französische Schriftsteller Jean Jaques Rousseau hat sein eigenes Leben unter dem Titel: „Bekenntnisse" beschrieben. Das ist ein vielgelesenes Buch. Der Verfasser beginnt mit folgenden bombastischen Worten: „Ich beginne ein Unternehmen, welches nicht einen Vorgänger gehabt hat und wohl auch keinen Nachfolger haben wird. Ich will meinem Geschlechte einen Menschen zeigen in der ganzen Wahrheit seines Wesens, und ich selber werde dieser Mensch sein. — — — Die Posaune des jüngsten Tages mag erschallen, wann sie will; ich werde mit diesem Buche in der Hand vor dem Weltenrichter erscheinen, und laut werde ich sagen: siehe, dies habe ich gethan, dies habe ich gedacht, dieser bin ich gewesen. Ich habe das Gute und das Schlimme mit gleicher Offenheit gesagt, ich habe mein Inneres so dargelegt, wie du, unendliches Wesen, es selbst gesehen hast." — So weit Rousseau. Wer nun sein Buch kennt, der wird zugeben, daß ich nicht hart urtheile, wenn

*) Dieses Kapitel ist sehr wichtig, aber zum Vorlesen in gemischter Gesellschaft nicht geeignet. Der Verf.

ich behaupte, daß jede Zeile des Buches von einer geradezu kindischen Eitelkeit diktirt ist. Rousseau prahlt nicht nur mit seinen „erhabenen und edlen Thaten"; nein, er prahlt sogar mit den Gemeinheiten, die er begangen hat. Er fühlt sich überall „als eine Seele, die sich sehen lassen kann". Vor Allem aber meint er sich dadurch ein hohes Verdienst zu erwerben, daß er Alles, was geschehen ist, platt und nackt herausjagt. Dies soll offenbar seine Buße sein, und daß „das unendliche Wesen, das Alles siehet", ihm Vergebung, ja, hohes Lob ertheilen muß, ist selbstverständlich.

Welch ein anderer Geist geht durch die Bekenntnisse eines Augustinus und, so fügen wir hinzu, durch die Bekenntnisse jedes von Gott erleuchteten Menschen! Da heißt es: „wo soll ich fliehen hin, weil ich beschweret bin mit vielen großen Sünden; wo soll ich Rettung finden?" Da ist der einzige Halt und Trost, daß es einen Gott giebt, der die Sünde erläßt und heilet alle unsere Gebrechen. Was aber die Tugenden und die einzelnen Triumphe über die Sünde betrifft, so ist dem Menschen, der zu wahrer Selbsterkenntnis gekommen ist, nichts gewisser, als daß unsere Siege in Wirklichkeit nur Siege der göttlichen Gnade sind. Daß aber ein Mensch Gottes auch in den schwersten Lagen siegen kann, wenn er wirklich siegen will, wenn er den Zuflüssen des himmlischen Geistes Raum geben will, — dafür liefert unsere Geschichte ein herzerquickendes, stärkendes Zeugnis. Sie zeigt uns nicht nur, wie jüngere und ältere, weibliche und männliche Personen in den Anfechtungen zur Wollust siegen sollen; nein, die Art, wie Joseph hier gegen die Versuchung zur Unzucht kämpft, ist wahrhaft mustergültig für den Kampf gegen jedwede Sünde. Immerhin aber ist die Verlockung zum Ehebruch doch zunächst das, was uns hier vor Augen gestellt wird.

Ich höre freilich, wie ängstliche Leute rathen, ich solle

die Betrachtung dieser Geschichte lieber fortlassen. Aber es ist unmöglich, diesen Rath zu befolgen, wenn nicht alles Folgende unverständlich sein soll. Wir würden dann aber auch den erbaulichsten Theil der Josephsgeschichte streichen und sozusagen das Herz herausschneiden. Gerade diese Erzählung läßt uns in Josephs Herz hineinschauen wie keine andere. Sie zeigt uns aber auch wie keine andere, was der allmächtige Gott in einem schwachen Menschenkinde ausrichten kann.

Es ist ja wahr, ungeschminkt und unverhüllt erzählt die Bibel den ganzen Hergang. Aber sie zeigt uns hier und überall die Sünde, nicht nach Art vieler Romane als eine verlockende Speise, sondern als ein schreckliches Gift. Sie zeigt uns nicht nach Art jener Romane, daß die „schwache menschliche Natur" in solchen Fällen nothwendig unterliegen muß; sie zeigt uns umgekehrt, daß der Gläubige in der wesenhaften Verbindung mit Gott Kraft genug findet, um der Schlange den Kopf zu zertreten. Es ist lächerlich, wenn man glaubt, solche Geschichten seien für junge Leute sehr gefährlich. Ach, die Jungen und die Alten lesen alle Tage in der Zeitung viel gefährlichere Dinge, durch welche die Sünde geadelt und die Tugend lächerlich gemacht wird. Da liest man ellenlange Berichte über Gerichtsverhandlungen, worin die Sünden liederlicher Menschen bis in's Einzelne hin dargelegt werden. Ich erinnere nur an die „Modellgeschichten" (Bertha Rother); ich erinnere ferner an die Ehebruchsgeschichten des Kronprinzen Rudolf, die wochenlang mit tausend schmutzigen Einzelheiten und noch schmutzigeren Vermuthungen in den Zeitungen besprochen wurden. Darum sei Niemand so ängstlich wegen der Berichte der Bibel, und erst recht nicht wegen dessen, was ich darüber sagen werde! Ich denke, daß es mir an dem nöthigen Takt nicht fehlen wird, zu verschweigen, was verschwiegen,

und zu sagen, was gesagt werden muß. Ich bitte also inständigst, daß am allerwenigsten die jungen Leute dieses Kapitel überschlagen mögen. Es kann nur dazu dienen, sie in den heiligen Kampf gegen den Lindwurm der Sünde hineinzutreiben.

2) Die Gefahren der Schönheit.

Eine ganze Reihe stiller Jahre war dem Joseph im Hause des Potiphar dahingeflossen. Obgleich ein Sklave, war er dennoch ein gelehrter und einflußreicher Mann geworden. Wie er selbst dem Weibe sagt: „mein Herr hat Alles, was sein ist, in meine Hand gegeben; Niemand in diesem Hause ist größer als ich, und er versagt mir nichts". (Vers 9.) Wie groß war die Gefahr, daß er bei so bewandten Dingen aus der Demuth und aus dem einfaltsvollen Gebetsumgang mit Gott herausfiel! Ja, die Versuchung zum Hochmuth war gewiß nicht gering. Aber jetzt sollte doch noch eine Anfechtung ganz anderer Art kommen. Und diese Anfechtung hatte ihren Anlaß in der Schönheit des Joseph. (Vers 6.) Er war jetzt zur vollen Manneskraft erblüht. Wir müssen bedenken, daß schon der siebzehnjährige Jüngling im Orient nach Leib und Seele entwickelter ist, wie er es in unserm Klima sein würde. Zur Zeit unserer Geschichte aber ist Joseph vielleicht schon 25 Jahre, ein Mann in seiner Vollkraft und ein auffallend schöner Mann.

Die Schönheit spielt auch in der heiligen Schrift eine bedeutende Rolle. Man braucht das nicht erst darzuthun; denn dieser Theil der Bibel ist der allerbekannteste. Es ist keine Frage, daß auch die leiblichen Vorzüge als ein Geschenk Gottes in der Bibel werth gehalten werden. Gott selbst ist der Brunnen aller Schönheit, und so gehört sie

mit zu dem Bilde Gottes, welches der Mensch tragen sollte. Daß sie eine ebenso seltene als flüchtige Erscheinung in der gegenwärtigen Welt ist, ist auch eine Folge der Sünde. Im Lande der Verklärung, wo die Sünde sammt ihren Folgen abgethan sein wird, werden die erlösten Menschen in einer Schönheit leuchten und prangen, die wir jetzt kaum ahnen können. Aber zuweilen begegnet man auch hier auf Erden einer Schönheit, die schier prophetisch ist und uns in die Welt des Jenseits hinaufweist. Hienieden welkt sie schnell, und betrogen ist — es sei ein Mann oder ein Weib — wer sich bei der Wahl des Gatten in erster Linie durch die leiblichen Vorzüge bestimmen läßt. Die Enttäuschung kommt meist entsetzlich schnell und in der Regel folgt dem Rausche der Vergötterung der Ekel. Vollends betrügt der sich selbst, der sich einbildet, durch seine Schönheit sei bereits eine Basis für sein zeitliches Glück gesichert, — von dem ewigen gar nicht zu reden.

Aber wie flüchtig die Schönheit auch ist, so übt sie doch fast auf alle Menschen eine schier magnetische Anziehungskraft aus. Jeder muß sich hüten, daß er nicht dadurch bestochen oder gar bezaubert wird. Wenn mir Jemand sagt, daß Schönheit überhaupt keinen Eindruck auf ihn mache, so glaube ich es ihm nicht. Müßte ich es aber im einzelnen Falle glauben, so würde ich den, der so spricht, deswegen nicht etwa für besonders fromm halten, sondern meinen, daß ihm an dem rechten Menschenthum etwas fehlt.

Leibliche Schönheit ist also ein hohes, aber ein sehr gefährliches Gut. Es werden in der Welt viel mehr Menschen durch ihre Schönheit unglücklich, als durch ihre Häßlichkeit oder durch leibliche Gebrechen. Ach, wie oft ist die leibliche Schönheit die Ursache, daß es zu der unverwelklichen inneren Schönheit niemals kommt, — daß der

verborgene Mensch des Herzens, der allein köstlich ist vor Gott, niemals seine Ausgestaltung findet!*) — — Wie oft werden schon die schönen Kinder verzogen und verdorben, indem man sie immer hören läßt, wie „entzückend" sie seien. Verbrechen ohne Zahl werden auch von sonst ernsten und verständigen Leuten an den armen Kindern begangen. Ach, es bedarf oft nur weniger Worte, um die heilige Einfalt und rührende Unschuld eines jungen Herzens zu vergiften. Man macht, theils durch thörichte Reden, theils durch Aufputzerei, die Kinder kokett; das heißt aber: man tödtet das Kind im Kinde.

Vollends aber werden die leiblichen Vorzüge, wenn sie sich bei Erwachsenen finden, tausendmal ein Quell des Verderbens für die, denen sie geschenkt sind. Die „Welt" vergöttert geradezu die Schönheit. Sie erlaubt den Schönen Alles und giebt ihnen im Voraus Vergebung für Alles. Ist dann freilich die Schönheit hingewelkt, so haben die früheren Anbeter nur ein mitleidiges Lächeln. So lohnt die Welt!

In der Regel ist — wenigstens bei den christlichen Kulturvölkern — die Schönheit für das weibliche Wesen gefahrbringender als für den Mann. Ereignisse wie dasjenige in unserer Geschichte, da das Weib den Mann verführen will, sind bei uns doch Ausnahmen, — leider keine

---

*) „Der weibliche Körper ist eine Muschel; ob dieselbe in allen Farben glänzt oder ob sie ein unansehnliches Äußere trägt, macht wenig aus. Die kostbare Perle, welche sie umschließt, giebt der Muschel ihren eigentlichen Werth." So sagt einer unserer Dichter. Und mit Recht! Abgesehen davon, daß die Schönheit in den allermeisten Fällen entsetzlich schnell schwindet und welket, so verliert sie auch für jeden richtigen Menschen bald ihre Anziehungskraft, wenn die rechten sittlichen Eigenschaften und inneren Tugenden fehlen. Der Verf.

ganz seltenen. Gemeiniglich naht nicht das verführerische Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe. Er schmeichelt ihm ob seiner Schönheit und anderer sinnlicher Eigenschaften; er sucht es durch allerlei Künste aus der Welt der Unschuld in den Sumpf des Lasters hineinzuziehen, — und ach! wie oft mit entsetzlichem Erfolg!

Aber auch in *den* Fällen, wo das schöne Weib durch seine Gesinnung und durch seine ganze gesellschaftliche Stellung vor grober Verführung gesichert ist, ist dennoch große Gefahr vorhanden, daß sie, bethört durch die feinen Schmeicheleien, die man ihr spendet, durch das Aufsehen, das sie macht, in die feine Selbstanbetung der Eitelkeit hineingeräth. Es ist ein lächerliches Verlangen, daß schöne Menschen gar nicht *wissen* sollten, daß sie schön sind. Sie können es nicht ändern, wenn sie es wissen, aber sie brauchen darum doch nicht gefallsüchtig zu sein. Wohl ihnen, wenn sie nicht begriffen haben, daß die innere Schönheit der Seele, die Reinheit des Geistes, die Einfalt des Glaubens tausendmal mehr werth sind, als alle leiblichen Vorzüge! Wohl ihnen, wenn sie davon durchdrungen sind, daß die leibliche Schönheit nur ein welkend Blatt ist; daß aber die Seele, in der Gott Wohnung gemacht hat, *ewiger* Herrlichkeit entgegenfliegt! Wohl ihnen, wenn gerade sie täglich und stündlich um Demuth und Einfalt flehen und im Lichte der Ewigkeit fort und fort scheiden und unterscheiden, was etwas ist und was nichts ist.

Joseph ist ein köstliches Beispiel dafür, wie man schön und geehrt sein und doch einfaltsvoll im Glauben und in der Demuth bleiben kann, ja, wie man in den furchtbarsten Versuchungen verharren kann. — Doch wir müssen nun willig oder widerwillig dem Weibe unsere Aufmerksamkeit schenken.

3) Die Versuchung.

Tugend und Laster, Freude und Leid, Hoffnung und Angst, Kampf und Frieden, — Alles pflegt von den Künstlern der tonangebenden Nationen *in weiblicher Gestalt* dargestellt zu werden. Warum wohl? Nun, ohne Zweifel, weil bei dem Weibe Alles ausgeprägter ist als bei dem Manne. Sanftmuth, Lindigkeit, Demuth, Barmherzigkeit, Keuschheit, Ergebung, — Alles erscheint bei dem Weibe in einer so lieblichen, sonnenhaften Art, wie nie bei dem Manne. Leider aber ist auch das Laster hier viel widerwärtiger und lasterhafter als bei dem Manne. Hat ein Weib einmal auf den Adel der Weiblichkeit verzichtet, hat sie einmal die Schranken ihrer Natur durchbrochen, so giebt es auch gar kein Einhalten mehr. Die heilige Schrift zeigt uns z. B. in Isebel und Herodias Weiber, die von einem dämonischen Haß erfüllt sind und schlechterdings vor keinem Mittel zurückschrecken, wodurch sie ihre Opfer vernichten können. Das Weib des Hiob ferner ist eine so freche *Spötterin*, daß man meint, eine Stimme aus dem neunzehnten Jahrhundert zu hören, wenn man sie hört. — Ist ein Weib einmal leichtsinnig, so kennt ihr Leichtsinn keine Schranken mehr. Die Beweise dafür liegen auf der Straße. Ich brauche nur an die Zehntausende liederlicher Dirnen zu erinnern, welche (Gott sei es geklagt!) unter hohem obrigkeitlichem Schutz die Pestilenz unseres Volkes sind. — Ebenso ist es auch auf andern Gebieten. Ein Mann, der unordentlich und schmutzig ist, ist nie so widerwärtig wie ein Weib, welches Ordnung und Reinlichkeit hinter sich geworfen hat. Ein taktloser Mann ist nie so unerträglich, als ein zucht- und taktloses Weib. Und nun die böse Zunge eines bösen Weibes —!

Der schrecklichste der Schrecken aber ist ein Weib, wie

das Weib des Potiphar, welches in Wollust verzehrt wird. Es ist nicht nöthig, unserer Geschichte viel hinzuzufügen. Das Weib des Potiphar hat ihre Augen auf den schönen Mann geworfen; die böse Lust ist in ihr zu einem brennenden Feuer geworden. Daß sie sich selbst schändet, daß sie ihrem Manne die Treue bricht, daß sie den Haushofmeister zu einem Schurken macht, — das Alles kommt gar nicht mehr in Betracht. Sie hat nur einen einzigen Gedanken: Befriedigung ihrer Lust. Nachdem Andeutungen und Gebärden nichts gefruchtet haben, kommt sie frech und ungeschminkt mit ihrem Anliegen heraus. Sie läßt sich auch dadurch nicht irre machen, daß Joseph sie entschieden abweist. Wenn ein Weib einmal etwas will, so will es, und beweist eine Energie, Umsicht und Klugheit, die großartig sind. Und zwar in Gutem wie in Bösem. — So hat denn auch eines Tages das Weib des Potiphar es verstanden, sämmtliche Personen, die das große Haus bevölkern, unter allerlei Vorwänden zu entfernen. Und nun ist die Stunde gekommen, da muß die Entscheidung fallen. So wild ist das Weib, daß sie den vorüberschreitenden Joseph nicht nur mit Worten zu verlocken sucht, nein, sie hält ihn an seinem Obergewande krampfhaft fest. Es bleibt für den jungen Mann nur ein Mittel, ihr zu entgehen, — er muß sein Kleid in ihren Händen lassen und fliehen.

Nun ist sie allein, — verlassen, verachtet, verstoßen, beschimpft, wie sie sagt. Einen Augenblick mag Angst über sie gekommen sein; aber nicht lange. Schnell hat sie einen dämonischen Plan gefaßt. Sie erhebt ein lautes Geschrei, und als die Hausgenossen kommen, um ihr Hilfe zu leisten, erzählt sie die Geschichte, die wir kennen. Mit einer Frechheit ohne Gleichen stellt sie den Sachverhalt geradezu auf den Kopf. Ebenso nachher, als ihr Ehemann kommt. Sie ist so kühn, ihn anzuklagen, daß er den Hebräer in's Haus

gebracht habe, um sie zu schänden. Sie, sie ist also die gekränkte Unschuld, die leidende Tugend in Person, der Spiegel eines Weibes, wie es sein soll.

Daß sie mit ihrer Verleumdung den Gegenstand ihrer wüsten Leidenschaft dem Verderben überliefert, macht ihr nicht das geringste Bedenken. Im Gegentheil, das will sie. Weil er ihren Lüsten nicht dienen will, soll er vernichtet werden. Daß die Wollust mit der wirklichen Liebe auch nicht die entfernteste Verwandtschaft hat, weiß jeder Kenner des menschlichen Herzens. Diejenigen, welche Wollust und Liebe gleich setzen (und ach, ihr Name heißt Legion!) erniedrigen die Himmelstochter zum thierischen Trieb. Daß dagegen Wollust und Grausamkeit, ja Blutdurst stammverwandte Laster sind, ist eine Erfahrungsthatsache.

Wir begegnen hier zum ersten Mal der Intrigue, und zwar sogleich in einer dämonischen Gestalt. Sie ist je und je von sittlich gesunkenen Weibern am häufigsten und wirksamsten betrieben worden. Ebensowenig braucht man erst zu beweisen, daß jede Art der Intrigue in den sogenannten vornehmen Kreisen, in der „Gesellschaft" wie man heutzutage sagt, am meisten in Kurs war und ist. (Die Gemahlin des Potiphar gehörte ja auch zur „Gesellschaft".) Wir sehen hier also in einem erschreckenden Bilde, zu welchem Ungeheuer der Mensch werden kann, wenn er auf der abschüssigen Bahn der Sünde sich nur laufen läßt. Ob es glaubhaft ist, daß ein Mensch in Wirklichkeit so tief sinken kann, wie dieses Weib hier, ist eine Frage, die nur Kinder stellen können. Was die Intrigue betrifft, so klingt uns das Wort, Gott Lob, fremd, und wir haben auch im Deutschen keinen Ausdruck, der den Sinn dieses Wortes deckt. Walt' Gott, daß wir auch die Sache nicht hätten! Aber sie erscheint bei uns leider nicht seltener, wie auch auf den Blättern der Bibel. Ich erinnere an Isebel,

das Weib des Ahab. Dieselbe, welche in religiösem Fanatismus Jehovas Propheten verbrennen ließ, sie ist es auch, die durch falsche Zeugen den Naboth zu Tode bringt, weil er seinen Weinberg dem habsüchtigen Ahab nicht abtreten will. Ich erinnere an Herodias. Sie benutzt die Anmuth und Schönheit ihrer Tochter Salome, um zunächst den Sinn des Herodes zu bezaubern, und dann von ihm ein Versprechen zu erzwingen, durch dessen Erfüllung er sich selbst vernichtet. Aber das ist ihr Alles gleich; sie erreicht, was sie will. Den Kopf des Johannes will sie haben, und sie bekommt ihn. Auch hier ist es eine Ehebrecherin, die dem Knechte Gottes Verderben geschworen hat, weil er den von ihr bethörten Mann in den Weg der Gerechtigkeit zurückzubringen versucht.

Es grauft uns vor solchen Tiefen der Bosheit. Aber dies Grausen hat wenig moralischen Werth. Richtiger wäre es, wenn der Leser und die Leserin sich ernstlich besinnen wollten, ob sie selbst auf diesem Gebiete rein sind, ob sie z. B. niemals die vergiftete Waffe der Verleumdung gebraucht, niemals sich durch Neid oder Rachsucht haben verführen lassen, einem ihrer Mitmenschen die Ehre abzuschneiden, oder doch seine Ehre, seine Tugend, seine guten Absichten mit einem geschickten Fragezeichen zu versehen. Solche Betrachtung ist menschenwürdiger, als das Sammeln von Steinen (Joh. 8, V. 7), womit man die zerschmettern möchte, die in grober Weise gefallen sind. Solche Betrachtung wird dann eher hineinleiten in die göttliche Traurigkeit, welche der Quell aller wahren Freude ist. Sie wird dich aber auch dahin bringen, mit allen Mitteln, — müßtest du dich auch selbst dabei an den Pranger stellen — die geschäftliche Ehre oder das verletzte Glück deines Nächsten wieder herzustellen.

Doch wir verlassen jetzt das schlimme Weib, bei dem

wir ungern so lange verweilten, und blicken hinein in den guten Kampf, den Joseph kämpfte.

4) Kampf und Sieg.

Ich will hier nicht disputiren mit denen, die über den „keuschen Joseph" spotten und ihn einen Narren nennen, weil er den schäumenden Becher der Lust, der ihm so bequem kredenzt wurde, nicht zu trinken wagte.*) Die Zahl solcher, die still oder laut so sprechen, ist leider sehr groß. Klein ist die Zahl derer, denen das Benehmen des Joseph bewundernswürdig erscheint, ja, so heldenhaft, daß sie „ehrlich gestanden, die Geschichte nicht glauben". Jenen sage ich nur mit einem platten Sprichworte: „wer zuletzt lacht, lacht am besten," diesen aber rufe ich zu: ihr kennt nicht die Kraft Gottes, die in unserer Schwachheit mächtig sein will.

Die Lage des Joseph war allerdings furchtbar, und die Versuchung, menschlich zu reden, übergroß. Der Erfolg aber zeigt, daß sie dennoch nicht zu groß war, weil im Sturm der Leidenschaften der allmächtige heilige Gott, mit dem Joseph immer wandelte, in leuchtender Klarheit vor seinen Augen stand. Der Anblick Gottes und die Ausströmungen seines Lebens, seiner heiligen Kraft, gaben dem Joseph die Gewalt, die ihm nöthig war. Und es wird bei dir nicht anders sein, wenn du so wie er wirklich allein darüber aus bist, als ein Gotteskind zu wandeln.

---

*) Ein sehr beliebter Schriftsteller der „gebildeten Welt", Paul Lindau, macht, bei Gelegenheit der Besprechung eines schwedischen Drama's, die keuschen Jünglinge geradezu lächerlich und giebt zu verstehen, daß solche in Wirklichkeit nicht existiren. Gott Lob, er kennt denn doch die Welt in diesem Falle schlecht und schließt wohl nur aus seiner eigenen versumpften Umgebung. Aber was sollte aus unserem deutschen Volke werden, wenn er recht hätte oder einmal recht bekäme? Der Verf.

An und für sich also war die Lage entsetzlich. Auf der einen Seite stand Fleisch und Blut, die bei Joseph so gut ihr Recht forderten, wie bei andern Menschen. Auch die weltliche Klugheit sprach dafür, dem Weibe zu willfahren. Joseph wußte, daß in einem ägyptischen Haushalte die Frau mit unbeschränkter Macht waltete, daß sie seine Stellung leicht noch angenehmer machen konnte, daß sie aber auch alle Mittel hatte, sich zu rächen. Er wußte im Voraus, daß diese Rache furchtbar sein würde, wenn er ihr widerstände. Er wußte ferner, daß sie für die Verheimlichung des Verbrechens schon sorgen werde. Er wußte endlich, daß ein Sklave der Herrin des Hauses gegenüber niemals Recht bekommen könnte; denn „ein Sklave hat keinen Mund". — Auf der andern Seite stand nur die Rücksicht auf seinen irdischen und seinen himmlischen Herrn. Der Gedanke an Potiphar, der ihm so großes Vertrauen geschenkt und also auf seine Treue rechnet, würde in dieser furchtbaren Lage allein nicht zum Siege geholfen haben. Das Vertrauen des Potiphar zu Joseph wurzelte aber darin, daß dieser *ein Mensch Gottes* war. (1. Mos. 39, V. 3.) Und *weil* er ein Mensch Gottes war, so glaubte er auch dem Potiphar so große Treue schuldig zu sein.

Es ist eine überraschende Wendung in der Rede des Joseph. Nachdem er ausgeführt, welches Vertrauen ihm sein Herr geschenkt habe, schließt er: „*wie sollte ich ein so großes Übel thun und*" — — — *wider solch einen Herrn sündigen?* Man sollte denken, daß er so schlösse. Aber nein; so sagt er nicht, sondern: „und *wider Gott* sündigen!" Gott ist schließlich immer der bestimmende. Gott hat seinen ganzen Weg so wunderbar geleitet; Gott hat ihn in Potiphars Haus geführt;

Gott hat ihm Weisheit und Verstand zu allem Werk gegeben; Gott hat das Herz des Potiphar im Vertrauen zu ihm gewandt; Gott hat ihn jetzt in diese Versuchung kommen lassen; Gott ist es, dem er wegen dieser Stunde, wegen jeder Stunde, Rechenschaft geben muß. Er ist es also, der die letzte Entscheidung giebt.

Wir sehen hier wiederum, wie die Freiheit und die Treue zusammenhangen. Joseph ist frei von allen Menschen und treu gegenüber allen Menschen, weil er treu ist gegen Gott und nur abhängig von Gott. Von Gott sich lösen, wider ihn handeln, das, so sagt er sich, ist das große Übel. Ja, das größte Übel! Er würde auch mit Chrysostomus übereingestimmt haben, der 2300 Jahre später sagt: „die Sünde ist das einzige Übel." Sklaverei, Gefängnis, Schmach, leibliche Leiden, Vermögensverlust u. dgl. sind ja bittere, schmerzliche Dinge. Aber wenn Gott sie uns auferlegt, so sind sie kein Übel. Falls wir sie stille und im Glauben auf uns nehmen, sind sie nur ein Durchgangspunkt zur bleibenden ewigen Freude. Die Sünde dagegen ist in allen Fällen ein Übel; denn dadurch lösen wir uns von dem eigentlichen Element unseres Friedens, unseres Glückes, unseres Lebens.*)

---

*) Wenn die Sünde das einzige Übel ist, so ist die Vergebung und Tilgung der Sünde das einzige Gut. Sie ist das einzige Gut, weil alles Andere, was dem Menschen Heil bringt, daraus fließt. So sagt denn auch der Apostel: „wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit." Da entwickeln sich auch Herrlichkeit und Verklärung von selbst. Das Kreuz Jesu Christi ist das gewaltigste Zeugnis von dem göttlichen Vergeben. Ja, es ist der Thron der himmlischen Gnade für die Bußfertigen. Darum aber ist die Arbeit an sich selbst, der Kampf wider sich selbst, der Wandel im Licht so wenig überflüssig, daß im Gegentheil dies alles erst durch die erfahrene Gnade recht möglich und erfolgreich wird. Man lese über den

Sünde ist also das, daß man sich von Gott löst und seinen Weg geht ohne Gott, nach eigener Lust und nach eigenem Willen. Das war gleich die erste Sünde, die Sünde der Eva. Sie wollte klug werden auf einem Wege, den Gott als einen Weg des Todes bezeichnet hatte. Sie glaubte der Gott feindlichen Stimme, die ihr zuraunte, gerade durch die Übertretung des göttlichen Verbotes würde sie zu einer höhern Freiheit und zu einem höhern Glücke durchdringen. Was aber zum ersten Mal Sünde war, das ist immer noch Sünde. Mag Einer lügen oder morden, mag Einer stehlen oder Wollust treiben, mag Einer verleumden oder dem innern Hasse Raum geben, — die Sache ist im Kern stets die gleiche. Es ist immer dies, daß man dem Heiligen in der Höhe trotzt, daß man bewußt oder unbewußt von seinem heiligen Willen sich löst, sich emanzipirt von Gott. Je bewußter nun der Gegensatz gegen Gott ist, je mehr der Mensch gewarnt ist, je mehr er sich innerlich klar geworden ist über seinen Gegensatz, — desto sündiger ist die Sünde, desto sündiger ist der Sünder.

Steht nun darin die Sünde, daß man sich bei Gelegenheit der Versuchung von Gott löst, so besteht die wahre Frömmigkeit darin, daß man unter allen Umständen *an Gott festhält*. Die fromme Seele ist davon durchdrungen, daß es kein Glück giebt, ohne in der Verbindung mit Gott. So trotzt sie denn der Sünde, trotzt dem eigenen Willen, trotzt den Lüsten und Begierden und tritt an die Stelle, wo Gott steht. Und ob auch die Frömmigkeit wie hier und wie so oft zunächst eitel Herzeleid, Verachtung und Verfolgung einträgt, — das macht die fromme Seele nicht irre. Sie bleibt bei ihrem heiligen „*Dennoch*!" „dennoch

---

Zusammenhang von Vergebung der Sünde einerseits und Wandel im Licht andererseits die ersten Kapitel des ersten Johannisbriefes!

Der Verf.

bleibe ich stets bei dir"; sie bleibt dabei, daß dem Gerechten das Licht immer wieder aufgehen muß und Freude dem frommen Herzen.

Fürst Bismarck hat einmal im Reichstage gesagt: „wir Deutschen fürchten Gott und sonst Niemand". Das war ein großes Wort und wird berühmt bleiben, solange die Welt steht. Und wenn es zuträfe, wenn es von allen Deutschen, ja, wenn es auch nur von der Hälfte aller Deutschen wirklich gälte, so wäre unsere Nation nicht nur die frömmste, sondern auch im edelsten Sinne des Wortes die freieste und also die zukunftreichste auf dem Erdboden. Wer Gott allein fürchtet, aber ihn auch wirklich fürchtet und in der heiligen Furcht Gottes wandelt, für den muß schließlich Alles herrlich enden. Wer einen sichern Weg zum bleibenden Glücke gehen will, der wähle also den Weg, den Joseph wandelte. Ist es auch ein Kampfesweg, ein Thränenweg, — von diesen Thränen steht geschrieben: „die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten". Und ob Einer auch in manchem einzelnen Kampfe unterliegt (wie das auch von Abraham, von Jakob, von Moses, von Hiob, von David, von Jonas, von Elias, von Petrus und anderen heiligen Männern Gottes berichtet wird), so soll er doch nicht verzagen, sondern immer wieder auf den Plan treten. Jesus hilft siegen, auch durch tausend Niederlagen hindurch.

Joseph ist allerdings ein so idealer Kämpfer, daß Mancher, der nur ihn ansieht, den Muth an sich selbst verlieren könnte. Er ist ebenso groß im heldenhaften Kampfe wie im stillen Dulden. Das findet sich selten zusammen. Es giebt Menschen, die in Kraft des Glaubens große und langwierige Leiden still und gelassen, ohne Klagen und Verzagen, ohne Murren und Zweifel tragen. Dies gottergebene stille Dulden ist besonders vielen weiblichen Gemüthern

verliehen. Aber diese selbigen, welche die schwarzen Wasser über sich hinwegrauschen lassen, ohne darum an Gott irre zu werden, sind oft sehr schwach, wenn es sich darum handelt, gottlosen Menschen gegenüber — man erlaube mir den Ausdruck — die Zähne zu zeigen und in den thatsächlichen Kampf gegen die Bosheit um sie her einzutreten. Es fehlt ihnen der fröhliche Trotz, die heilige Schroffheit, die dazu nöthig sind. Luther besaß diese Eigenschaften in hohem Maße; Melanchthon, sein Herzensbruder, entbehrte derselben. Dagegen hatte dieser ein Charisma des Duldens und Leidens, das man wieder bei Luther vergeblich suchte. — Es kann aber auch beides zusammen sein, und jedenfalls sollen wir nach beiden streben in heiliger Arbeit an uns selbst. Alsdann wird uns Gott auch von beiden geben, was zu unserer Heiligung nöthig ist. Die Wege des Heiligen im Himmel zielen darauf, uns das Eine und das Andere zu lehren. Wir sollen nur bei allen seinen Führungen darauf achten und werden leicht finden, auf welchen Punkt er hinauswill.

Wenn aber das Beispiel des Joseph uns schon den Weg zum rechten Verhalten im Kampfe gegen jede Art von Sünde zeigt, so würden wir doch unserer Aufgabe nicht gerecht werden, wenn wir den besonderen Fall außer Acht lassen wollten. Über die Versuchung zu geschlechtlichen Sünden spricht man ja freilich nicht gern. Aber gerade von diesem Gebiete gilt, was der Dichter sagt:

„Opfer fallen hier
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer ohne Zahl."

Darum heißt es für den, der die Brüder liebt: „hebe deine Stimme auf und stoße in die Posaune!" So wollen auch wir thun, ohne dabei aus den Augen zu lassen, daß so ein Buch nicht nur in Männerhand kommt.

5) Von einer großen Mördergrube

redet man, wenn man von dem Gebiete der Unzuchtsünden spricht. Es ist das eine Pestilenz, die im Finstern schleicht und die unter den verschiedenen Altersklassen und auf die verschiedenste Art wüthet. Wir können hier aus naheliegenden Gründen nicht auf das Einzelne eingehen. Aber das steht fest, daß diese Pestilenz in einem einzigen Jahre, und zwar in jeder Nation, mehr Lebensglück vernichtet, wie alle Epidemien in einem Jahrhundert. Man hat ausgerechnet, welche Unsummen im Dienste dieser Sünde verausgabt werden. Aber wenn die haarsträubenden Ziffern, die man nennt, auch wirklich nicht zu hoch, sondern noch zu niedrig gegriffen wären, so ist doch damit nur ein kleines Übel bezeichnet gegenüber dem viel größeren, welches diese Sünde durch Schädigung des Leibes und der Seele anrichtet.

An Joseph wird uns nicht nur die Keuschheit gerühmt, sondern auch die große geistige Tüchtigkeit und die Treue im Berufe. Auch scheint er eine herrliche Gesundheit bewahrt zu haben, da er trotz all der Stürme, die über ihn ergingen, nach Leib und Geist frisch blieb. Zwischen jener Keuschheit aber einerseits und dieser Tüchtigkeit, Arbeitslust, Treue und Gesundheit andererseits ist ein tiefer ursächlicher Zusammenhang. Es ist vielleicht nicht ganz zutreffend, wenn Göthe sagt: „alle Schuld rächt sich auf Erden". In sichtlicher Weise rächt sich jedenfalls in dieser Zeit noch nicht alle Schuld. Von der Sünde aber, davon wir jetzt reden, ist es furchtbar wahr. Wie viele Tausende von jungen Greisen schafft sie; wie viele wankende, markloſe, zerknickte Gestalten, die das Gegentheil sein könnten! Wie viele junge Leute mit blasirtem Geist, mit ausgebranntem Gehirn! Wie ruinirt sie die einfaltsvolle heitere Lust am Leben, die Freude an der Arbeit, vor allen Dingen

die Achtung vor sich selbst! Ach, zahllose Männer jedes Volkes treten alljährlich in die Ehe mit geschlagenem Gewissen, um nichts Anderes zu nennen. Wo diese Sünde haust, da kehrt auch der religiöse Zweifel ein, da schwindet das kindliche Gottvertrauen, da ist es aus mit dem einfaltsvollen Gebetsleben. Wer die Welt kennt, wird diese Behauptungen ohne Protest unterschreiben.

Es soll gewiß Keiner, der auf diesem Gebiete zu schanden geworden ist, an Gott verzweifeln. Er soll seine Stimme hören: „Kehre wieder; kehre wieder, der du dich verloren hast, sinke reuig bittend nieder vor dem Herrn mit deiner Last". Jesus hat auch die Sklaven der Unzuchtsünden freundlich aufgenommen. Aber es ist eine Thatsache, daß gerade die Opfer dieser Sünden schwerer als andere zur Einfalt des Glaubens durchdringen, daß sie schwerer als andere das kindliche Gottvertrauen wiedergewinnen. — Ich gebe zu, daß die Anfechtungen gerade zu dieser Sünde oft außerordentlich groß sind. Ich weiß auch, wie viel man zu ihrer Entschuldigung vorbringt. Ich weiß, wie schwer es besonders solchen jungen Leuten, die fast nur im Kreise von Männern leben, wie Soldaten, Seeleuten, Studenten, — ich weiß, wie schwer es ihnen ist, ihrer Umgebung zum Trotz, der eigenen Lust zum Trotz, rein zu bleiben. Das Beispiel des Joseph, wie alt es auch ist, zeigt uns aber dennoch die besten Waffen in diesem Kampfe.

Die erste und hauptsächlichste Waffe gegen diese wie gegen jede Sünde ist der aufrichtige Wandel mit Gott. Wenn wir im Lichte wandeln, wie Er im Lichte ist, so wird es uns auch fort und fort vor der Seele stehen, daß unser Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist. Die Nähe Gottes strömt reinigende, heiligende Kräfte aus. In dem verborgenen Leben mit dem Heiligen schlummern Gewalten, die nur der ahnt, der

solch ein Leben lebt. Deß ist Joseph ein mächtiger Zeuge. — Die zweite Waffe heißt ernste Arbeit und treue Pflichterfüllung, wie wir wiederum an Joseph sehen. In der hingebenden freudigen Arbeit ist ein Gegengift gegen allerlei Krankheit und Verderben des menschlichen Geschlechts, während es bis an's Ende der Welt wahr bleibt, daß Müßiggang aller Laster Anfang ist. Wenn du als junger Mann keine Arbeit hast, die deinen Körper sehr in Anspruch nimmt, so mußt du dir leibliche Bewegung und Anstrengung schaffen, deinen Leib üben, abhärten, zähmen und stählen, und vor allen Dingen vor Unmäßigkeit dich hüten, zumal vor der Unmäßigkeit im Trinken! Der gewaltige und schier mustergiltige deutsche Mann, Ernst Moritz Arndt, lebte auf der Universität Stralsund in den denkbar verführerischsten Verhältnissen. In seinem Liede: „Wer ist ein Mann? — Der beten kann!" hat er uns das tiefste Geheimnis seiner Kraft anvertraut. Aber weil er in der Gebetsgemeinschaft war, so führte er auch ein vernünftiges Leben. Er zähmte seinen Leib in treuer Arbeit, er war außerordentlich mäßig und härtete sich unerbittlich ab. So blieb er Sieger, und wurde der Mann, der er geworden ist. Und die Augen des schönen und ehrwürdigen Greises waren noch nicht dunkel geworden, da ich ihn als einen Neunzigjährigen durch die Straßen von Bonn wandeln sah.

Als ein weiteres Hilfsmittel dürfte es sich empfehlen, daß du dem heiligen Bunde junger Männer beitrittst, einem Bunde gegen die Unsittlichkeit, der jetzt, Gott sei gedankt, fast durch ganz Deutschland verbreitet ist. Die Mitglieder haben sich vor Gottes Angesicht das Wort gegeben, daß sie dieser Sünde, in welcher Gestalt und Form sie auch nahen möchte, ritterlich widerstehen wollen. — Es liegt in solch einem Bunde eine große Kraft. Nicht nur,

daß man miteinander betet und sich öffentlich und sonderlich ermuntert; nein, so oft du einem Bundesgenossen begegnest, empfängst du eine wortlose und doch lebendige Mahnung, dich selbst zu bewahren.

Vor allen Dingen aber gilt es für den, der rein bleiben will, daß er die Gefahren und Gelegenheiten meidet. Damit meine ich keineswegs nur die Orte, wo der Sünde gefröhnt wird. Daß ein Mensch, dem sein Leben lieb ist, solche Orte nicht aufsucht, versteht sich von selbst. Nein, ich meine Alles, was deinen Geist mit schlüpfrigen Gedanken erfüllt, Alles, was deine Phantasie erhitzt und vergiftet, sollst du meiden. Und ob es auch noch so viel ästhetischen Werth hätte: du mußt es meiden. Die Erhaltung deines Lebensglückes, deines Friedens, deiner Freudigkeit ist ein so großes Gut, daß die ästhetische Anregung dagegen gar nicht in's Gewicht fällt. Man kann hier keine allgemein zutreffende Anweisung geben, da die Naturen so grundverschieden sind und für den Einen schon Gift ist, was dem Andern keinen Schaden thut. Ich denke aber an Bücher und Bilder und allerlei Theater- und Musik-Aufführungen, welche die Phantasie beflecken und die Seele mit schmutzigen Vorstellungen erfüllen. Der Geist Gottes wird einem Jeden, der ihn hören will, das im Besonderen für seine Person ausdeuten und auslegen.

Und wenn Einer nun doch, sei es mit, sei es ohne seine Schuld, thatsächlich in Versuchung geräth? — Nun, so bleibt nichts als Flucht, eilige Flucht, mag auch ein Hohngelächter hinter dir herschallen, so laut es will. Du rettest dich selbst, wenn du fliehst. Bald wird das Lachen auf deiner, der Trübsinn aber auf Seiten der Lacher sein. Joseph floh von dem Orte der Versuchung. Er floh nicht nur vor dem Weibe, er floh auch vor sich selbst. Es quälte ihn auch nicht, daß ihm sein Gewand entrissen wurde, und

daß dieses Gewand in überzeugender Weise als Belastungsmaterial gegen ihn verwendet werden konnte. Er sagte: was auch immer Schweres daraus kommt, es ist nicht von fern so unheilvoll, als wenn ich meinen Gott, meinen Frieden und mich selbst verliere. — Ein Mann, an dessen Ritterlichkeit und Geistesgröße noch nie ein Mensch gezweifelt hat, war der Große Kurfürst, vielleicht der gewaltigste aller Hohenzollern — und das will etwas sagen. Sein Oheim, der Prinz von Oranien, hat dem Großen Kurfürsten, als er noch ein junger Mann war, vorhergesagt, daß er einmal Großes auszurichten berufen sei. Bei welcher Gelegenheit sagte ihm das der weltkundige Prinz? — Bei der Gelegenheit, daß Friedrich Wilhelm dem Kreise derer, die ihn zur Unzucht verführen wollten, rücksichtslos entfloh. Diese Flucht machte ihn noch nicht zum Großen Kurfürsten; aber ohne dieselbe wäre er es gewiß nicht geworden. Wie schauerlich ist dagegen das Beispiel des fürstlichen Ehebrechers, dem ein Kaiserthron winkte und der — man weiß es immer noch nicht, ob durch Selbstmord oder als Gemordeter — dann ein schauerliches Ende nahm!

Freilich, wo der Glaube an Gott und der Wandel mit Gott für Narrheit erklärt werden, — freilich, wo der Naturalismus herrscht und die Worte Sünde und Schuld nur noch ein Phantom sein müssen, — da giebt es überhaupt keinen Damm gegen die Sünde. Am allerwenigsten gegen die verlockendste aller Sünden. „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler.“ — Im Wandel mit Gott lagen die Wurzeln von Josephs Kraft; ebenda liegen die Wurzeln deiner Kraft zum heiligen Streit.

XI.

Kerkermauern als Lohn der Tugend.

1. Mos. 39, V. 20—23.

---

1) „So geht's in der Welt her."

„Wer an das Walten der Vorsehung glaubt, der muß die Welt schlecht kennen. Die Schicksale der Menschen gestalten sich wie die Figuren in einem Kaleidoskop; von einer gesetzmäßigen Ordnung ist da keine Rede." Diese Worte las ich neulich, und ich verstehe, wie man so schreiben mag, wenn man sich an die Dinge hält, wie sie vor Augen liegen. Wahrlich, wer nicht warten kann, sucht tausendmal vergebens eine göttliche Weltordnung in dem irdischen Getreibe; er findet sie nicht, geschweige die liebende Hand des weisen Vaters.

Am haarsträubendsten erscheint aber doch das göttliche Regiment, wenn man sehen muß, daß die Gottlosen ihre schändlichen Pläne durchführen als wären sie die Herren der Welt, die Knechte Gottes aber unterliegen müssen und als Lohn ihres Glaubens, ihrer Treue, ihrer Tugend nichts als Schimpf, Schande und Elend ernten. — Man sollte denken, nach dem heldenhaften Kampfe, den Joseph so siegreich geführt hatte, hätte Gott ihm ein besonderes, feines Krönlein gestiftet und ihn auch vor den Menschen

zu doppelten Ehren gebracht. Das Gegentheil geschieht. Das liederliche Weib behält „das letzte Wort“. Der Potiphar wird zornig, wenn auch vermuthlich in einem erkünstelten Zorn. Er opfert den Joseph, und vor aller Welt muß dieser dastehen als ein ungetreuer, undankbarer Schurke. Worüber sich, bei so bewandten Dingen, Jedermann wohl am meisten wunderte, war noch das, daß der Pascha ihm nicht den Prozeß machen ließ, wobei ohne Zweifel sein Kopf gefallen wäre.

Nur an einem Faden hing Josephs Leben. Und was wäre aus dem Reiche Gottes auf Erden geworden, wenn dieser eine Faden gerissen wäre? — Wie oft sehen wir in der heiligen Schrift, daß, menschlich zu reden, Alles an einem Faden hängt. An dem kleinen Moses, der in dem Rohrkästlein lag, hing die ganze Zukunft Israels. Wie leicht konnte ein Krokodil, wie leicht ein vorübergehender Ägypter das Kästlein gewahr werden, und dann war Alles aus. 500 Jahre später hing Alles davon ab, daß David der Welt erhalten wurde. Und gerade er wurde 20 Jahre lang von Saul wie ein Wild verfolgt, und jeden Augenblick war er in der höchsten Gefahr. Aber der Faden reißt nicht, wie dünn er auch ist. — Die göttliche Vorsehung kann sich, menschlich zu reden, diese Unvorsichtigkeit erlauben, Alles auf einen Faden ankommen zu lassen. Sie ist ihrer Sache gewiß. Der Faden, den Gott hält, ist unzerreißbarer als alle eisernen Ketten, welche durch Menschenhände geschmiedet sind und gehalten werden.

Darum wollen wir auch bei dem Joseph nicht zu ängstlich sein. Menschlich zu reden war freilich nicht die geringste Aussicht, daß er jemals wieder aus dem Kerker herauskäme. Potiphar hatte, der Ehre seines Hauses wegen, das höchste Interesse, den Joseph lebendig zu begraben. Er war denn auch wirklich der Letzte, der es veranlaßte, daß

der Gefangene wieder an's Tageslicht gezogen wurde. Da mußte eine höhere Hand eingreifen.

Aber das liegt noch in weiter Ferne. Wie viel Jahre Joseph im Gefängnis gelegen hat, ist nicht ganz klar. Von dem Tage an, wo ihn Potiphar kaufte, bis zu dem Tage, da Pharao ihn befreite, sind es 13 Jahre. Nach dem Abgang des Mundschenken aus dem Gefängnis sind es zwei Jahre. So viel berichtet die Schrift. Wie viel Monate oder Jahre Joseph aber schon im Gefängnis gelegen hatte, ehe er die Träume der Hofbeamten deutete, wissen wir nicht. — Das schwerste für ihn war, daß sein Schicksal ganz dunkel und hoffnungslos erschien. Jede Menschenhand würde über die Thür seines Gefängnisses das berühmte Wort aus Dante geschrieben haben: „Du, der du hineingehst, wirf alle Hoffnung hinter dich zurück!"

Was den Ort der Haft selbst betrifft, so erzählt die Schrift, es sei das Gefängnis gewesen, wo die Gefangenen des Königs lagen; also nicht die gemeinen Verbrecher, sondern diejenigen, die sich irgendwie gegen die geheiligte Majestät des Herrschers vergangen hatten. Alte Inschriften sagen uns, daß sie strenger bewacht, aber auch besser gehalten wurden als die gewöhnlichen Gefangenen. Dies Gefängnis lag, nebst hervorragenden Tempeln und den vornehmsten Kasernen in der Festung von Memphis, welche (nach Ebers) „die weiße Mauer" hieß. Hier haben wir also den Joseph zu suchen.

2) Im finstern Thal bin ich bei dir.

Mit welchen Gedanken mag Joseph wohl diese neue Station seines Lebens betreten haben? Seine bisherigen Leiden waren nicht durchaus unverschuldet, wie wir sahen. Jetzt aber wurde er geradezu und ganz allein um seiner

Tugend willen in's Elend gebracht. Das war eine ganz neue Schule für den Mann des Glaubens. Das war eine ganz neue Gefahr, an seinem Gott irre zu werden. 19 Jahrhunderte später hat der Heiland seinen Jüngern tief in's Herz geprägt: „Selig seid ihr, so euch die Menschen schmähen und verfolgen um meines Namens willen. Selig seid ihr, wenn sie Übles von euch reden, so sie daran lügen." Ich sage, dieses „Selig" hat er ihnen tief in's Herz geschrieben. Wir freilich, wenn wir durch Menschen leiden, sollen das große „Selig" nicht so schnell auf uns anwenden, sondern uns ernstlich prüfen, ob es denn auch um seines Namens willen geschieht und ob sie auch wirklich lügen, wenn sie wider uns Übeles reden. Ist es aber in der That so, dann sollen wir uns getrost auf dieses Selig vertrotzen und sollen singen wenn auch unter Thränen. Köstliche Enthüllungen müssen schon kommen, so gewiß Jesus Christus König ist. Und ob wir darüber auch im Tode entschliefen, so bleibt es doch so; denn der Tod führt uns erst recht in die Welt der Enthüllungen. Für den Jünger Christi ist die Ewigkeit nichts Anderes, als die Auswickelung, Erklärung und Verklärung der Zeit.

Das war nun freilich dem Joseph noch nicht klar. Aber je und je wird Gott seinen Kindern, die um der Wahrheit willen litten, einen hellen Schein in's Herz gegeben haben, und eine fröhliche Zuversicht, daß diese Finsternis licht sei und Licht gewähren müsse. Besonders schwere Heimsuchung ist ein Ehrenzeichen für ein Kind Gottes, — sie ist ein Zeichen dafür, daß Gott ihm etwas Rechtes zutraut, — sowie ein Feldherr den bewährtesten Offizier an den schwersten und gefährlichsten Posten schickt, — wie die Mutter eine Tochter damit ehrt, daß sie von ihr eine Selbstverleugnung fordert, welche sie den andern Kindern nicht zutrauen mag. Daß dem Offizier, der mit Freuden solchen schweren Posten

bezieht, — daß der Tochter, die ohne Klage den Weg der Selbstverleugnung beschreitet, nachher auch besondere Ehren und Freuden zu Theil werden, ist selbstverständlich. — Und nun Gott! Er lohnt wie kein Mensch! Die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, die werden einmal wie keine Anderen erfahren, was das ist, daß Gott nicht nur die Thränen zählt, sondern daß er sie abwischt (o entzückender Gedanke!), daß er selbst abwischt alle Thränen von ihren Augen. (Offenbarung 7, V. 17.) Und wenn sie das erfahren, dann werden sie gewiß keinen Augenblick mehr fragen, warum einst ihre Thränen fließen mußten. Das, was sie dann erfahren, ist die vollgenügende Antwort.

Aber nicht erst in ferner Zeit oder gar in der Ewigkeit wird er ihnen seine Huld beweisen. Unerklärlich wäre uns die Freudigkeit der Märtyrer in ihren haarsträubenden Leiden, wenn sie sich nicht in besonderem Sinne des göttlichen Naheseins erfreut hätten. Und je hoffnungsloser, irdisch betrachtet, die Lage des Joseph war, je weniger ihm die überweltliche Zukunft enthüllt war, desto mächtiger wird er erfahren haben, was das heißt und ist: „im finstern Thal bin ich bei dir!“

„Und er lag allda im Gefängnis“. So lesen wir Vers 20. Dann fährt V. 21 fort: „aber Jehova war mit ihm und neigte seine Huld zu ihm.“ Gerade jetzt wird das ausdrücklich bemerkt. Was das aber sagen will, das verstehen nur die Kinder des Glaubens. „Sermo amantis barbarus est non amanti“ hat der tiefsinnige, gottinnige Bernhard von Clairvaux geschrieben. Zu deutsch heißt das etwa: „die Rede des Liebenden erscheint fremdartig (lächerlich, thöricht) dem, der Liebe nicht kennt.“ Das gilt schon auf irdischem Gebiet. Was glückselige Brautleute miteinander reden, wird von denen, die das Glück der Liebe nicht erfahren haben, mitleidig belächelt. Aber

zu bemitleiden ist in Wirklichkeit der, welcher lächelt. Er ist zu bemitleiden darüber, daß ihm das Paradies der Liebe unbekannt ist; er ist um so mehr zu bemitleiden, weil er so thöricht ist, über Dinge zu lächeln, die er nicht versteht. Das alles aber ist noch viel mehr der Fall in Betreff des geistlichen Lebens, von welchem der große Bernhard hier im Bilde redet.

Der fleischlich gesinnte Mensch, dessen ganzes Sinnen und Denken in dieser Welt aufgeht, kann darüber kein Urtheil haben und er sollte darüber auch verständigerweise nicht urtheilen. Ich würde mich als gebildeter Mensch schämen, über die Gravitation der Himmelskörper ein Wort zu sagen; denn ich habe mich mit dieser Sache nicht beschäftigt. Es ist vielleicht ungebildet, daß ich das unterlassen habe; aber nachdem ich es einmal unterlassen habe, ist es gebildet, daß ich nun auch schweige, wenn davon die Rede ist. So können auch diejenigen, die sich mit den göttlichen Dingen nicht beschäftigt haben, nicht wissen, ja nicht einmal ahnen, was Gott einer Seele sein kann, die sich ihm ergeben hat. Wie er sie über Alles erheben kann, wie er sie in den schwersten Verhältnissen beglücken kann durch sein Nahesein, — das ist selbstverständlich dem fleischlichen Menschen verborgen.

Es ist erstaunlich, wie eine von ihm begnadigte Seele so wenig bedarf, was von dieser Welt ist. Es ist dem fleischlichen Menschen unverständlich, wie Joseph nach so vielen bisherigen Kämpfen und Enttäuschungen das einsame, verlassene, freudenlose Leben im Gefängnis aushalten und dabei noch gar fröhlich sein kann. Es ist nur begreiflich für den, der es weiß, daß Gott das eigentliche Leben unserer Seele ist. Joseph hat innere Freuden genossen und erfahren, von denen in dem ganzen herrlichen Memphis keine Seele eine Ahnung hatte. Die

Freude aller Freuden war aber das stetige innere Zeugnis Gottes: „du bist mein geliebtes Kind!“ Die Herrlichkeit der Zukunft war darin schon selbstverständlich geweissagt. Die Leiden der Gegenwart konnten keinen andern Zweck haben, als die Seele für ein großes zukünftiges Glück fähig zu machen. Gott giebt dem Aufrichtigen in schweren Tagen die innere Grundüberzeugung, daß dies Alles, was ihm jetzt widerfährt, nur auf seine Verklärung zielt. So kann man denn stille sein. Gerade der unschuldig Leidende kann am stillsten sein. Gerade er weiß am besten, daß er jetzt in der Gnadenschule ist, daß alles Leiden eitel Liebe ist. Gerade ihm offenbart Gott am klarsten, daß es nur durch die Tiefe zur Höhe gehen kann, daß es aber durch die göttlichen Tiefen auch immer zur Höhe geht.

Ich will zum Schluß dieser Betrachtungen ein köstliches Lied hersetzen, das der nun heimgegangene schottische Dichter Horatius Bonar gedichtet hat. Warum ich es hier mittheile, wird Niemand mehr fragen, der es gelesen hat. Es ist betitelt: „Des Meisters Berührung“ und lautet in deutscher Übersetzung:

Musik liegt ungehört in stiller Luft;
Schönheit im rauhen Marmor ungesehn;
Musik und Schönheit zu erwecken braucht's
Des Meisters Hand, die sie in's Leben ruft.

O Meister, mit der großen Künstlerhand
Berühr' uns, daß nicht sterbe die Musik,
Die in der Seele ruht; daß die Gestalt
Nach deiner Bildung komme schön zu Stand'!

Spar' nicht den Schlag! Thu' mit uns wie du willst;
Nichts unvollendet laß, zerstückt, befleckt; —
Führ' an uns deinen Plan aus, Herr und Gott,
Auf daß wir werden dein vollkommnes Bild.

3) Arbeit und Freude.

Wir können dieses Kapitel nicht schließen, ohne darauf hinzuweisen, daß Joseph im Gefängnis gearbeitet hat, und daß diese Arbeit nächst dem Umgange mit Gott die vornehmste Quelle seines Glückes war. Oder richtiger: weil er ein Mensch Gottes war, so hatte er auch die Sehnsucht nach Arbeit. Diese Sehnsucht trug er Gott im Gebete vor; er trug sie auch ohne Zweifel dem Amtmann über das Gefängnis vor. Es wird uns berichtet: „Gott ließ den Joseph Gnade finden vor dem Amtmann, daß er ihm unter seine Hand befahl alle Gefangenen im Gefängnis, auf das Alles, was da geschah, durch ihn geschehen mußte. Der Amtmann nahm sich keines Dinges an; denn Jehova war mit Joseph und Alles, was er that, da gab Jehova Glück zu." In solch einem Gefängnisse gab es viel zu thun. Es mußte Buch geführt werden über die Einkäufe für die Küche; es mußte Alles eingerichtet werden; es mußte gewacht werden über die Sicherheit; die einzelnen Gefangenen mußten beaufsichtigt und besucht werden; es war ohne Zweifel eine große Korrespondenz zu führen u. s. w. Das Alles und Anderes übergab der Amtmann dem Joseph.

Wie kam er dazu? Wie kam er dazu, diese Geschäfte überhaupt abzugeben? Wie kam er dazu, sie gerade dem Joseph zu übergeben? Vielleicht erkannte er, daß Joseph unschuldig war. Aber das hätte bei ihm doch nur Mitleid erwecken können. Ich meine, Joseph muß den Beweis geliefert haben, daß er ein arbeitslustiger und tüchtiger Mann sei. Hätte er nur geweint, gebetet, seine Leidensgeschichte erzählt und sauer gesehen, hätte er nur philosophirt über die Führungen Gottes und etwa an einer Elegie über seine dunklen Schicksale gebrütet, oder hätte er sich, wie gewisse Gefangene gethan haben, damit beschäftigt, Mäuse oder

Spinnen zu dressiren, so wäre der Amtmann nicht darauf gekommen, den hebräischen Jüngling so heranzuziehen. An sauertöpfischen Menschen pflegt man vorüberzugehen. Aber Joseph hat auch im Kerker ein freundliches und lichtvolles Angesicht gezeigt. Er hat dann den Amtmann gebeten, ihm etwas helfen zu dürfen. Der hat's zugelassen und bald gemerkt, daß er sich sehr gut dabei stehe. Er spürte die höhere Hand, die mit Joseph war, und so wurde dieser sein Vertrauensmann, bekam die Hände voll zu thun, hatte keine Zeit zu Grübeleien und wurde nun gewiß auch, was das Äußere betrifft, gut gehalten. Auf diese Weise war Beiden geholfen, dem Amtmann und dem Gefangenen, der innerhalb der Grenzen des Gefängnisses wie ein freier Mann waltete.*)

Wir sehen, Joseph hatte nicht eine Ader von einem Mönch oder Eremiten an sich. Er zeigte, daß der Mensch, der in der rechten Beziehung zu Gott steht, sich auch in die lebendigste Beziehung zur Welt setzt. Ein wahrhaft frommer Mensch ist je und je auch das brauchbarste Glied

*) Es ist entsetzlich, wenn man die Gefangenen nicht beschäftigt. Ach, und bis vor wenigen Jahrzehnten war es in den allermeisten Ländern Sitte, die Insassen eines Kerkers massenhaft zusammen zu pferchen und sich selbst zu überlassen. Von einer geeigneten Beschäftigung war keine Rede. So war es auch in den „christlichen" Völkern — ein schauriges Zeichen, wie wenig die Gedanken der christlichen Barmherzigkeit und der christlichen Vernunft innerhalb der evangelisirten Welt Gewalt gewonnen hatten! Daß auf diese Weise die Gefängnisse nur Schulen des Verbrechens, der Rohheit und des Irrsinns werden konnten, ist leicht zu begreifen. Erst in unserm Jahrhundert hat man angefangen, die sogenannten Verbrecher als Menschen zu behandeln, als Wesen, die nicht abgestraft, sondern auf dem Wege des Gebets und der Arbeit zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft, ja, des Gottesreiches gemacht werden sollen. Es ist aber immer auf diesem Gebiete noch viel zu bessern. Der Verf.

der menschlichen Gesellschaft gewesen. Gleichgiltigkeit gegen die zeitlichen Dinge ist das Zeichen geistlicher Krankheit. Ich habe pietistische Bauern gekannt, die halbe Tage lang über die geheimnisvolle Vorherbestimmung (Prädestination) und über die Wiederbringung disputirten, und unterdessen erfroren ihnen die Kartoffeln auf dem Felde. Ich habe Menschen gekannt, die durch Gebet ein brennendes Haus löschen wollten, während sie die Feuerspritzen im Schuppen stehen ließen. Ich kenne noch Menschen, die durch Gottvertrauen und Psalmensingen gesund werden und dabei der schmählichsten Unreinlichkeit in ihren eigenen Häusern nicht zu Leibe gehen wollen. Ja, es giebt traurige Karikaturen der Frömmigkeit. In Wirklichkeit ist das keine Frömmigkeit, sondern Heuchelei. Fromme Tagediebe, von denen man so viel redet, giebt es so wenig wie tanzende Felsen. Sind sie fromm, so sind sie keine Tagediebe; sind es Tagediebe, so sind sie nicht fromm.

XII.

Gott oder Zufall.

1. Mose 40, V. 1—4.

---

1) Hochwichtiger Besuch.

In einem alten Glaubensliede heißt es:

„Wenn die Stunden sich gefunden,
Bricht die Hilf' mit Macht herein;
Und, dein Grämen zu beschämen,
Wird es unversehens sein."

Diese Wahrheit ist von den Knechten Gottes oft bezeugt. Unsere Geschichte zeigt uns in feiner Weise wie sie zu verstehen ist. Es ereignete sich eines Tages etwas, was in einem so großen Gefängnis kaum ein Ereignis heißen kann: es kamen nämlich zwei neue Gefangene, des Königs Mundschenk und der oberste der Bäcker. Es waren das bedeutende Hofbeamte, Vertrauenspersonen — denn gerade diese konnten den großen göttlichen König gar leicht vergiften. Wir wollen uns nun nicht damit aufhalten, daß wir auf Grund 4000 Jahre alter Inschriften und Manuskripte erzählen, welche Stellung die genannten Herren bei Hofe hatten. Wir wollen auch keine Vermuthungen darüber anstellen, wodurch sie etwa den Zorn des Großherrn erregt hatten. Uns interessirt nur die Thatsache, daß der Eintritt

dieser Leute, die dem Joseph zu besonderer Pflege und Aufsicht übergeben werden, den großen Wendepunkt in seinem Leben bezeichnet. Freilich, sie selbst ahnten das nicht, daß ihr Vergehen, daß die zornig erhobene Hand des Pharao und endlich ihre Träume eine tiefe Beziehung auf den seltsamen hebräischen Mann hatten, der sie an der Pforte des Gefängnisses empfing. Auch Joseph selbst hatte keine Ahnung, daß der unfreiwillige Besuch dieser Männer der erste Schritt zu seiner Befreiung und Erhöhung sei. — Gefangene waren, wer weiß wie viele, seit er in diesen Mauern wohnte, gekommen. Davon waren etliche noch unter seiner Obhut, andere waren seitdem getödtet oder in die Bergwerke geschickt, wieder andere waren frei geworden. Das Alles hatte für ihn aber nicht die geringsten Veränderungen in seiner Lage gebracht. Wie hätte er nun denken können, daß dieser Mundschenk, der jetzt seiner kostbaren Kleidung beraubt und mit dem armseligen Schurz der Gefangenen angethan wurde, — trotz dem Potiphar ihn zum Throne führen werde! Und doch war es so. Und es war so, trotzdem, ja, gerade dadurch, daß der Schenke **vergaß**, was er versprach. Zwei Jahre lang vergaß er sein Versprechen, für den Joseph ein gutes Wort einzulegen.

Doch wir haben vorgegriffen. Aber wir, die wir jetzt den göttlichen Plan überschauen, dürfen wohl an dieser Stelle einmal ein Wort über das Walten der Vorsehung sagen.

2) Zweierlei Weltanschauung.

„Gott sieht eine schwarze Ameise, welche in schwarzer Nacht über einen schwarzen Stein läuft" — so lesen wir, ich weiß nicht mehr in welcher Sura des **Koran**. Wer sich das recht vor Augen stellt, was damit gesagt ist, der merkt leicht, wohin der Schreiber, nämlich der alte Muhammed,

hinaus will. Was ist kleiner als eine Ameise, und was ist schwerer zu sehen als in schwarzer Nacht eine schwarze Ameise? Und nun vollends, wenn sie über einen schwarzen Stein kriecht! Wenn nun dennoch Gott diese schwarze Ameise sieht, so sieht er Alles. Wenn er ihren Weg lenkt, so lenkt er Alles. — Wir haben da denselben Gedanken, den unser Heiland so ausspricht: „Kein Sperling fällt vom Dach, und kein Haar fällt von deinem Haupte ohne den Willen des Vaters im Himmel.“ Nichts, auch nicht das Kleinste, geschieht ohne seine waltende, ordnende Hand. Der fromme Mensch zieht daraus den herzerquickenden Schluß: „Es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen und was mir selig ist.“ Und weiter: „Ich nehm' es, wie er's giebet, was ihm von mir beliebet, das hab' auch ich mir auserkiest.“ Der Fromme weiß, daß Alles, auch das Widrigste, ihm zum Besten dienen muß, wenn er nur mit dem Gott, der Alles lenkt, in der rechten Verbindung bleibt.

Es ist sonnenklar, daß das die übereinstimmende Ansicht aller Männer ist, welche die Bibel geschrieben und verfaßt haben. Man könnte ein ganzes Buch mit Stellen füllen, die das in den verschiedensten Wendungen aussprechen, und diese Worte miteinander würden eine entzückende Himmelsmusik ausmachen. Ein Meer voll Trost ist darin enthalten, daß wir in Allem, was uns zustößt, unter der väterlichen Leitung Gottes stehen.

„Ja, das wäre sehr schön,“ ruft hier Jemand, „wenn ich's nur glauben könnte. Aber ich kann es nicht glauben!“ Und Millionen stimmen diesem Ungläubigen zu. Sie behaupten, gerade dadurch, daß wir das Menschenleben scharf beobachten, wissen wir, daß eher alles Andere als die göttliche Vorsehung in den Dingen waltet. Die Einen sagen: „Geld regiert die Welt;“ — Andere: „die Druckerschwärze regiert die Welt;“ wieder Andere: „das Genie

regiert die Welt;" — ja, es giebt sogar Solche, die sagen: „der Teufel regiert die Welt." — So steht sich zweierlei Weltanschauung gegenüber, und es giebt schlechterdings keine Brücke, ja, auch nicht einmal einen schmalen Steg, der die beiden getrennten Heerlager verbindet.

Lassen wir nun für's erste die streitenden Parteien, wo sie sind, und blicken in die Geschichte Josephs hinein. Ohne Zweifel ist sie eine der köstlichsten Beweise für das weise und gnadenreiche Walten der göttlichen Vorsehung. Versuchen wir es einmal, diese Geschichte im Tone der Weltkinder und im Sinne der „Zufall-Theorie" zu schreiben. Ein Zufall ist bekanntlich ein Vorgang, der zu Stande kommt, ohne daß die wirkenden Ursachen für einander bestimmt waren. Ein Zufall also war es, daß, durch geheimnisvolle Kräfte bewegt und gewirbelt, die Atome sich so zusammenschoben, daß das menschliche Auge, dieses Meisterstück der Weisheit und Schönheit, zu Stande kam. Es stand aber kein Meister dahinter, der dies Meisterstück zu Stande bringen wollte. Es kam zufällig so. Und so ist Alles durch den Zufall geworden, was geworden ist.*) Auch die ganze Geschichte der Menschheit ist vom Zufall bewegt; die gesammte Weltentwicklung, wie die Geschichte einzelner Familien. So also auch unsere Patriarchengeschichte. Höret nur:

*) Die jetzt so hochberühmte sogenannte Entwicklungstheorie ist nicht um ein Haar mehr werth, wenn es sich um einen Trost im Leben und im Sterben handelt. Entwicklung oder Zufall — das sind unbewußte Kräfte, wodurch Alles gemacht wird, was gemacht wird. Überall dieselben Grundstoffe, überall dasselbe Spiel der Kräfte, überall dieselbe Entwicklung! Es ist Alles eins, mag nun eine Aussatzmilbe im Pelz des Fuchses, oder mag ein Genie wie Goethe herauskommen. Und dahinter — hinter diesen Anschauungen — gähnt die Hölle der Verzweiflung und des Wahnsinns. Der Verf.

Zufällig wurde dem Jakob so ein bunter Rock angeboten, und eine unglückliche Laune bewog ihn, dieses Kleidungsstück seinem Sohne zu kaufen und zu schenken. Der Zufall wollte, daß Jakob nichts davon merkte, wie seine Söhne den Joseph haßten, und so schickte er ihn denn richtig in die Mördergrube hinein. Er wäre getödtet worden, aber das Fatum fügte es, daß gerade zur rechten Zeit in die sonst so menschenleere Gegend ismaelitische Handelsleute kamen, und daß diese auch Geschmack an dem schmutzigen Geschäfte des Menschenhandels fanden. Es traf sich günstig, daß der Potiphar zur Zeit einen intelligenten Mann nöthig hatte, und daß es ihn gerade an dem Morgen trieb, auf den Sklavenmarkt zu gehen, wo Joseph zum Verkauf stand. Ein unglückseliger Zufall aber wollte, daß dieser Herr ein liederliches, ehrvergessenes Weib hatte. So kam denn Joseph in den Kerker. Das war ein finsteres Geschick. Aber wer Glück haben soll, der hat es auch im Unglück. So fügte es sich denn, daß Joseph auch in dem großen Gefängnis zu Ansehen kam. — Unter den Gefangenen aber, welche die Laune der Mächtigen in die Kerkermauern sandte, befanden sich zufällig zwei Hofbeamte des Königs. Durch eine seltsame Verkettung der Umstände sollte der eine dieser Männer von hoher Bedeutung für den unglücklichen Joseph werden. Eine Lappalie, ein Traum, den Joseph deutete, indem er ganz zufällig den rechten Sinn traf, wurde der unvorhergesehene Anlaß, ihn zu den höchsten Ehren zu bringen. Zwar passirte es dem sonst gutmüthigen Mundschenken, daß er zwei Jahre lang das Versprechen vergaß, an hoher Stelle ein gutes Wort für seinen Traumdeuter einzulegen. Aber gerade dieses Vergessen, wie schmerzlich es auch zur Zeit für unsern Helden war, sollte schließlich sein Glück machen. Wäre der Schenk früher auf den Einfall gekommen, für ihn zu sprechen, so würde ihn der König gewiß, mit

Rücksicht auf den hochgestellten Potiphar, abgewiesen haben. Aber seltsamerweise mußte auch der Herrscher des Nillandes Träume haben, — Träume, die so einfach zu deuten waren, die aber zufällig keiner von all den tiefsinnigen Priestern, Sterndeutern und Schriftgelehrten erklären konnte. Jetzt wollte ein guter Stern, daß dem Schenken sein Unrecht einfiel, und es traf sich günstig, daß der König zu dem fremdländischen Manne Vertrauen faßte. Joseph aber hatte seine gute Stunde und konnte dem König auf den Kopf sagen, was die Träume bedeuteten. Das Schicksal wollte, daß sie sich auch wirklich erfüllten. So wurde durch eine seltsame Verkettung von zufälligen Ereignissen Joseph der Reichskanzler im Nillande.

Es traf sich ferner günstig, daß die Hungersnoth sich auch über Kanaan erstreckte. Auf die Weise fügte es sich, daß ihm seine Brüder in die Arme laufen mußten. Das Glück wollte, daß auch der alte Jakob, trotz all seines namenlosen Leides, noch lebte. Und so fand denn die ganze traurige Geschichte den herzergreifenden Abschluß, den wir kennen.

Was meint ihr, liebe Leser, von einer solchen Geschichtsschreibung? Kommt sie uns nicht, auch vom Standpunkte der bloßen Vernunft aus, lächerlich und närrisch vor? Alle diese verschiedenartigen Menschen, mit all ihrer Bosheit und Tugend, Schwäche und Thorheit arbeiten offenbar im Dienste eines großen Meisters; obgleich sie alle freie Leute sind, arbeiten sie ahnungslos daran, einen großen herrlichen Plan auszuführen, einen wundervollen Dom zu bauen, der Schritt für Schritt weiterkommt. Und endlich steht das entzückende Kunstwerk vor unseren Augen. Und der große Meister sollte Zufall heißen? Wahrlich, wer die Josephsgeschichte liest, muß anbetend das Walten und Regieren eines persönlichen, allwissenden und allweisen

Geistes erkennen. Nimm aus diesem Wunderwerke der Lebensführung ein Stücklein heraus, — laß die ismaelitischen Kaufleute z. B. eine Stunde früher des Weges kommen, laß den Traum des Schenken ungeträumt, oder laß den Pharao in gutem Ägyptisch sagen: „Ich werde doch so einen unreinen fremdländischen Hund nicht vor mein Angesicht treten lassen," — laß die Hungersnoth auf Ägypten beschränkt sein, — kurz, nimm irgend ein Stücklein weg, und Alles ist hin! Ich frage: was leuchtet unserer Vernunft schwerer ein, anzunehmen, daß der unbewußte, planlose, zwecklose Zufall das alles so verkettet und gefügt hat, oder daß ein zielbewußter, ordnender, unsichtbarer Meister planmäßig Alles so fügte? Wahrlich, der unsinnigste Wunderglaube ist in diesem Falle auf Seiten der Ungläubigen.

Aber man könnte mir entgegnen: „Ja, wer kann kontroliren, ob diese Dinge wirklich so geschehen sind? Mir kommt diese Historie recht wie eine Tendenzgeschichte vor, die ein frommer Mann zur höhern Ehre seines Gottes ersonnen hat." — Nun könnte ich darauf erwidern: „Erfinde du doch auch gefälligst einmal so eine Geschichte, und ich weissage dir, daß du dich lächerlich machen wirst." Ich könnte mich darauf berufen, daß diese Erzählung nach dem Zeugnis aller Kenner in seltener Weise den Stempel der Wahrheit und der Einfalt trägt. Ich könnte darauf hinweisen, daß ohne diese Geschichte die ganze Geschichte Israels unerklärlich bleibt.

Ich verzichte auf dies alles. In jedem Falle ist diese Erzählung nur ein kleiner Ausschnitt aus der großen Menschheitsgeschichte, und es fragt sich Angesichts dieser ganzen Welt- und Menschengeschichte, ob ein persönlicher, weiser und heiliger Gott regiert, oder der Zufall und allerlei

blinde, unbewußte Kräfte, Elemente und Gewalten. Hier ist das große

3) Entweder — oder!

Es giebt zwar Menschen genug, die wollen von diesem „Entweder — oder" nichts wissen. Sie sagen in diesem Augenblick: „Gott hat es offenbar so gefügt," oder: „das war Gottes Wille;" fünf Minuten später kommen sie und sprechen: „der Zufall wollte es;" oder: „ein glücklicher — oder unglücklicher — Zufall fügte es so." Aber es liegt auf der Hand, daß diese Leute sehr unklar und inkonsequent sind. Entweder Gott regiert Alles oder Nichts. Es widerstreitet seinem Wesen, daß er sich mit dem Herrn Zufall in das Weltregiment theile. Und wer in aller Welt sollte denn unterscheiden, ob etwas Zufall oder göttliche Fügung sei, wenn es allemal das Eine oder Andere sein kann?

Nein, hier ist kein Entrinnen. Zwischen der kleinen schwarzen Ameise und der großen weißen Königin von England kannst du in dieser Hinsicht keinen Unterschied machen; denn für Gott ist nichts groß und nichts klein. Wenn es Zufall war, daß just eine Todtenglocke ertönte, als du einen schlechten Witz machen wolltest, so ist es auch Zufall gewesen, daß die Molekülen im Gehirn eines Alexander d. Gr. oder eines Muhamed sich so zusammengefügt haben, daß die Männer dabei herauskamen, die herauskamen. Ist es Zufall, daß es heute in deinem Schornstein brannte, so war es auch Zufall, daß Anno 1812 der Winter in Rußland so früh eintrat, — was bekanntlich dem ganzen Lauf der Weltgeschichte eine andere Wendung gab. Wer das Leben kennt, der weiß, daß oft die allerunbedeutendsten Dinge der Anlaß zu den größten Ereignissen waren. Große

Feuersbrünste, ja gewaltige Kriege wurden durch Kleinigkeiten herbeigeführt. Ja, sehr oft zeigt sich, daß Dinge, die man erst für Kleinigkeiten hielt, thatsächlich sehr bedeutungsvoll waren, und umgekehrt. Es geht also nicht an, daß du sagst: unbedeutende Dinge geschehen durch Zufall, wichtige durch Gott. Entweder Alles ist Zufall oder Nichts. — Ich weiß auch, daß Tausende und aber Tausende, darunter hochgelehrte Herren, vor der Konsequenz nicht zurückscheuen, und wirklich dem Zufall Alles zuschieben. Sie sagen uns (wie ich schon andeutete), daß die ganze Welt durch ein blindes Spiel blinder Kräfte entstanden und entwickelt sei, und daß dieses Spiel in den Geschicken der Menschen ebenso walte, wie der Wind in den unendlichen Sandflächen der Sahara.

Wir freuen uns der Konsequenz, auch wenn sie dämonisch ist. Und hier ist sie wirklich dämonisch. Sie ist es in dem Maße, daß es doch auch Millionen, die dem Offenbarungsglauben fern stehen, davor schaudert. Es ist in der That offenbar, daß der letzte Schimmer von Trost und Hoffnung mit dieser materialistischen Zufallstheorie vernichtet wird. Aber wie schrecklich das ist, so muß ich doch anerkennen, daß diese Auffassung konsequent ist, daß dagegen aber ganz unhaltbar die Auffassung derer ist, die zwar Gott nicht entthronen, die ihm aber in dem Zufall einen mächtigen Nebenkaiser an die Seite setzen wollen. Das sollten doch alle diejenigen, die mit dem Glauben noch nicht gebrochen haben, beherzigen, daß sie diesen ihren Glauben zum Gespött machen, so oft sie das Wort „Zufall" gebrauchen.

Nun weiß ich freilich, daß man gegen den Vorsehungsglauben schwere Bedenken erhebt. Nicht schwerwiegend freilich, sondern kindisch ist der Einwurf, daß man es nicht begreifen könne, wie der eine Gott,

bei einer Durchschnittsziffer von 1400 Millionen Menschen, die Leiden und Freuden, Schurkenstreiche und Dummheiten, die sittlichen Anstrengungen und Verirrungen, die tausend Kleinigkeiten und Zufälligkeiten alle in einen großen Plan aufnehmen könne. „Dies geht", so sagt man, vollständig über meinen Horizont; also" — nun also —? „also ist's nichts damit —!" Aber was würdest du deinem zehnjährigen Büblein antworten, der dir mit wichtiger Miene auseinandersetzt, daß er nicht begreifen könne, wie Feldmarschall Moltke im Jahre 1870 eine Million Soldaten nach einem Plane habe marschiren lassen, und weil er das nicht verstehe, so sei es Unsinn?! — Doch dieses Gleichnis ist viel zu schwach. Wenn du, o Menschenkind, überhaupt „Gott" sagst, so sagst du: „der Unbegreifliche". Nichts ist begreiflicher, als seine Unbegreiflichkeit. Begriffest du Gott, so müßtest du selbst Gott, — oder er müßte ein Mensch sein wie du. Du kannst nicht begreifen, wie er das erste Sandkorn hat entstehen lassen, und du willst begreifen, wie er die Welt regiert? Wahrlich, diese Forderung macht deiner Vernunft wenig Ehre!

Aber, sagt man, es ist doch mit Händen zu fassen, daß Gott unmöglich alle Dinge in seiner Hand hat. Ich möchte wohl wissen, schrieb mir letzthin ein feingebildeter Weltmann, wer das Gerede von einem liebenden Vater im Himmel zuerst aufgebracht hat. Und wenn wirklich ein Gott Alles in seiner Gewalt hat, schreibt Schoppenhauer, so möchte ich nicht der Gott sein; denn daß Gerechtigkeit, Weisheit und Liebe auf Erden triumphiren, kann nur Jemand behaupten, der auf beiden Augen blind ist. Wohl aber sieht man, wer weiß wie oft, daß die edelsten und frömmsten Menschen nicht nur eine Zeitlang, sondern dauernd von den frechsten Gesellen unter die Füße getreten oder sonstwie von den finstersten Schicksalen verfolgt werden.

In der That, diese Thatsache ist nicht zu leugnen. Sie ist auch je und je am kräftigsten festgestellt durch — die edelsten Gotteskinder; z. B. Psalm 73. Diese aber haben darum keineswegs aufgehört, an die erhabene Hand Gottes zu glauben. Sie wußten, daß Gott viel Zeit, ja Ewigkeiten hat, um seine Pläne auszuwirken, und daß demnach auch der Fromme das Warten lernen muß. Es sah in der That nicht nach göttlichem Weltregiment aus, wenn z. B. in den ersten drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung das Blut der Jünger Christi nur deswegen, weil sie seine Jünger waren, in Strömen vergossen wurde. Die Märtyrer aber sangen sterbend noch Siegeslieder. Sie wußten, daß sie nicht zu kurz kämen über dem Verlust alles dessen, was sie auf Erden hatten. Sie ahnten schon, was später ein großer Theologe ausgesprochen hat: „Die Kirche Christi auf Erden würde längst nicht mehr bestehen, wenn sie nicht diese Grundlage heiligen Blutes hätte."

Das Walten der Vorsehung ist allerdings ein Glaubensartikel. Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. Ein alter Wülfrather Bauer, Namens Thielenhaus, sagte wohl, wenn von so absonderlich dunklen Führungen Gottes die Rede war: „Kinners, swieget man still, wi möt doch ok in'n Himmel noch wat to dohn hebben". Ja, hier ist die Losung: „man halte nur ein wenig stille". Gott hat Zeit. Ihm gehört die Ewigkeit, und darum hat er Zeit. Seine Stunde ist noch nicht gekommen, wenn die unsrige längst da ist. Und weil er Zeit hat, so müssen auch wir uns Zeit nehmen. Wir schreien oft mit Entsetzen: „Herr, wie kannst du das ansehen; greife doch endlich ein!" — er aber rührt sich nicht, und das heißt für uns: haltet stille, wartet!

Aber das göttliche Dunkel ist doch nicht so, daß nicht die große Hand Gottes oft genug durch das Gewölk hin-

durch sich sehen ließe, — oft genug, um unsern Glauben lebendig zu erhalten. Wer ein verborgenes Leben mit Gott führt, der ist von seiner Gegenwart in allen Dingen und Verhältnissen so überzeugt, wie von seiner eigenen Existenz. Ihn kann Alles, was vorläufig vor Augen kommt, nicht irre machen. Daß Gottes Wege wunderbar sind, ist nicht wunderbar, da er selbst wunderbar ist. So muß er also auch für uns kurzsichtige Menschen ein „verborgener Gott" sein. Aber zuweilen läßt er die Nebel ein Wenig verziehen von den Bergen, von dannen die Hilfe kommt. Zuweilen läßt er in den einzelnen Sachen dich einen Einblick thun in die Weisheit seiner Gerichte und seiner Gnadenwaltung. Wenn Joseph aus dem Gefängnisse heraus seinen bisherigen Weg betrachtete, so war er mit lauter Trümmern besäet. Wenn er ihn aber von der hohen Stelle aus überschaute, wohin Gott ihn später führte, so sah er mit Entzücken, was er bisher unter Thränen geglaubt hatte, daß nämlich alle diese Trümmer die vollkommensten Steine zu dem vollkommensten Bau der Herrlichkeit und Harmonie waren.

Ich wage dasselbe von meinem unbedeutenden bisherigen Lebenslaufe zu sagen, und viele der Leser werden zustimmen: bei uns ist es ebenso. Die unscheinbarsten, die scheinbar zufälligsten Dinge, ja die allerwidrigsten Schicksale, die vernichtendsten Schläge, nicht am wenigsten meine eigenen Thorheiten wurden die Mittel, mich dahin zu bringen, wo ich nun durch seine Barmherzigkeit bin. Ich hatte, wenn diese Dinge und Umstände eintraten, nicht die geringste Ahnung, wie sie zu etwas Großen dienen könnten. Aber nachher, oft erst lange, lange Jahre nachher, triumphirte dennoch der geheime Plan des großen Architekten.

Ja, wie die Lebensführung des Joseph ein bewundernswerthes Kunstwerk des himmlischen Meisters ist, so ist es die Leitung eines jeden Menschen, der sich ihm ergiebt.

Zuweilen legt er einige Rippen bloß und läßt etwas schauen; nachher senkt sich wieder die Wolke darüber. Wenn du aber einmal die Überzeugung hast: das hat offenbar der Herr gethan, er persönlich, an meiner Person; er hat direkt eingegriffen in meinen Weg, — so ist das genug, daß du für hundert andere Fälle, wo du sein Walten nicht begreifst, dennoch an diesem seinen Walten festhältst. Daß es für gewöhnlich über deinen Horizont geht, ist bei der Größe Gottes und bei deiner Kleinheit und Kurzsichtigkeit selbstverständlich. Wer dich aber einmal bei deinen Namen ruft, der beweist damit, daß er dich kennt. Er beweist nichts gegen die Sache, wenn er lange gegen dich schweigt; dazu kann er die verschiedensten Gründe haben.

Es würde mir nun leicht sein, aus meinem eigenen Leben und aus dem Leben anderer Menschen eine Menge von Beispielen anzuführen, die den „unwiderleglichen" Beweis führen, daß Gott ein Gott ist, der nahe ist, der Gebete erhört, der die Thränen zählt, der auch die Pfennige in unserm Geldbeutel zählt, und der durch der Menschen Thorheiten fast noch mehr als durch ihre Weisheit die Welt regiert. Aber dieser „unwiderlegliche" Beweis wäre doch sogleich widerlegt für die, die ein ungläubiges Fragezeichen dahinter setzen wollten. Göttliche Dinge können dem Menschen nicht andemonstrirt werden, wie die Gesetze der Physik. Das weiß ich lange. Ich weiß aber auch, daß (wie Claudius sagt) der Hirsch nicht vergeblich nach frischem Wasser schreit. Ich weiß, daß der lebendige Gott sich einer Seele, die ihn von Herzen sucht, nicht unbezeugt lassen wird. Wer aber erst von der Existenz Gottes überzeugt ist, wer vollends erst sagen kann: mein Gott, — für den sinken alle die Worte wie Zufall, Fatum, blindes Geschick, Verkettung der Umstände, — in eine Ver-

senkung, deren Ende in die Hölle mündet. Denn daher sind sie gekommen. Die Seele, welche in ihrem Ursprung, in dem göttlichen Element, wieder angelangt ist, weiß auch, daß sie alle Zeit in seiner Hand ist, und nur in der seinen.

XIII.

Ein Gefangener als Seelsorger.

1. Mos. 40, V. 5—23.

---

1) Warum seid ihr heute so traurig?

„Ich halte jeden Menschen für einen Schurken, bis ich mich vom Gegentheil überzeugt habe," so sagte mir einmal ein hochgebildeter Mann, der sehr viel Schweres durch Menschen erfahren hatte. Dieser Menschenhasser war übrigens sehr pflichttreu in seinem Berufe. Mit einer fast peinlichen Genauigkeit verrichtete er seine Geschäfte. Aber damit auch Punktum. Alle Menschen um sich her betrachtete er mit argwöhnischen Augen, das heißt: ohne Liebe. Daß ihm mit gleicher Münze gezahlt wurde, versteht sich von selbst.

Leider sind mir ähnliche Leute oft genug vorgekommen. Nun ist es ja auch ganz natürlich, wenn die schlimmen Erfahrungen, die man mit den Menschen macht, dahin führen, daß man sich ihnen gegenüber zuknöpft oder gar verbittert. Natürlich ist das, aber es ist sehr traurig, wenn es geschieht. Die Verbitterten selbst leiden am meisten dadurch, ja, sie begraben sich selbst lebendigen Leibes. Sie sind aber auch das gerade Gegentheil von Licht und Salz unter den Menschen. Sie bilden sich zwar ein, große Menschen-

kenner zu sein, und doch kennen sie nur eine Seite der menschlichen Natur. Einseitige Erkenntnis ist aber schlimmer als vollständige Unkenntnis.

Unser Heiland hat, von den Menschen zertreten, doch noch an das Göttliche im Menschen geglaubt. In seiner tiefsten Kreuzespein, die ihm durch sein Volk bereitet wurde, betete er für seine Feinde, weil er glaubte, daß ihnen noch zu helfen sei, und reichte sogar einem sterbenden Mörder die rettende Hand.

Wie der Meister, so die Jünger. Wir haben bei anderer Gelegenheit den Apostel Paulus dargestellt, wie herzlich brüderlich er auf der Fahrt nach Rom mit den Verbrechern, Soldaten und Seeleuten verkehrte. Ganz ähnlich erscheint heute Joseph in seinem Gefängnis, derselbe Joseph, der die Menschen von der schlechtesten Seite kennen gelernt hatte. Das Vorbild Christi steht noch nicht vor seinen Augen. Aber der Umgang mit dem Gott, dessen Erbarmen, Geduld und Treue er innerlich erfährt, macht auch ihn menschenfreundlich, barmherzig und herzvertraulich.

Als er eines Tages seine Wanderung durch das Gefängnis macht, besucht er auch die beiden Hofbeamten, die wir schon kennen. Und wie sein Blick auf ihre Gesichter fällt, sieht er, daß Traurigkeit darüber lagert. Daß er das sieht, ist ein Zeichen seiner menschenfreundlichen Gesinnung. Er ist nicht in sich selbst verloren; er betrachtet die Menschen um sich her mit liebevoller Theilnahme. Und wie viel er auch zu thun hat, er fragt sie herzlich und warm: „Warum seid ihr heute so traurig?“ Das gehörte nicht zu „seinem Dienst“. Er war nicht berufen, ein Seelsorger der Gefangenen zu sein. Aber ein echter Mensch Gottes ist allemal ein Seelsorger derer, die um ihn sind. Er kann nicht anders. Weil er ein Diener des

barmherzigen Gottes ist, so ist er auch ein Diener der Menschen. Er kann Niemand traurig sehen, ohne daß ihm die Sehnsucht kommt, diese Traurigkeit in Trost und Freude zu verwandeln.

Die Frage des Joseph: „warum seid ihr heute so traurig?“ ist eins der schönsten Worte, die je von Menschen geredet sind. Es ist so schön, weil die Lage des Fragenden an und für sich so schwer ist, daß er nach Menschenart wohl hätte denken können: ich habe genug mit mir selbst zu thun; ich kann mich nicht um die verstörten Mienen anderer Leute kümmern. (Ohne daß er es ahnte, wurde, nebenbei bemerkt, diese mitleidsvolle Frage die Ursache, daß er später zu so hohen Ehren kam.)

O, wie ist es doch ein köstlich Ding um einen Menschen, der sich, wie Joseph, in andere mitleidsvoll hineinversetzen kann und will! Will, sage ich, denn der Wille ist hier, wie so oft, der Vater des Könnens. Es ist freilich unbedingt zuzugeben, daß es Menschen giebt, die vor andern von Natur ein besonderes Talent haben, ihren Mitmenschen die Gedanken aus den Augen und von der Stirn zu lesen. Das sind bevorzugte Geister. Aber die Liebe muß doch dazu kommen und das Beste dabei thun, sonst gebrauchen sie diese Gabe nicht, oder sie gebrauchen sie zum Schaden ihrer Mitmenschen, wofür es sehr traurige Beispiele giebt. Wo aber die rechte Menschenliebe ist, da entwickelt sich immer etwas von der Gabe des liebevollen Gedankenlesens, die wie Sonnenschein wärmt in dieser kalten Welt. Ach, dieser Sonnenschein ist so selten! In Selbstsucht verfangen gehen die meisten Menschen ihre Straße. Sie sehen ihre Mitmenschen darauf an, wie sie sie ausnutzen können in der einen oder andern Weise, sei es zu ihrem Erwerb und sonstigen irdischen Fortkommen, oder zu ihrem Vergnügen. Dazu taugen natürlich die Traurigen

schlecht. Die wollen nichts geben, sondern nehmen. Vor allen Dingen wollen sie Liebe und Theilnahme nehmen. Und darum macht man schnell, daß man an ihnen vorbeikommt. Die Herzbetrübten sind für heitere Gesellschaft nicht zu gebrauchen. Sie wollen erst fröhlich gemacht werden, und das ist den meisten Leuten ein lästiges Geschäft.

Eine andere, scheinbar sehr unschuldige Form der Selbstsucht ist die Zerstreutheit.*) Mag man nun zerstreut sein, weil man so viele angenehme oder auch unangenehme Dinge, so viele gute oder schlechte Projekte im Kopfe hat, — auf jeden Fall ist man in diesem Zustande unfähig, sich in Andere hineinzuversetzen. Diese Zerstreuten fragen dann wohl: „wie geht's?" aber sie hören kaum die Antwort, geschweige, daß sie dieselbe schon vorher in den Mienen des Gefragten gelesen haben. O, wie unmenschlich ist es, wenn man so zerstreut durch die Reihen der Menschen schreitet und von ihrem geheimen Seufzen, von ihren stillen Thränen, von ihrem verborgenen Wehe nichts merkt, weil sie zu traurig oder zu ängstlich oder zu edel sind, um Lärm davon zu machen. Wir sollten nicht unter Menschen gehen, auch nicht an einer Geselligkeit uns betheiligen, ohne vorher Gott gebeten zu haben, daß er uns von uns selbst befreien

*) Was wir Zerstreutheit nennen, ist in Wirklichkeit oft die größte Konzentrirtheit und Sammlung. Wir haben oft, wenn man uns zerstreut nennt, alle unsere Gedanken auf einen Punkt gerichtet und sind in Folge dessen nicht willens oder nicht fähig, auf irgend etwas Anderes einzugehen. Wir hören dann nicht, was man uns sagt, sehen nicht, was wir sehen, merken überhaupt nicht, was um uns her vorgeht. — — Es giebt ohne Zweifel Stunden, wo wir nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht haben, in dieser Weise zerstreut oder richtiger gesammelt zu sein. Wir begehen aber ein Unrecht an der Menschheit, wenn wir in solchen Zeiten Menschen empfangen oder besuchen. Der Verf.

und unsere Augen und unsere Herzen aufthun möge für das stille Weh, das auf Andern lastet. Man nimmt ihnen schon einen Theil davon ab, wenn man es nur entdeckt und mitleidsvoll darauf eingeht.

Letzthin sah ich, wie ein Pferdebahn-Kondukteur mit außerordentlicher Zartheit einer älteren Dame beim Aussteigen behilflich war. Das Gesicht kam mir bekannt vor und ich fragte den Mann nach dem Namen der Dame. Er antwortete: „ihren Namen weiß ich nicht, aber sie ist ein Engel." „Wie meinen Sie das?" forschte ich. Und nun erzählte der Mann: „Heute morgen ist mir mein einziges Kind gestorben und ich mußte von seinem Sterbebette aus sogleich in den Dienst. Den ganzen Tag habe ich mit keinem Menschen ein einziges Wort über meinen Jammer reden können. Alle die vielen Herren und Damen, die einstiegen, sahen in mir nur eine Maschine, die dazu da ist, ihnen die Billete zu verabfolgen. Diese Dame aber schaute mir tief in die Augen und fragte, was mir fehle; ich sähe so betrübt aus. Ach, das hatte noch Niemand entdeckt! Dieser Dame konnte ich nun Alles erzählen. Sie drückte mir weich und warm die Hand, und die Thränen liefen ihr die Backen herunter. Sagen that sie nichts, weil sie vor Mitleid nichts sagen konnte." — Und mein Kondukteur weinte selbst Thränen der Traurigkeit und Freude zugleich. — Ach, warum behandeln wir solche Leute so oft nur wie Maschinen? Warum hat man auch für Post- und Telegraphenboten kaum einen Gruß und fällt nur gleich über das her, was sie bringen, forscht nur, von wem der Brief kommt und was in dem Telegramm steht? Wie viel schöner und sonniger wäre die Welt, wenn wir des Apostels Mahnung beherzigten: „eure Lindigkeit lasset kund werden allen Menschen." Das gilt auch, wenn du in ein Haus kommst, und das Dienstmädchen öffnet

dir die Thür. Wie wohl wird es ihr, die vielleicht zum zwanzigsten Mal durch die Klingel von ihrer Arbeit abgerufen wird, thun, wenn du ihr einen freundlichen Gruß gönnst, ehe du nach der Herrschaft fragst!

O Lindigkeit, ▫ Mitleid, ▫ selige Kunst, sich in Andere zu versetzen, — wie selten wirst du gefunden! Aber wie groß ist deine Kraft, wenn du erscheinst! — Auf der großen Londonbrücke stand vor einigen Jahren ein Mann mit finsterem Angesicht. Er war im Begriff, sich selbst das Leben zu nehmen. Ein kleines Mädchen, das bei seinem Vater war, hatte ihn beobachtet. Jetzt löste es sich plötzlich von der Seite des Vaters; mitleidsvoll trat es zu dem Verzweifelten, schaute ihn mit seinen großen Augen an und fragte in sanftmüthigem Tone: „warum seid Ihr so traurig?“ — Diese einfache Frage rettete dem Manne das Leben. Sie brach das Eis seines Herzens und brachte ihn mit der Welt der Liebe wieder in Verbindung. Dagegen las ich von einem übrigens edelsinnigen, hochgelehrten Manne, was er in seinen Selbstbekenntnissen erzählt hat. Er war gerade in tiefen Gedanken, als ein junger Mensch zu ihm kam, um ihm zu bekennen, daß er die Kasse seines Herrn bestohlen und vermuthlich in einer Stunde gefangen gesetzt werde. Der Gelehrte war aber so verfahren in seinen Gedanken und so „zerstreut“, daß er weder die Trauer des jungen Mannes in seinem Gesicht las, noch seine Worte nachdenklich anhörte. Er schüttelte ihm nur die Hand und sagte: „es freut mich, daß es Ihnen so wohl geht. — Bin gerade sehr beschäftigt. — Besuchen Sie mich doch bald einmal wieder.“ Der junge Mann ging auch; aber — um den Tod zu suchen.

Welches war nun der Mensch, wie er sein soll, das kleine Mädchen oder der hochgelehrte Herr? O, wie viel Unheil richten wir an mit unserer Zerstreutheit, und welch

ein Segen könnten wir in der Welt sein, wenn wir Liebe hätten, — Liebe aus dem göttlichen Liebesbronnen, aus dem Joseph schöpfte.

Wenn wir nun weiter hören, daß die Hofbeamten so traurig waren, weil es ihnen an Traumdeutern fehlte, so scheint uns das ein lächerlicher Grund der Betrübnis zu sein. Aber sie empfinden als echte Ägypter. Joseph selbst hatte erfahren, daß Gott sich zuweilen durch Träume offenbart. Er kannte auch die Ägypter genug, um zu wissen, welch ungeheures Gewicht sie auf Träume legten. Wir wissen sogar, daß sie allerlei geheimnisvolle Recepte und Mittel hatten, wodurch sie die Gottheit nöthigten, ihnen durch Träume auf ihre Herzensfragen zu antworten. Wir wissen, daß es in jedem Städtlein am Nilstrom „weise Männer" gab, die sich ganz besonders mit dem Deuten der Träume beschäftigten. Wir könnten davon viel erzählen, wenn wir nichts Besseres zu thun hätten.

Joseph ermuntert sie also, ihre Träume zu erzählen. Er sagt ihnen zuerst, um sich nicht selbst die Ehre zu geben, daß die Enthüllung der Träume Gottes Sache sei, was auch die Ägypter wußten. Aber gewiß hat er im Stillen den Herrn im Himmel angefleht, daß er ihm Macht geben möchte, den Kummer dieser Leute wegzunehmen. Und er flehte nicht umsonst. Er konnte dem ersten der Träumer, dem Mundschenken, verkündigen, daß er nach drei Tagen wieder in sein Amt eingesetzt werden würde. Dem Bäcker freilich muß er ein harter Bote sein. Er verkündigte ihm das Schrecklichste, was man einem Ägypter verkündigen konnte: daß nämlich Pharao nach drei Tagen ihn nicht nur tödten sondern köpfen lassen (nach dem Grundtexte) und dann den kopflosen Leichnam aufhängen und den Vögeln des Himmels preisgeben werde. Dies war deswegen für einen Ägypter so schrecklich, weil die Er-

haltung und das Begräbnis des Leibes die nothwendige Bedingung für das Leben nach dem Tode waren. Nur für solche, die ihre Eltern gemordet hatten, war sonst diese Strafe bestimmt.

Man hat dem Joseph einen Vorwurf daraus gemacht, daß er diese Botschaft dem Bäcker verkündigte. Man sagt: wenn er der Sache auch ganz gewiß war, so hätte er lieber sein Wissen für sich behalten sollen. Aber wir dürfen bei dem Charakter des Joseph wohl annehmen, daß er dem Unglücklichen nicht nur die harten Worte, die uns berichtet werden, gesagt, sondern ihn vornehmlich auch aufgefordert hat, sich der Barmherzigkeit Gottes in die Arme zu werfen, jetzt, da es mit der menschlichen Barmherzigkeit zu Ende war.

Wie es geschehen ist, daß die Deutung des Joseph sich erfüllte, ist uns weniger wichtig. Am dritten Tage feierte der Pharao seinen Geburtstag, umgeben von seinen Freunden, Priestern und hohen Beamten. Da entbehrte er die bekannten Gesichter des Schenken und des Bäckers. Sie selbst, aber auch ihre Vergehen fallen ihm ein. Vermuthlich hatte der Schenke sich nur unbedeutend vergangen, und so läßt der König ihn sofort wieder in sein Amt einsetzen. Den Bäcker aber, der wohl ein schweres Verbrechen auf sich geladen hat, läßt er augenblicklich und ohne weitere Procedur aus der Welt befördern. Das ist Alles ganz nach der Art eines orientalischen Despoten.

Wir kehren zu Joseph zurück. Wir sehen wie ein Kind Gottes, auch wenn es Silber und Gold nicht hat, Ehren und Einfluß nicht hat, dennoch immer Macht hat zu trösten und zu segnen. Ein Mensch Gottes ist viel reicher als alle Welt ahnt, möchte er auch bettelarm sein. Ob auch Alles von ihm genommen ist, was die Welt bietet, so ist er dennoch traurigen Seelen gegenüber reicher als

die reichsten Weltleute. Er kennt die Quellen des himmlischen Trostes; er hat aber auch den tiefen Trieb und daher die milde Hand und das rechte Wort, um ein betrübtes Herz zu erleuchten. Wohl dir, wenn die Liebe Christi dich dringt; dann bist du nie ohnmächtig. Und wohl dir, du Herzbetrübter, wenn du mit einem Menschen zusammentriffst, der am Herzen Jesu ruht.

2) „Gedenke meiner, wenn es dir wohl geht."

Die Geschichte ist nicht damit zu Ende, daß Joseph den beiden Männern ihre Träume deutet. Er, der dem Schenken gegeben hat, was er zu geben hatte, ist nicht zu stolz, ihn auch zu bitten. Er sieht den Gefangenen im Geiste wieder in seiner einflußreichen Stellung vor Pharao stehen. So bittet er ihn denn, seiner zu gedenken und Barmherzigkeit an ihm zu thun und ein gutes Wort bei dem Herrscher für ihn einzulegen. Er erzählt ihm kurz seine Geschichte, wie er aus dem Lande der Hebräer heimlich gestohlen sei und auch hier im Nillande nichts verbrochen habe.

Joseph hat gewiß nicht jedem beliebigen Menschen, der den Kerker verließ, diese Bitte vorgetragen. Aber jetzt, dem Schenken gegenüber, giebt Gott ihm die Freudigkeit, sein Herz auszuschütten. Eine tiefe Ahnung ergreift ihn, daß gerade dieser Mann berufen sei, ihm zu der ersehnten Freiheit zu verhelfen.

Joseph ist also nicht in einer überfrommen Weise der Welt abgestorben, daß er denkt: „es ist mir Alles gleich, wie es auf Erden geht, wenn ich nur am letzten Ende selig werde. (Man trifft wohl Leute, die so sprechen; aber ich habe sie immer im Verdacht, daß sie nur schwätzen.) Joseph ist auch kein Fatalist, daß er denkt: wie es kommen

soll, so kommt es doch, gleichviel, ob wir unsere Hände rühren oder nicht. Auch ist er, wie wir sahen, nicht zu stolz, diesen heidnischen Mann um Hilfe anzugehen. Wohl weiß er, daß Gott Alles lenkt und daß es „nicht liegt an Jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes Erbarmen". Aber er weiß auch, daß Gott das, was er thut, gemeiniglich durch Menschen thut, und daß wir die Mittel, die er uns bietet, nicht verachten, sondern ergreifen sollen. „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott." Dies landläufige Sprichwort kann sehr gemißbraucht werden und wird in der That auch oft gemißbraucht. Es heißt nur zu oft nichts anderes als: „Hilf dir selbst und bekümmere dich nicht um Gott!" — Dennoch liegt darin eine große Wahrheit. Auch ein Paulus verschmähte es nicht, mehrere Male seinen Feinden gegenüber geltend zu machen, daß er ein römischer Bürger sei und daher direkt an den Kaiser appelliren könne. Im Schiffbruch an der maltesischen Küste (Apostelgeschichte 27) verkündigt er zwar seinen Mitreisenden, daß sie alle gerettet würden; aber obgleich er dieser göttlichen Offenbarung gewiß ist, wacht er dennoch ängstlich darüber, daß die Matrosen das Wrack nicht verlassen. Die Schiffbrüchigen aber weiset er an, wie sie auf Balken und Brettern sich retten sollen. In Summa: Der wahre Glaube ist himmelweit entfernt von einem schwärmerischen und trägen Fatalismus, der die Hände in den Schoß legt und den lieben Gott „machen läßt."

Die Ahnung des Joseph, daß Gott ihm durch den Schenken helfen werde, hat ihn nicht betrogen. Aber sie erfüllte sich ganz anders, als Joseph dachte. Zunächst kamen bittere Enttäuschungen. Hatte er dem Schenken voll rosiger Hoffnung nachgeschaut, hatte er gedacht, die Dankbarkeit würde ihn treiben, bei erster bester Gelegenheit den Pharao seinetwegen anzusprechen, (was er ja sehr gut gekonnt

hätte; denn es würde den Großherrn außerordentlich interessirt haben, wenn sein Mundschenk von den Träumen und dem Traumdeuter erzählt hätte), so irrte er sehr. — Der Schenk war nicht besser und nicht schlechter als die Tausende, die in guten Tagen jede demüthigende Erinnerung an die bösen Zeiten möglichst abzuschütteln suchen. Es ging auch hier nach Schillers Wort: „der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan; der Mohr kann gehen.“ Der Schenk vergaß des Mannes, der sich seiner so treu liebend angenommen hatte, und es bedurfte erst einer neuen, kräftigen Aufrüttelung durch die gewaltige Hand Gottes, bis er seines Versprechens gedachte.

O, du armer Joseph, das war eine schwere Zeit! Gott selbst hat es dich ahnen lassen, daß durch den Schenken die Rettung kommen werde. Ja, so war es wirklich. Aber du irrteſt dich in der Zeit. Noch kommen zwei lange, ewigkeitslange Jahre des Wartens und Harrens. Diese Jahre werden dir sauer geworden sein!

Es giebt vielleicht unter den Lesern Manche, die das besondere Wehe gerade in diesen letzten Worten verstehen können. Ich kann es jedenfalls verstehen. Ich erinnere mich unter Anderem einer Zeit, wo ich in einer sehr gedrückten Lage war und Gott stündlich anflehete, mich zu befreien. Da besuchte mich ein Mann, und es war wie ein Lichtschein um sein Haupt. Der, so sagte mir eine innere Stimme, wird für dich sprechen und dann ist dir geholfen. Es war mir dies wie eine Offenbarung und es war auch wirklich eine Offenbarung. Es kam so wie ich dachte. Aber es kam nicht so schnell; o nein, nicht so schnell, sondern sehr langsam. Ganz unerwarteter und merkwürdiger Weise ging ein Jahr darüber hin, während es in Tagen hätte geschehen können. O, in diesem Jahre umfluthete das dunkle Wasser meine Seele! — Nichts ist schrecklicher, als

wenn man fest überzeugt ist: das und das hat dir Gott kund gethan, — und nun muß man doch finden, oder meint doch zu finden, daß man sich geirrt hat. In solchen Zeiten ist die Gefahr groß, daß man an Allem irre wird. — Joseph hat dennoch festgehalten an Gott und mit Gebet und Arbeit den Teufel gebannt, bis endlich die Sonne aufging.

XIV.

„Heute gedenke ich an meine Sünde.“

1. Mos. 41, V. 1—13.

1) Die leeren Blätter im Lebensbuch.

„Es sind die leeren Blätter im Lebensbuche, welche über zahllose Menschen den Stab brechen,“ — so hat ein tiefsinniger Mann gesagt. Ach, das ist ein furchtbar wahres Wort! ein Wort, das auch die selbstgerechtesten Pharisäer erschrecken müßte. Die leeren Blätter in deinem Lebensbuche bezeugen gerade durch ihre Leerheit, daß du nicht gethan hast, was du hättest thun können nnd sollen, — daß du zahllose Gelegenheiten, dich als Licht und Salz der Welt zu beweisen, oder dein eigenes Heil zu schaffen, ungenützt hast vorübergehen lassen.

Wem käme dabei nicht in den Sinn, daß der Heiland, als der unbestechliche Richter, diejenigen verwirft, die das nicht gethan haben, was sie hätten thun sollen; die ihn nicht besucht haben, als er gefangen war, nicht gespeist, als er hungrig war, u. s. w. (Matth. 25.) Sie haben die köstlichen Gelegenheiten, sich in Werken der Barmherzigkeit als Jünger Christi zu beweisen, freventlich versäumt, indem sie sich von ihrer Selbstsucht regieren ließen. Und nun versinken sie in Finsternis. Sie versinken in der Finsternis,

nicht weil sie diese und jene Frevelthat begingen, sondern weil ihr eigenes Leben ein großes Gebilde der Selbstsucht und einer feinen, vielleicht unbewußten Selbstanbetung war.

Jeder Tag, den Gott dir schenkt, ist ein leeres Blatt, das du beschreiben sollst. Die Zeit ist ein Gut, das du brauchen sollst „zum Lobe sein, zu Nutz' und Ehr' des Nächsten dein". Jeder Tag ist ein Theil dieser Zeit. Verloren ist die Zeit in der du nichts gethan hast zur Verherrlichung deines Vaters im Himmel. Sie ist verloren, und damit wird sie zu einer Anklage wider dich selbst. — — O, die leeren Blätter, die leeren Blätter! Wie viel tausendmal im Leben hatten wir Gelegenheit, ein trauriges Herz zu trösten oder einem verirrten Sünder das Rettungsseil zuzuwerfen. Aber ach, bald war es unsere Bequemlichkeit, bald unsere Zerstreutheit, bald unsere Feigheit, in allen Fällen unsere Selbstsucht, die uns davon abhielt. Was wir aber damit versäumt und also verdorben haben, das entzieht sich jeder Kontrole. — O, die leeren Blätter! Wie oft tönten die sanften Stimmen des Geistes in unser Herz. Sie mahnten uns, Ernst zu machen, das Heil zu ergreifen, die göttlichen Gnadenmittel treulich zu gebrauchen, diese und jene Sünde abzulegen, uns zu versöhnen mit dem Bruder, der uns widerwärtig geworden war; — aber diese Stimmen drangen nicht durch. Wir überhörten sie, wir verschoben, wir gelobten: „bald, bald, nur jetzt nicht!" — und Alles blieb wie es war! O weh, die leeren Blätter!

Warum ich an dieser Stelle davon rede? Nun, unsere Geschichte zwingt uns fast dazu. Fröhlichen, dankerfüllten Herzens hatte der Mundschenk dem Joseph versprochen, ihn bei dem Könige zu vertreten. Aber da es ihm wohlging, vergaß er seiner. (Kap. 40, V. 23.) Man sollte denken, gerade da es ihm wohl ging, hätte die Dankbarkeit gegen Gott und gegen den theilnehmenden, hilfreichen

Joseph ihn treiben müssen, seiner zu gedenken. Und nun gerade vergaß er seiner. War das nicht schändlich? Ja, so schändlich, wie es Millionen treiben, wenn sie aus ihren Nöthen errettet sind und wieder Luft bekommen haben.

Es ist richtig, wenn man sagt, daß dieses Vergessen ein Glück für Joseph war. Hätte der Schenk früher an Joseph gedacht, so hätte er ihm mehr geschadet als genützt. Heute (so sagt man), da Pharao in der größten Aufregung ist wegen seiner Träume, heute, da alle Theologen, Philosophen und Magier des Landes wie mit Blindheit geschlagen sein müssen, heute ist die rechte Zeit; heute ist der Tag, wo das Wort des Schenken das Herz des Königs findet. Vollkommen richtig! Aber der Mann ist darum nicht im Geringsten entschuldigt. Er hat nicht geschwiegen, weil keine günstige Gelegenheit war, für Joseph einzutreten, sondern weil er seines Wohlthäters vergessen hat. Seines Versprechens hat er vergessen, weil er seines Wohlthäters selbst vergessen hat. So hat er zwei Jahre lang ohne Barmherzigkeit den Joseph im Kerker gelassen, und wenn die Noth des Königs den Hofmann nicht aufgerüttelt hätte, so hätte Joseph wohl lebenslang ein Gefangener bleiben müssen.

Es war gut, daß überwärts der Wolken Einer war, der ein besseres Gedächtnis für Joseph hatte, als der Schenk. Er war es, der dem Könige die Träume eingab, er war es, der ihn selbst und die Gelehrten mit Blindheit schlug, daß sie den einfachen Sinn der Träume nicht zu ermessen vermochten; er war es, der auch die Vergeßlichkeit des Schenken benutzte, um Seine Friedensgedanken zu vollenden. Aber das schändliche Vergessen des Hofmannes kam nicht von Gott; es wurde nur benutzt von Gott.

Er selbst, der Schenke, ist denn auch entsetzt über sein Vergessen. Und das spricht für den Mann. Wir hören ihn sagen: „heute gedenke ich an meine Sünde.“ Er sagt

also nicht: „da fällt mir auf einmal etwas ein, was ich fast vergessen hätte. O ja, ich wüßte wohl einen Mann, der Sr. Majestät vielleicht aus der Noth helfen könnte.“ So zu reden wäre klug gewesen. Aber nein, er sagt: „heute gedenke ich an meine Sünde.“ So zu reden war gewissensmäßig. — Wir haben es hier mit einer sehr wichtigen Sache zu thun und wollen einen Augenblick dabei stehen bleiben.

2) Vom Vergessen und Gedenken.

„J, das habe ich total vergessen!“ hört man tausendmal die Menschen sagen. Sie wollen sich damit entschuldigen und den Anstrich geben, als ob dies ihr Vergessen aus einem Mangel ihrer Gehirn-Organisation entsprungen sei. In der That sind nun von Haus aus die verschiedenen Gehirne auch nach dieser Seite hin sehr verschieden organisirt. Man spricht von Menschen, die ein gutes und von solchen, die ein schwaches Gedächtnis haben. Aber auch die, die sich eines guten erfreuen, haben nicht für alle Dinge ein gutes Gedächtnis. Dieser hat ein Gedächtnis für Zahlen und Namen; Jener weiß in staunenswerther Weise verwandtschaftliche Verhältnisse zu behalten, ein Anderer hat ein musikalisches Gedächtnis und behält leicht eine Melodie, die er nur einmal hörte. Wieder andere können Geschichten, die ihnen erzählt werden, bis auf die geringfügigsten Umstände nach Jahr und Tag wiedergeben u. s. w. u. s. w. — Man kann mancherlei thun, um sein Gedächtnis zu schärfen oder ihm zu Hilfe zu kommen. Aber auf diesem Gebiete ist und bleibt der Eine dem Andern weit überlegen. Der beste Wille ist hier ziemlich ohnmächtig und die innigste Liebe kann hier wenig oder nichts. Es ist mir bis jetzt nicht möglich gewesen, die Geburtstage meiner sieben Kinder

zu behalten, und doch ziehe ich daraus keineswegs den Schluß, daß es mir an Liebe fehlt. Andererseits giebt es Menschen, die Geburts- und Todestage von Hunderten wissen und darum keineswegs ein liebreicheres Herz haben als andere Menschen.

Anders aber stellt sich die Sache, wenn es sich um Dinge handelt, die mit unsern heiligen Pflichten, mit unserm Willen und unserer Liebe zusammenhängen. Wenn dein Junge seine Schularbeiten nicht gemacht hat, so läßt du es ihm nicht als Entschuldigung gelten, wenn er sagt: „Papa, ich habe es vergessen." Du antwortest ihm: „vergessen hast du es, weil es dir nicht am Herzen liegt; dein Taschengeld zu fordern, hast du noch niemals vergessen." Du diktirst ihm also eine Strafe zu, „um", wie du sagst, „sein Gedächtnis zu schärfen". Und wenn die Strafe unbequem genug ist, so wirst du auch wirklich deinen Zweck erreichen. — Eine Braut würde mit Recht einen Mangel an Liebe darin finden, wenn ihr Bräutigam durch Wochen hindurch vergäße, ihr zu schreiben. — Ein reicher Mann heißt lieblos, wenn er vergißt, etwas für die Armen zu thun, die rings um ihn wohnen. Dieses Vergessen ist nicht eine Gedächtnisschwäche, sondern ein sittlicher Fehler. Weil er so selbstsüchtig ist und nur an sich denkt, vergißt er die Elenden. — Wie kommt es ferner, daß wir so oft an das nicht gedenken, was wir Andern gelobt, dagegen so fein behalten, was sie uns versprochen haben? Nicht wahr, wir wollen lieber nehmen als geben. — Und noch ein Beispiel! Wenn du heute vergessen hast zu beten, so ist das, wie du selbst zu geben wirst, nicht ein Mangel deiner Gehirnbeschaffenheit, sondern ein Zeichen, daß du heute wenigstens ein fleischlicher, weltlicher Mensch bist, der ohne seinen Gott auskommen und ohne ihn seinen Weg gehen will. Wer aber überhaupt Gottes vergißt, wer es vergißt, ihm zu

danken, vor ihm sich zu demüthigen, — einen solchen gottvergessenen Menschen halten wir für einen *schlechten* Menschen.

Wer, wie der Schenke, Wohlthaten vergißt, mag er sie nun direkt durch Gott oder durch Menschen empfangen haben, — wer es vergißt, seine Versprechungen zu erfüllen, der ist niemals entschuldigt. Schwerer Tadel trifft ihn, und wenn solches Vergessen eine *dauernde* Eigenschaft ist, so nennen wir ihn einen gemeinen, niedrigen Charakter. — „Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen," so sangen die Juden in der babylonischen Gefangenschaft. Sie hielten es für billig, daß Gott im Himmel ihrer vergesse, wenn sie der alten Heimat und der göttlichen Verheißungen, die wie eine Weihrauchwolke darüber schwebte, vergessen sollten. — „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?" so fragt Gott beim Propheten Jesaias. Die stille Antwort lautet: nein, das kann sie nicht, sie müßte erst das Weib in sich tödten, sie müßte erst die Mutter in der Mutter vernichten. Keine Freude der Welt, kein Leiden, keine anderen Pflichten entschuldigen sie, wenn sie ihres Kindleins vergessen sollte.

Wir haben eine lange Reihe von Beispielen vorgeführt. Besser als hochgelehrte Auseinandersetzungen beweisen sie uns, daß es mit dem Vergessen und Gedenken eine ernste Sache ist. Aus der Liebe fließt das Gedenken, aus der kalten Selbstsucht fließt das Vergessen. Es ist möglich, daß in gewissen Zeiten alle Pflichten aufhören, Pflichten zu sein, weil eine höhere Pflicht sie verschlingt, oder doch für den Augenblick in Schatten setzt. Wenn du an das Sterbebett deines Vaters berufen bist, so ruhen in der Zeit die Pflichten der Hingebung an deine Kinder, an deine Dienstboten, an allerlei gemeinnützige Bestrebungen, die

dich sonst in Anspruch nehmen. Was du aber nie vergessen darfst, das ist alles das, was die Pflege deiner Gemeinschaft mit Gott betrifft. Und wenn du auf diesem Gebiete treu bist, wenn du den Gott, der die Liebe ist und in seine Kinder seine Liebe ausgießen will, zu seinem Recht kommen lässest, dann wirst du auch den Menschen gegenüber niemals deiner Pflichten vergessen.

Darum, lieber Leser, treibe kein frevelhaftes Spiel mit dem: „ich habe es nur vergessen.“ Dies „nur“ weiset nur zu oft in den Abgrund der Selbstsucht hinein. Die Polizei freilich bestraft es nicht, wenn du deiner Versprechungen vergessen hast. Aber was geht uns die Polizei an? Sie bestraft und muß bestrafen ein armes Weib, das in der Verzweiflung Brot stiehlt, um ihren hungernden Kindern etwas zu essen zu geben. Aber wie leicht wird ihr Fehltritt wiegen vor Gott gegenüber so manchem Vergessen, womit der Mensch es so leicht nahm, und das doch nur aus der eisigen Kälte eines selbstsüchtigen Herzens entsprang! O, die leeren Blätter, die leeren Blätter!

Was nun den Schenken betrifft, so zeigt er uns deutlich, wie das Vergessen und Gedenken mit dem Willen zusammenhängt. So lange es sich darum handelt, dem ohnmächtigen Manne einen Dienst zu erweisen, verläßt ihn sein Gedächtnis; als es sich aber darum handelt, dem allmächtigen Könige zu dienen und seine Gunst zu erwerben, — siehe, da thut das Gedächtnis seinen Dienst. — — O, daß der Schenke allein so schlecht wäre! O, daß du und ich doch nicht auch etwas von dieser bösen Art an uns hätten! — Übrigens dürfen wir das Vergessen bei unserm Ägypter milder beurtheilen, da er ein Heide ist. Bei uns selbst wollen wir damit ernstlich zu Gericht gehen. Wir wollen es ferner dem Schenken hoch anrechnen, daß er die Sache so ernst nimmt, sie eine Sünde nennt und sich selbst ver-

dammt. Er hätte ja, wie wir sahen, nicht nöthig gehabt, sich so an den Pranger zu stellen und konnte doch auf den Joseph aufmerksam machen.

Auf alle Fälle hat er der Welt einen großen Dienst gethan, indem er das Wort sprach: „heute gedenke ich an meine Sünde.“ Mit diesem „Heute“ hat er sein Gewissen entlastet, und es ist damit ein köstliches neues Heute für ihn hereingebrochen. Auch wird der König mit sammt dem Joseph, der ja nun bald auch ein Herr über den Schenken war, ihm gewiß viel Gutes dafür erwiesen haben. Wahrlich, der Mann hat durch sein Sündenbekenntnis den Joseph, mehr aber noch sich selbst befreit.

O, dieses selige, demuthsvolle „Heute,“ — wenn es doch heute, wo du, mein Freund, diese Zeilen lieſest, auch zu einem beseligenden Heute für dich werden möchte! — Als ich in diesem Sinne über unsern Text gepredigt hatte, kam am andern Tage ein Handwerker und sagte: „es ging mir durch Mark und Bein, was Sie sagten. Vor Jahr und Tag habe ich in schwerem Leid meinem Gott gelobt, daß ich etwas Rechtes für sein Reich thun wolle, wenn er mich errette. Ich habe es immer wieder verschoben. Nun aber soll mich der Teufel nicht mehr betrügen. Hier sind fünfzig Mark für unsere Mission in Afrika.“ Ich gratulirte dem Manne, und in der That, es war ihm so wohl, wie es ihm lange nicht gewesen war, und er fühlte sich so reich, als ob er einen Schatz gefunden hätte, während er, menschlich geredet, um 50 Mark ärmer geworden war. So gehet hin und thut desgleichen! — Eine junge Mutter aber, die nichts zu verschenken hatte, kam und brachte 2 Mark 70 Pfennige, die hatte sie mühsam zusammengespart und bat mich, sie zu verwenden, damit ein armes leidendes Kind in die Sommerfrische geschickt werden könne. „Vor drei Jahren,“ so sagte die Frau, „haben Sie mein Kind nach

Salzufeln in's Soolbad geschickt und es ist dadurch gerettet worden. Nun möchte ich doch meine Dankesschuld gegen Gott und Menschen abtragen." Das hat mich sehr gerührt. Und wenn's die Leser recht rührt, so wird daraus noch viel Gutes erwachsen. Es wird ihnen allerlei einfallen, wie auch sie gegen Gott und Menschen noch manche Dankesschuld zu entrichten haben. Es wäre ein köstliches „Heute", wo das geschähe!

Und es wäre ein köstliches Heute, wenn du heute thätest, wogegen du dich lange gesträubt hast: — wenn du dem Geiste Gottes Raum gäbest und diese und jene Sünde, die dir schwer auf dem Herzen lastet, und die dich innerlich verdorren macht, weil du sie nicht bekennen willst, — ja, wenn du heute endlich damit herausrückest an rechter Stelle und deinen dummen selbstgerechten Stolz mit Füßen träetest! Es wäre ein köstliches Heute, wenn du endlich thätest, wozu der Geist Gottes dich so lange gemahnt hat, und deinem Bruder, dem du zürnest, und, wie du meinst, billig zürnest, die Hand der Liebe reichen wolltest!

„Heute ist diesem Hause Heil widerfahren," sagte der Heiland zu dem Zöllner Zachäus. Warum denn heute? — Weil heute Zachäus seine geheime Sehnsucht nach Jesu zum Durchbruch hat kommen lassen, weil er heute alle Rücksichten bei Seite geworfen hat und den lachenden Mitbürgern zum Trotz auf den Maulbeerbaum gestiegen ist um Jesum zu sehen. Diesem Heute, das der glaubensvolle Wille des Zachäus geschaffen hat, entspricht nun ein seliges göttliches Heute, das der Heiland schafft. Und er wird es auch bei dir schaffen, wenn du, der es längst innerlich weiß, daß nur in der vollen Hingabe an Jesum das Heil steht, — wenn du heute endlich aller Menschenfurcht Valet giebst, dich in keiner Weise deines Heilandes mehr schämst und auch in deinem Hause sein Wort fortan reichlich wohnen

läſſeſt. — Und ſo mache fort in allen Verhältniſſen! Laß es alle Menſchen, die mit dir umgehen, allezeit merken: „für dich ſei ganz mein Herz und Leben.“ So wird dann auch einmal der Tag des Todes für dich zu einem ſeligen Heute werden, und es wird dir ſo gut wie einſt dem ſterbenden Schächer der Heiland ſagen: „Heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſein!“

XV.

Die große Wendung.

1. Mose 41, V. 14—57.

1) Aus dem Kerker auf den Thron.

Ein Menschenfreund hatte seinem Pastor zwanzig Mark geschenkt, und zwar für die Wittwe seiner Gemeinde, die es am nöthigsten hätte. Er wandte unverweilt seine Schritte zu einer Hütte, wo die wohnte, die er nun glücklich machen wollte. Aber er fand die Thür verschlossen, er mochte klopfen, so lange er wollte. Es war da keine Stimme noch Antwort. Er hielt das (mit Recht oder Unrecht, das lassen wir dahingestellt) für einen „Wink von oben", daß er einer andern Wittwe, die es nicht minder brauchen konnte, die reiche Gabe bringen dürfe. — Wochenlang nachher begegnete er der Wittwe, bei der er zuerst angeklopft hatte. Sie klagte dem treuen Armenvater unter vielen Thränen ihre Noth. Der aber erzählte jetzt, was wir wissen. Da brach das arme Weib in lautes Schluchzen aus und sagte: „ach, waren Sie das, der klopfte? Ich meinte, es sei der Hausbesitzer gewesen, der die fällige Miethe einziehen wollte. Da ich die nun nicht hatte, so stellte ich mich, als ob ich abwesend sei. O, ich unglückseliges Weib, so habe ich also selbst mein Glück verscherzt!"

Mich dünkt, die Geschichte ist ein Gleichnis. Machen wir es nicht oft so, wie diese Wittwe, daß wir nämlich „nicht zu Hause" sind, wenn der Herr Christus zu uns kommt — ? Wir sind dann nicht für ihn da, hören sein Klopfen und Rufen nicht, weil es uns scheint, daß er uns nur etwas nehmen, während er in Wirklichkeit doch immer geben und segnen will. Auch dann, wenn er scheinbar nimmt. Es giebt kein wahreres Wort als dies, daß auch noch im Nehmen Gott die Liebe ist. Wir aber sträuben uns dann nur zu oft gegen ihn, als ob er ein Räuber unseres Glückes wäre. Und so berauben wir uns selbst der Segnungen, die er für uns in Bereitschaft hatte.

Es ist das Große an Joseph, daß er die Hand Gottes küßte, obgleich sie fort und fort eine nehmende Hand war. Er glaubte wirklich, dem Schauen zum Trotz, daran, daß Gottes Weisheit und Liebe Alles regiert. Er glaubte es, obgleich vor seinen Augen ein Stück seines Glücksbestandes nach dem andern zerscheiterte. Er verlor den Vater, das Vaterhaus, das Vaterland, die Freiheit, und als er im Lande der Sklaverei einigermaßen zu Athem gekommen war, verlor er auch noch seine Ehre und mußte als ein Übelthäter im Gefängnis schmachten. Alle Menschen schienen sich gegen ihn verschworen zu haben: die eigenen Brüder, die Ismaeliten, das Weib seines ägyptischen Herrn, dieser Herr selbst, und nun auch noch der liebevergessene Mundschenk! Es ging je länger je mehr mit ihm in die Tiefe.

Und nun plötzlich, als Gottes Stunde gekommen war, mußte es offenbar werden, daß dieser ganze vielgewundene Trübsalsweg die direkteste Linie zu seinem Glück war. Ja, wahrlich:

„Die Wege sind oft krumm und doch gerad',
Darauf der Herr läßt seine Kinder gehen;

Sie sind oft wunderseltsam anzusehen, —
Doch triumphirt zuletzt sein hoher Rath!"

Was das heißt, das tritt hier in das glänzendste Licht. Wir wollen es nur in der Kürze betrachten und bei den Einzelheiten nicht lange verweilen. Wir setzen also die Bekanntschaft mit den Träumen des Königs voraus. Sie sind ganz und gar ägyptisch. Der Nil (Osiris) ist die Ursache der Fruchtbarkeit, die Kuh (Isis) ist das Ergebnis der Fruchtbarkeit; die Ähren sind die sichtbaren Zeichen der Fruchtbarkeit. Auch dies, daß die sieben vollen Ähren aus einem Halm wachsen, ist ein Zeichen der Üppigkeit. — Der König ist sofort erfüllt von dem Gedanken, daß die Gottheit ihm durch diese Träume einen Wink geben wolle und er ist erschreckt über den traurigen Ausgang der Sache. Er hat nur einen Gedanken, nämlich, daß ihm die Träume gedeutet werden möchten. Aber die Inhaber der geheimen Künste und der heimlichen Weisheit stehen rathlos da. Baumgarten bemerkt zu dieser Stelle: „es ist das Schicksal der Weisheit dieser Welt, daß sie da, wo es gilt, verstummen muß." Möglich, daß Gott sie auch mit Blindheit schlug, damit sein Knecht zu Worte komme; möglich auch, daß sie den Sinn der Träume errieten, es aber nicht wagten, dem an Schmeicheleien gewöhnten Herrscher die Wahrheit zu verkünden. Wir müssen uns nämlich vor Augen halten, daß die Kunde von einer siebenjährigen Theurung noch viel mehr Grauenhaftes in sich barg, als die Botschaft von einer siebenjährigen fetten Ernte erfreulich war. Genug, die Weisheit der Welt steht schweigend da.

Jetzt aber nimmt der Schenke das Wort, wie wir schon gehört haben. Und dieses Wort mußte doppelten Eindruck machen, da es ihm, der es sprach, sehr zur Unehre gereichte, wie er denn auch offenbar tief erschüttert ist. Wir wundern

uns also nicht, daß der Pharao auf den Rath des Mannes sofort eingeht. So tritt denn nun die große Wendung ein. Der Eilbote des Königs erscheint in der „Weißen Mauer". O, ich möchte dabei gewesen sein! Ich möchte das Antlitz des Joseph gesehen, ich möchte sein stilles Jubilate gehört haben, als ihm die Kunde gebracht wurde, daß er sich unverzüglich zu Hofe begeben solle.

Obgleich nun das Herz des Joseph in Wellen geht, ist er doch weit entfernt von Überstürzungen. Er wechselt nicht nur seine Kleidung; nein, er läßt sich auch scheeren. In Ägypten war es vornehm, kurzes Haar zu tragen und den Bart ganz wegrasiren zu lassen. Nur geringe Leute trugen einen Bart. Vor dem Könige aber durfte man nur in weißer Kleidung, rein am Leibe und ohne langes Kopfhaar erscheinen. Wie gern hätte Joseph, da er aus dem Kerker kam, das Licht des Himmels begrüßt und eine Zeitlang in der freien Luft geathmet. Aber ein orientalischer Herrscher mag noch weniger warten als alle mächtigen Leute es mögen. So sehen wir den Joseph aus dem Gefängnis geradezu in den königlichen Palast eilen und sofort dem Throne zuschreiten. Jetzt beugt sich schon Alles vor dem Manne, der vor einer halben Stunde noch für nichts geachtet war. Der Umschwung in der Stimmung und Haltung tritt in den Hofkreisen schneller ein wie der Umschlag des Wetters an einem Apriltage. Ein Wort des Fürsten, oft eine Miene nur genügt, einen hochgeehrten Mann zum verachteten, einen verachteten zum bewunderten, ja, angebeteten zu machen. Das war so, das ist so.

Bald steht Joseph vor dem Alleinherrscher. Nein, zunächst steht er nicht, sondern liegt auf seinem Angesicht. Der Pharao genoß göttlicher Ehren; er war der Stellvertreter des allmächtigen Sonnengottes. Jeder, der ihm nahte, mußte auf sein Angesicht sinken und erst mit der

Nase, dann mit der Stirn den Erdboden berühren; hierauf empfing er die Erlaubnis aufzustehen, und nun durfte er die Majestät anreden.*)

*) Gerade in der Zeit, als ich mit dieser Arbeit beschäftigt war, hielt der berühmte Ägyptolog Professor Brugsch Pascha hier in Bremen einen Vortrag über das Thema: „Am Hofe des Pharao." Auch Professor Brugsch setzte offenbar nicht den geringsten Zweifel in die volle geschichtliche Wahrheit unserer Erzählung. Was den Titel Pharao angeht, so heißt er nach Brugsch soviel als: „hoher Hof"; also dasselbe wie „hohe Pforte", was bekanntlich der Titel des türkischen Sultans ist. Was speciell den Pharao betrifft, der den Joseph erhöhte, so gehörte er nicht einer altägyptischen, sondern einer asiatischen Dynastie an. Etwa 300 Jahre vor Josephs Zeit hatte ein asiatisches Volk Ägypten erobert. Die Könige dieses Volkes aber hatten die ägyptische Kultur sammt Religion angenommen.

Interessant war auch, was Professor Brugsch über die Paläste der alten Pharaonen sagte. Obgleich Ägypten mit monumentalen großartigen und schier unzerstörbaren Bauten bedeckt ist und deren wohl noch mehr in der Erde als über der Erde zu suchen sein dürften, so findet man doch nirgends Ruinen eines Königspalastes. Die Lösung dieses Räthsels ist sehr einfach. Das Erdenleben wurde von diesen Fürsten nur als ein vorübergehendes Ding, als eine Vorbereitung für die Ewigkeit angesehen. Darum bedurfte es für dieses schnell dahinfahrende Erdenleben nur eines flüchtigen Hauses, das aus schlichten Ziegeln erbaut wurde. Das Grab dagegen war „das ewige Haus" (für den Leib nämlich). Daher mußte es unzerstörbar sein. Und wir wissen ja Alle, wie diese Gräber, die Pyramiden, gebaut sind. — Trotz dieses frommen Sinnes, der sich in der Anschauung des Erdenlebens durch die alten Pharaonen ausspricht, haben sie in ihrem Lande einen sehr schlechten Ruf hinterlassen; so schlecht, daß man schon in alten Tagen und heute noch, wenn man einem Menschen seinen Abscheu ausdrücken wollte, sagte und sagt: „gehe fort, du bist ein Sohn des Pharao," — also etwa wie man heute sagt: „du bist ein Kind des Teufels." Die Praxis des Lebens ist also auch hier wohl schlechter gewesen als die fromme Theorie.

Der Verf.

Zunächst aber redet der Pharao und spricht im Tone des Despoten: „ich habe gehört von dir sagen, du wirst nur einen Traum hören, um ihn gleich zu deuten.“ (Vers 15.) Joseph antwortete demuthsvoll und ernst: „das steht nicht bei mir; Gott möge dem Pharao Glückbringendes antworten. (Vers 16.) Jetzt erzählt der König seine Träume, doch so, daß er allerlei eigene Reflexionen einmischt. „Keiner war, der sie mir deuten konnte,“ schließt der Fürst und schaut erwartungsvoll den Joseph an. Dieser erklärt nun zunächst, daß die beiden Träume eins sind, d. h. einen Gedanken aussprechen und daß Gott dem Pharao damit zeigen wolle, was Er thun will. In schlichter Weise, himmelweit entfernt von dem üblichen Orakeltone, deutet er die Träume. Er schließt sogleich den praktischen Rath daran, daß der König sich nach einem Manne umsehen möge, der in den guten Jahren vom ganzen Volke den Fünften (statt des sonst wohl üblichen Zehnten) erheben und große Kornmagazine für die Hungerzeit anlegen solle. — Manche Gelehrte meinen, Joseph habe sich damit in selbstsüchtiger Weise dem Pharao vorgeschlagen. Nun, man sucht Niemand hinter dem Busch, wenn man nicht selbst dahinter gesessen hat. Die Herren scheinen keine Idee davon zu haben, daß ein Mann, einfaltsvoll und schlicht, nur das Heil eines großen Reiches vor Augen haben und seiner selbst dabei völlig vergessen kann.

Voll Begeisterung ruft nun der Pharao aus: „werden wir einen Mann finden wie diesen, in welchem der Geist Gottes ist?“ Und nun erhebt er den Joseph in einer Weise, die uns fabelhaft erscheinen müßte, wenn wir nicht die Art des Orients kennten, wenn wir nicht auch wüßten, daß gerade die Gabe der Traumdeutung als ein Zeichen angesehen wurde, daß der so Begabte ein Liebling der Götter sei. Auch Daniel erfuhr von dem babylonischen Weltherrscher

eine gleiche Erhöhung um seiner Traumdeutung willen. Aus der ägyptischen Geschichte haben wir auch manche Beispiele ähnlicher Art. So machte z. B. der König Rampsinit einen Maurer, bloß seiner geistigen Eigenschaften wegen, zu seinem Schwiegersohn; denn, so sagte er, wie die Ägypter alle Menschen an Klugheit übertreffen, so übertrifft dieser alle Ägypter an Klugheit.

Die einzelnen Züge der Erhöhung fassen wir nur kürzlich in's Auge. Pharao behält sich seine königlichen Rechte vor und daß er nach wie vor der Erste bleibt. Übrigens aber soll Joseph für ihn mit absoluter Vollmacht regieren. Auf des Königs Wagen fährt er durch das Land; ein Herold ruft vor ihm aus: „beuget das Knie!“ und alles Volk muß ihm mit dem Handkuß huldigen. Der neue Name, den ihm Pharao beilegt, heißt: Phomtomfaneg. Das wird von den Einen gedeutet: „der Mann, der in's Verborgene schaut;“ von Andern: „Retter der Welt.“ Der König ist tief davon durchdrungen, daß er sich zum Heil seines Volkes einem Günstling der Gottheit anvertraut hat. — Daß zu diesem hohen Stande auch die zugehörige Kleidung und Pracht komme, liegt dem Pharao ferner am Herzen. Den Siegelring, den er bisher trug, thut er dem Joseph an seine Hand. Eine goldene Amtskette läßt er ihm umlegen. Ein Kleid von weißem, feinem Byssus (nicht, wie Luther sagt, von Seide) umwallt bald den Mann, der vor wenig Stunden noch den elenden Schurz der Gefangenen trug.

Auch für eine würdige Verheirathung des neuen Großveziers sorgt der König selbst. Asnath, (d. h. die der Nereith, der Diana, Geweihte,) die Tochter des Oberpriesters zu On, wird sein Weib. Dieses On ist gleich mit Heliopolis (Sonnenstadt) und lag drei Stunden nordöstlich von dem jetzigen Kairo. Hier war der Mittelpunkt des ägyptischen Kultus. Wo einst die herrlichen Paläste des Sonnengottes

prangten, inmitten einer glänzenden Stadt, findet man heute nur einen einsamen Obelisk mitten in einer großen Gemarkung, die von Erdwällen umgeben ist. Diese Wälle schlossen einst die Stadt ein, wo nun Josephs neues Heim war.

Wir haben also hier wieder eine gemischte Ehe. Die beiden Retter Israels, Joseph und Moses, sind beide mit heidnischen Weibern verheirathet, ein bedeutsames Zeichen, daß das erwähnte Volk trotz seiner vorläufigen Abgeschiedenheit doch darauf angelegt ist, die Heidenvölker in sich aufzunehmen. — Wie Moses, so hat auch Joseph zwei Söhne, denen er bedeutungsvolle Namen giebt. Den erstgeborenen nennt er Manasse (Vergessenmacher); denn, so erklärt sich der Vater darüber: „Gott hat mich vergessen machen all das Ungemach und das ganze Haus meines Vaters.“ Man hat dem Joseph aus diesen Worten einen Vorwurf gemacht, als ob er jetzt in seiner Herrlichkeit nichts mehr mit dem Hause seines Vaters zu thun haben wolle. Aber er hat durch die That das Gegentheil bewiesen. Was er hier sagen will, ist offenbar dieses, daß Gott durch seine wunderbare Leitung ihn alles eigenen Elends, auch dessen, was ihm die Seinigen zugefügt haben, vergessen machen wolle. Das Elend, was sich als ein Springquell der Herrlichkeit erweist, ist kein Elend mehr.

Joseph ruht also ganz aus in dem väterlichen göttlichen Erbarmen, das sich ihm durch die wunderbarsten Führungen in seiner unermeßlichen Tiefe offenbart hat. — Der Name, den er seinem zweiten Sohne giebt, zeigt uns auch, daß Joseph das schöne ägyptische Land trotz seiner Herrscherstellung als das Land der Verbannung ansieht. Ephrajim, das ist Doppelfruchtbarkeit, so nennt er den Namen des zweitgeborenen, und erklärt ihn also: „denn Gott hat mich fruchtbar gemacht im Lande meines Elends.“ Wir verstehen, daß der hochgestellte Mann

dennoch von einem wehmüthigen Heimweh nach Kanaan erfüllt ist.

Fassen wir alles Gesagte zusammen, so erkennen wir, daß Joseph plötzlich auf eine schwindelhafte Höhe des irdischen Glückes versetzt war. Wahrlich, nur ein Mensch, der so tief gedemüthigt, in den schwersten Anfechtungen so bewährt war, konnte ohne Schaden für seine Seele solchen jähen Wechsel ertragen. Joseph hat ihn ertragen. Achtzig Jahre lang hat er auf dieser höchsten Höhe der Erde gestanden und ist immer derselbe geblieben. Wüßten wir es nicht sonst, so würde sein letzter irdischer Wunsch, von dem wir noch sprechen werden, der vollgültige Beweis dafür sein.

2) „O, welch eine Tiefe des Reichthums,

Beides, der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und wie unerforschlich seine Wege!“ Mit diesen Worten staunender Anbetung blickt der Apostel Paulus (Römer 11, V. 33) auf die Thatsache hin, daß durch die Verwerfung des ungläubigen Israel das Heil zu den Heiden gekommen war. Der Gott, vor dem doch nur der Glaube gilt, hat dennoch Alles beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich — — — Aller erbarme! (V. 32.) Aller! Das jetzt erblindete Israel nicht ausgenommen. (V. 25 u. 26.)

Es ist der Triumph der allmächtigen göttlichen Gnade, der Gnade, die in unaufhaltsamem Siegesgange weiter schreitet und alles menschliche Widerstreben, allen Unglauben, ja, alle Gewalten der Finsternis mit in ihren Siegeszug einordnet — es ist dieser Triumph der Gnade, den Paulus entzückten Mundes besingt. „Gottes Weisheit und der Menschen Thorheit regieren die Welt“ hat ein tiefsinniger

Mann gesagt. Ja, in der That, durch Gottes Weisheit und Macht werden auch die menschlichen Thorheiten und Sünden nur Mittel zur Erbauung seines heiligen Reiches.

Was aber im neuen Bunde als eine große, selige, weltgeschichtliche und welterneuernde Thatsache bloßgelegt wird, das erscheint uns schon in kleinem Maßstabe in der Geschichte des Joseph. Alle menschliche Thorheit, von der Schenkung des bunten Rockes durch Jakob an bis zu der Kurzsichtigkeit oder Feigheit der Traumdeuter Ägyptens, alle die Sünden, von der feinen Eitelkeit des Joseph an bis zu der wüsten Leidenschaft des Weibes, von dem Keimen des Neides in den Herzen der Brüder an bis zu dem undankbaren Vergessen des Schenken — Alles, Alles hat Gott mit in seinen Plan aufgenommen.

Und was ist denn dieser Plan? O, er ist sehr reich und vielseitig. Zunächst zielt Gott dahin, diese eine Seele des Joseph, die ihn sucht, zu erziehen, zu heiligen, zu bewähren, zu verklären. Sodann will er weiter durch diesen also bewährten Mann Heil geben in Ägypten und in andern Ländern. Was Gott dem Abraham gesagt hat, nämlich: „in deinem Namen sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden," das fängt hier an sich zu erfüllen. Endlich will er das Haus Israel durch Joseph erst innerlich wieder erneuern und reinigen, wie wir bald sehen werden. Ferner aber will er durch ihn das erwählte Volk an einen hochnothwendigen Bergungsort bringen, wo allein es seiner welthistorischen Mission entgegenreifen kann.

Es ist überschwänglich (wie all das hochtönende Gerede des ägyptischen Alleinherrschers), wenn er dem neuen Günstling den Namen giebt: „Retter der Welt". Die Welt ist doch etwas größer, als der Pharao meint, und von einem Retter, der es wirklich sein soll, wird etwas mehr gefordert, als daß er für den nöthigen Weizen sorgt.

Aber so viel ist doch richtig, daß sich in der Führung des Joseph göttliche Friedensgedanken enthüllen, die auf die ganze Welt abzielen. Es ist das wahr, obgleich der Pharao selbst es nicht weiß, ja, nicht einmal ahnt. Es ist richtig, daß dieser von dem Pharao „Retter der Welt" genannte Joseph wirklich in wunderbarer Weise ein Vorbild dessen ist, von dem Gottes Engel singen: „Christ, der Retter, ist da!"

Wer Augen hat zu sehen, der muß erkennen, daß im alten und im neuen Bunde dieselben Gedanken des einen großen Gottes in einer großartigen Harmonie enthüllt werden. Welche Ströme von Trost und Glaubensstärkung mögen aber für den alttestamentlichen Gläubigen aus der Betrachtung von Josephs Führung entsprungen sein! Daß es in Gottes Wegen durch Nacht zum Licht gehe und nur so gehen könne, daß die Leiden der glaubensvollen Tugend doch schließlich zur siegenden und triumphirenden werden, ja, daß das Leiden des Gerechten eine stellvertretende Kraft habe für die Ungerechten, — das wird ja in seiner ganzen Sonnenklarheit freilich erst in Christi Kreuz offenbar. Aber es dämmert schon in der Geschichte Josephs. — — Der Neid der Kinder seines Volkes ist es, der den Heiland in's Todesleiden geführt hat. Sogar Pilatus wußte wohl, daß sie ihn aus Neid überantwortet hatten und wegen seiner Heiligkeit ihn haßten, daß sie ihn haßten wegen seines Einflusses, daß sie ihn haßten wegen des göttlichen Wohlgefallens, das auf ihm ruhete. Nicht anders ist es bei Joseph, obgleich es bei ihm als einem sündigen Menschen auch nicht an eigener Verschuldung fehlte. Dennoch kann man sagen: wie Christus, so ist auch Joseph um seiner Gerechtigkeit willen dahingegeben. So werden sie beide erniedrigt; sie werden beide zu den Todten geworfen. Jesus wird an's Kreuz geschlagen und in die Erde gesenkt,

Joseph wird im Gefängnis lebendig begraben. Für beide bleibt kein Schimmer von Hoffnung. Der Unterschied ist, daß Jesus freiwillig, Joseph unfreiwillig erniedrigt wird. Aber ob er auch unfreiwillig erniedrigt wird, so ist er doch darin Jesu gleich, daß er in den Anfechtungen siegt und bewährt wird. Und darum hat ihn auch Gott erhöhet und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen war in Ägyptenland, — wiederum ein Vorbild Christi, dessen Name im Himmel und auf Erden allein bleiben wird, wenn alle Menschennamen verlöschen. — Aber der Jesus, der zu göttlicher Herrlichkeit erhöhet ist, will seine Macht und Würde nicht gebrauchen zu seinem eigenen Vortheil; nein, was er hat, das hat er für die Menschheit, zu ihrer Beglückung und Beseligung. Und nicht anders ist es in seinem Maße bei Joseph. Seine Macht dient nur der rettenden Liebe. So erweiset sich nun das Leiden Jesu als ein Leiden durch die Menschheit und für die Menschheit, und desgleichen ist das Leiden Josephs nicht nur ein Leiden durch die Brüder, sondern auch für die Brüder. Zwar wußte Joseph das selbst nicht, als er im Leiden war, während der Heiland es wußte und wollte. Aber als Joseph zur Herrlichkeit erhöhet war, hat doch auch er (wie wir bald sehen werden) planmäßig und nicht vergeblich daran gearbeitet, wie er seine Brüder zur Buße, zur Höllenfahrt der Selbsterkenntnis und darauf zur Himmelfahrt der Gotteserkenntnis, d. h. der göttlichen, weltumfassenden, alles wiederherstellenden Gnade führe.

Ist das nicht eine erstaunliche Parallele? Wir hätten sie noch viel weiter ausführen können. Sogar die Silbermünzen, die hier und dort für den Verrathenen und Verkauften gezahlt werden, stimmen auffallend. Aber es sei genug. Mit Recht hat ein Theologe gesagt: „wenn den Jüngern Jesu Christi am Tag von Golgatha das Lebens-

bild des Joseph vor Augen gestanden hätte, so würden sie nicht die Hoffnung weggeworfen haben, als alle Hoffnung aus war." Und wenn uns in unsern dunklen (sagen wir lieber: unverstandenen) Führungen das Bild des Joseph und vollends das Bild Christi lebendig vor Augen steht, so werden wir auch in den unheimlichsten Gottestiefen still und getrost singen können:

„Wie dir's und Andern oft ergehe,
Ist ihm wahrlich nicht verborgen;
Er kennt und siehet aus der Höhe
Der betrübten Herzen Sorgen.
Er zählt den Lauf der heißen Thränen
Und faßt zu Hauf' all unser Sehnen:
Gieb dich zufrieden!"

3) Ungelöste Räthsel

bleiben freilich für den Joseph noch reichlich. Auch nach seiner wunderbaren Erhöhung. Freilich, wenn Joseph ein Weltmensch gewesen wäre, ein Mensch, dessen Lebenswurzeln in dieser unteren vergänglichen Welt liegen, — dann war jetzt Alles erreicht, was erreicht werden konnte. Es blieb dann nur noch der Wunsch, daß Alles so bleiben möge, denn die Welt konnte ihm nicht mehr bieten als sie ihm jetzt bot. Da er aber ein Kind Gottes war, so war für ihn die Erfüllung der göttlichen Verheißungen das Höchste. Und damit sah es, menschlich zu reden, trübe aus. Das Haus Israel, auf dem doch alle göttliche Zukunft ruhte, mußte in Kanaan verhungern, oder wenn auch das nicht, so doch innerlich verkommen, wenigstens sobald der alte Israel starb. — Der Stamm Joseph allein konnte sich aber in Ägypten auch nicht halten. Wenn Joseph selbst auch im großen Heidenlande dem Glauben seiner

Väter treu blieb, — so würden doch Kinder und Kindeskinder von der sie umgebenden allgemeinen Finsternis verschlungen worden sein.

Joseph konnte also auch jetzt noch fragen: warum mußte ich aus meines Vaters Hause auf eine so schmähliche Weise fortgerissen, warum mußte ich abgeschnitten werden vom Stamme Israel? War es, um in den kommenden Nöthen den Ägyptern zu dienen, — nun, so konnte das doch auch ohne mich durch einen Eingeborenen geschehen, der dem Pharao seine Träume deutete und treuen Rath gab. — Ja, so hätte Joseph fragen können. Aber er hat gewiß nicht so gefragt. Er hat gewußt, daß der Gott, der bis dahin so wunderbar geholfen hatte, auch fernerhin helfen und ihn zu seiner Zeit gewiß zur Vereinigung mit seinem Volke führen werde.

Wenn du an einem Punkte erkennst, daß die allmächtige und weise Hand Gottes das, was bislang für dich in schauerliches Dunkel gehüllt war, offenbar zu deinem Heil gewendet hat, so sollst du guter Zuversicht sein, daß er dich auch ferner nicht in Stich lassen wird. Die erfahrene Hilfe und Weisheit Gottes soll dir ein Angeld sein auf die, welche du noch erfahren wirst. Gott fängt nichts an, was er nicht hinausführt. „Sei stille, meine Tochter, bis du erfährst, wo es hinaus will; denn der Mann wird nicht ruhen, er bringe es denn zu Ende" — so sagt die alte Naëmi, die das Warten gelernt hat, zu ihrer jungen Schwiegertochter Ruth, die es erst lernen muß. (Buch Ruth 3, V. 28.) Und wenn das schon von dem Boas gilt, daß er nicht ruhen wird, er bringe es denn zu Ende, so gilt es tausendmal mehr von dem treuen Vater im Himmel, wenn wir nur stille bleiben. Durch Stillesein und Hoffen werden wir stark sein. Wohl dem, der in solchem Stillesein, freudiger Hoffnung voll, schon *singen* kann vom großen

kommenden Sieg! Aber es ist auch nicht schlimm, wenn unsere Thränen dabei fließen, falls wir nur innerlich stille sind.

Joseph war still und getrost während der neun Jahre, die noch hinflossen, bis er die Seinigen wieder in seine Arme schließen durfte. Freilich, man hat ihm den (scheinbar berechtigten) Vorwurf gemacht, er sei lieblos und grausam gewesen, indem er keine Botschaft an den so furchtbar leidenden Vater gesandt habe, was er als ein so mächtiger Mann doch ohne Zweifel leicht hätte thun können. — Daß er es leicht hätte thun können, ist gewiß. Wenn er es nun doch nicht that, so kann allerdings nur die Frage sein, ob er des Vaters und ob er der kindlichen Liebe vergessen hat, oder ob er durch eine höhere Weisheit geleitet, absichtlich so handelte. Lächerlich ist die Entschuldigung, daß er so viel zu thun und keine Zeit gehabt habe, oder daß er eine dauernde Befestigung seiner Herrschaft und Macht erst hätte abwarten müssen. „Keine Zeit" hat man für das, wofür man kein Herz hat; auch konnte er den Jakob wissen lassen, daß er am Leben war, wenn seine Stellung zur Zeit noch nicht erlaubte, das Haus Israel in Ägypten anzusiedeln. — Der Vorwurf, daß Joseph seinen alten Vater ohne Noth 9 Jahre lang im Jammer läßt, wäre vernichtend. Aber Moses, der Mann Gottes, verliert kein Wort, um die Unthätigkeit Josephs zu entschuldigen oder zu erklären. Er weiß wohl, was er, ein Blatt weiter, zu berichten hat. Wir unseres Theils sind fest überzeugt, daß Joseph so handelte, wie er handelte, nachdem er mit seinem Gott zu Rathe gegangen war. Er hatte in einer so wunderbaren Weise die speciellste göttliche Vorsehung erfahren, — er hatte, wie vor ihm noch kein Mensch, mit Augen gesehen, daß auch die unheimlichsten Wege Gottes zum lichtesten Ziele

führen, wenn wir uns nur stille führen lassen, — daß er willig darauf verzichtete, eigene Schritte zu thun.

Man könnte mir entgegnen: ja, im Gefängnis hat er doch auch einen eigenen Schritt gethan. Er hat den Mundschenken in herzbewegender Weise gebeten, für ihn einzutreten. Das ist richtig. Ich bin auch keineswegs der Meinung, daß der Gottesmensch immer mit gebundenen Händen sitzen und nur Gott walten lassen soll. Gott will, daß wir unsere Vernunft brauchen und die Gelegenheiten, die er uns giebt, wohl benutzen. Aber es ist damit eine zarte Sache. Nicht Alles, was als Gelegenheit zur Selbsthilfe erscheint, ist wirklich göttliche Gelegenheit. Es gehört viel geistliche Weisheit dazu, um beispielsweise zu unterscheiden, ob die Gelegenheit, uns selbst zu helfen, von oben herab kommt, oder nur eine Frage an unser Herz und Gewissen ist. Letzthin schrieb mir ein erfahrener Mann: „Ich könnte viel davon erzählen, wie sich mir öfter glänzende Gelegenheit bot, Menschen, die mich beleidigt hatten, tief zu demüthigen. Gott hatte die Gelegenheit geschaffen, um — mich zu prüfen. Jedesmal habe ich mich nachher gut dabei gestanden, wenn ich stille blieb und darauf verzichtete, meinem Gegner den „wohlverdienten" Lohn zu geben. Dagegen traure ich heute noch darüber, daß ich einmal von meiner Macht Gebrauch machte." — Ganz und gar einverstanden. Damit will ich nicht sagen, daß es nicht Gelegenheiten giebt, wo Gott es will, daß auch der Fromme zu Seiner, — ich meine zu Gottes Ehre, — den Gottlosen demüthigt. Es gehört dazu aber ein Mensch, dem an Gottes Ehre Alles, und an der eigenen Nichts liegt.

Aber um auf den Joseph zurückzukommen, so sprachen doch auch die Gründe einer göttlich erleuchteten Vernunft dafür, daß er still abwartete. Einmal wußte er, daß seiner Zeit das Haus Israel nach Ägypten kommen mußte.

Er wußte, daß die Theuerung sich auch auf Kanaan erstrecken würde, und es war für die Bewohner des Landes selbstverständlich, daß sie in dem benachbarten Ägypten, der Kornkammer der alten Welt, ihre Zuflucht suchten. Wie aber mußten sich die Dinge gestalten, wenn Joseph sogleich nach seiner Erhöhung dem Vater sagen ließ: „siehe, dein Sohn Joseph lebt und ist ein Herr in ganz Ägyptenland! Ich bin nicht todt, wie man dir gesagt hat, sondern von meinen Brüdern verkauft." Die Freude würde allerdings für den Patriarchen groß gewesen sein; aber nicht minder groß das Entsetzen über die zehn Söhne. Nur mit Grauen würde Jakob seine Söhne betrachtet haben und voll Grauens würden sich diese von ihrem Vater abgewandt haben. So hätte dann die Botschaft einen unheilbaren Riß in dem Hause Israels gemacht. Die Brüder hätten dadurch wohl zur Verzweiflung kommen, nicht aber zur Buße durchdringen können. Auch würden sie sich wohl in diesem Falle durch keine Macht der Welt haben bewegen lassen, nach Ägypten zu gehen. Sie würden nie geglaubt haben, daß Joseph sich nicht rächen werde. Wir wissen, daß das, was sie unter der weisen Leitung Josephs in Ägypten innerlich erlebten, sie thatsächlich zur Sinnesänderung führte. Und wenn sie nun als reumüthige Leute, als Leute, denen durch Gott und Menschen Erbarmung widerfahren war, mit ihrem Schuldbekenntnis vor dem Vater auftraten, so konnte auch er vergeben und vergessen.

Natürlich meine ich nicht, daß Joseph von vornherein den Plan hatte, die Brüder so zu behandeln, wie er sie dann behandelt hat. Er hat auf Zeit, Gelegenheit und göttliche Weisheit gewartet. Aber ein guter, heiliger und vernünftiger Instinkt leitete ihn doch, wenn er der göttlichen Leitung vertraute und die Dinge an sich herankommen ließ.

Letzthin las ich folgende Geschichte: Eine christliche Frau,

die aber an großer Schwermuth litt, sagte zu dem Prediger, der sie aufrichten wollte: „ich bin so gewiß verloren, wie jetzt dieses Glas in Scherben bricht.“ Indem sie das sagte, schmetterte sie ein leeres Wasserglas, das neben ihr auf dem Tische stand, auf den hölzernen Fußboden, und o Wunder! das Wasserglas blieb heil und zeigte nicht einmal einen Sprung. — Von da an konnte das arme Weib glauben, daß auch ihrer sich Gott erbarmen werde. — So weit die Geschichte. Ob sie wirklich geschehen, oder, wie so manche ähnliche, zur höheren Ehre Gottes erfunden worden ist, lasse ich dahingestellt. Aber wenn sie sich auch genau so ereignet hat, so wäre es doch frivol, wenn nun ein Anderer, darauf vertrauend, eine ähnliche Probe machen wollte. Solches Gebahren und Zeichenfordern ist nicht Glauben, sondern Gottversuchen. Weder wenn es sich um unserer Seelen Seligkeit handelt, noch wenn es gilt, in irgend einer andern großen oder kleinen Frage unseres Lebens den Willen Gottes zu erfahren, dürfen wir Kinder des neuen Bundes ein Wunder fordern. „Ich will dich mit meinen Augen leiten,“ sagt der Herr. Damit Er das aber kann, mußt du ihm nach den Augen sehen. Mit andern Worten: du mußt mit ihm wandeln, sein Wort fort und fort vor Augen haben, seinen Willen hoch halten über dem deinen und auf die zarten Antriebe und Mahnungen seines heiligen Geistes merken. So wirst du schon zur Klarheit kommen. Bis du dahin gekommen bist, sollst du warten und stille sein. Was er dir aber zu sagen hat, wird er dir durch deine Vernunft klar machen; denn es ist nicht christlich, auf den Gebrauch seiner Vernunft zu verzichten. Christlich ist es, seine Vernunft, statt durch die eigenen Gelüste und durch den Geist der Zeit und der Welt, von Gott her erleuchten zu lassen. — Das war das Geheimnis des Joseph. Und so traf er allewege das Rechte.

Wie bedenklich, ja, lieblos auch das neunjährige Schweigen gegenüber dem Hause des Vaters zu sein scheint, so giebt die fernere Geschichte ihm doch das glänzende Zeugnis, daß er, trotz aller seiner Kritiker, weise und gottgemäß gehandelt hat.

XVI.

Die Todten werden lebendig.

1. Mose 42.

1) Die Hungersnoth als göttlicher Herold.

Die Jahre der Üppigkeit, die Jahre des Jubelns, Singens und Trinkens sind im Nillande vorüber. Entsetzliche Dürre herrscht allenthalben. Der Staub und die Hitze sind noch unerträglicher, als sie sonst zu sein pflegen. Aber Mangel litten die Ägypter nicht. Alles Volk segnete den fremdländischen Großvezier, den die guten Götter zur rechten Stunde auf so wunderbare Weise dem König zur Seite gestellt haben. Joseph war einer der einflußreichsten und geehrtesten Männer der Erde geworden. Und je höher die Noth stieg, desto größer wurde sein Ansehen. Er erschien als „der Retter der Welt". Auch die Vornehmsten im Lande beugten das Knie vor ihm. Das war eine gefährliche Zeit für seinen inwendigen Menschen. David, Salomo, Hiskias sind betrübliche Zeugen davon, daß

„Nichts im Leben ist schwerer zu tragen,
Als eine Reihe von guten Tagen."

Vermuthlich weiß auch der Leser aus *seinem* Leben dafür nur zu schlagende Beweise zu bringen. Es scheint aber, daß Joseph in der Demuth und Einfalt geblieben ist.

Die Geschichte dieses Kapitels wird es uns zeigen. Zum Glück besaß er ja auch kein vollkommenes Glück. Das giebt es überhaupt nicht auf dieser Erde, und die sind Narren, die immer wieder darnach rennen und laufen. Wie kann eine unvollkommene Welt vollkommenes Glück verleihen? Und wenn sie es auch bieten könnte, — wie könnten wir vollkommen glücklich sein, so lange wir doch selbst unvollkommen in uns sind!

Was den Joseph betrifft, so läßt sich leicht begreifen, daß er nicht vollkommen glücklich war. Ich will dagegen nicht das anführen, daß er so viel zu arbeiten hatte, und daß eine so ungeheure Verantwortung auf ihm lastete. Gerade hierin lag eine unendliche Quelle seiner Freude; denn was kann einen edlen Menschen glücklicher machen, als daß er Andere glücklich macht? Aber wie schwer mag es ihm geworden sein, dem väterlichen Glauben treu zu bleiben und doch zugleich auch nicht ohne Noth gegen die ägyptischen Sitten zu verstoßen! Wie schwer war es für ihn, an dem ägyptischen Gottesdienste Theil zu nehmen, ohne seinen religiösen Überzeugungen untreu zu werden! Und nun vollends das Heimweh nach dem Vaterhaus, das angstvolle innere Fragen nach dem alten Vater: ob er noch lebt, wie es ihm geht, wie es innerlich mit den Brüdern steht, ob sie zur Erkenntnis ihrer Sünden gekommen sind, wann Jehova endlich den Schleier von seinen dunklen Führungen wegnehmen will? Ob es, wann es, wie es dazu kommt, daß er, der vom Hause Israels abgelöst ist, mit dem Stamm der Verheißung wieder vereinigt wird? — Alle diese Fragen haben sich für den Joseph in heißes Gebet verwandelt, und es mögen viele Thränen darüber geflossen sein.

Auch der alte Vater in der Ferne hat gewiß oft mit Gott gerungen um die Seelen seiner Söhne. Und er sollte

nicht vergeblich ringen. Freilich, als der Hunger sich bleischwer über die Gefilde Kanaans herniedersenkte, hat der Patriarch darin nur ein neues Unglück gesehen. Joseph dagegen ahnte wohl, daß gerade dieses „Unglück" zur Erhörung seiner Gebete dienen werde. So hat er denn als ein vernünftiger Mensch nicht nur auf Gott vertraut, sondern auch selbst mit klarer Überlegung die Maßregeln getroffen, welche nöthig waren, um seine Brüder mit ihm in Verbindung zu bringen. Er hat befohlen, daß alle Ausländer, die in Ägypten Brot kaufen wollten, in Person vor sein Angesicht gebracht würden.

In malerischer Weise wird uns vor Augen geführt, wie Jakob selbst es war, der seine Söhne zur Reise bewog. Als die Theurung zunahm, als schon alle Welt nach Ägypten zog, um Getreide zu kaufen, spricht Jakob zu seinen Söhnen: „was sehet ihr euch einander an? Siehe, ich höre, daß in Ägypten Getreide ist. Ziehet hinab, kaufet uns da, daß wir leben und nicht sterben." (Kap. 42, V. 1 u. 2.) Also die sonst so unternehmungslustige Jugend ist nicht darauf gekommen, den so natürlichen Weg zur Hilfe einzuschlagen. Rathlos schauen sie einander an und fragen: was ist zu machen? Das muß uns unverständlich bleiben, wenn wir nicht annehmen, daß Ägypten ihnen doch ein Grauen einflößte, seit sie ihren Bruder dahin verkauft hatten. Ihr Gewissen fängt an, sich zu regen. Das können sie natürlich dem Vater nicht sagen, und so folgen sie seinem Willen. Bald sehen wir sie mit ihren Eseln auf dem Boden des Nillandes, bald auf den Straßen von Memphis. Sie melden sich als Käufer und werden vor Joseph geführt.

Daß sie ihn nicht kennen, der sich im Laufe der Jahre erst zum Manne entwickelt hat, der glatt rasiert und geschoren, in fürstlicher Kleidung dasteht, der ägyptische

Sitten und Formen angenommen hat und die Sprache der Ägypter redet, — ist ganz natürlich. Und ebenso natürlich ist es, daß Joseph *sie* sofort erkennt. Ja, es waren noch die unheimlichen Zehn, die ihn verkauft hatten. Sie trugen noch dieselbe Tracht, wie vor vielen Jahren; sie redeten noch immer dieselbe Sprache! Wie wird es dem Joseph an's Herz gegriffen haben, als er die Angesichter der Brüder wiedersah und die heimathlichen Laute wieder hörte! Wie viel Fragen schwebten ihm auf den Lippen! Aber durch *eine* derselben hätte er sich schon verrathen. — Er dachte auch nicht daran, schnell eine rührende Scene herbeizuführen. Er dämpfte seine Gefühle und verbannte seine glühende Sehnsucht. Schweig stille, mein Herz, schweig stille! — Als ein Mensch, der einen heiligen Gott kennt, wußte er, daß den Brüdern nur geholfen war, wenn sie erst die Heiligkeit Gottes anbeteten und von dieser seiner Heiligkeit sich zermalmen ließen. Als der Vertreter Jehovas sieht er sich berufen, nicht nur zu *untersuchen*, ob die Brüder zur Sinnesänderung gekommen sind, sondern auch diese Sinnesänderung nach Kräften *herbeizuführen*. *Erbarmen ist eine große und herrliche Sache; aber es wirkt seelenverderblich und gewissenverderblich, wenn es an unrechter Stelle geübt wird.* Gott ist nicht so weichlich und barmherzig, daß er einem Herzen, welches sich nicht gedemüthigt hat, seine Gnade kund thut. Er ist nicht wie so mancher thörichte Vater, der die Buße als *selbstverständlich voraussetzt*, wenn er seinen Sohn in der Noth und im Elend sieht. Gott weiß, daß hier von Selbstverständlichkeit keine Rede sein kann, und daß das stolze Menschenkind entsetzlich schwer zur Selbstverdammung durchdringt.

2) „Er wird sitzen und schmelzen."

„Er ist wie das Feuer eines Goldschmieds und wie die Seife der Wäscher. Er wird sitzen und schmelzen und das Silber reinigen. Er wird die Kinder Levis reinigen und läutern wie Silber und Gold." So sagt der tiefsinnige Kenner des Menschenherzens und des Gottesherzens, der Prophet Maleachi. (Kap. 3, V. 2 und 3.) Was das heißt, das haben alle Gotteskinder von Noah an, der mitten in der schauerlichen Wasserwüste doch in einem Schmelzofen saß, bis auf den tiefgefallenen Petrus erfahren, dem Jesus unerbittlich dreimal die Frage in's Herz senkte: „hast du mich lieb?" Davon hatte auch Joseph in Sklaverei und Kerker genügende Erfahrung gemacht. So sah er sich jetzt als den Mann an, der in dem Namen des heiligen Gottes sitzen solle und schmelzen.

Während die Brüder ehrfurchtsvoll vor ihm auf den Boden sinken, kommen dem Joseph seine Träume in den Sinn. Die Herrlichkeit des göttlichen Regiments tritt vor seine Augen. Aber er stellt sich hart gegen sie und nennt sie Kundschafter, die nur ausspioniren wollen, wo man am bequemsten in's Land komme und wie es mit den Vertheidigungsmaßregeln aussehe. Dieser Vorwurf war sehr geschickt gewählt. Denn seit alten Tagen hatten die Ägypter durch die Einfälle asiatischer Stämme schwer zu leiden. Die Brüder weisen nun den Vorwurf in ebenso entschiedener als bescheidener Weise zurück. Sie geben, um sich zu rechtfertigen, die Familienverhältnisse an und zwar, nach ihrer Meinung, ganz der Wahrheit entsprechend. Bei dieser Gelegenheit erfährt nun Joseph, was ihn innerlich frohlocken macht, nämlich: „der jüngste unserer Brüder ist jetzt bei unserm Vater." Also der Vater lebt noch, desgleichen Benjamin, Josephs einziger Bruder in vollem

Sinne des Wortes. Wie mußte ihm aber das Herz pochen, als sie sagten: „der eine ist nicht mehr.“ (Vers 13 und 14.) Von ihm, der leibhaftig vor ihnen stand, sagten sie: er ist nicht mehr. Wer würde hier nicht erinnert an die köstliche Geschichte der Emmaus-Jünger, die auch dem Heiland, der neben ihnen hinschreitet, traurigen Herzens erzählen, daß man den, den sie für den Erlöser Israels hielten, erbarmungslos an's Kreuz geschlagen habe, und daß selbstverständlich die Botschaft von seiner Auferstehung nur ein thörichtes Weibergeschwätz sei. Und ob Jesus ihnen auch zeigt, daß nur die Trägheit ihres Glaubens sie zu dem Zweifel gebracht habe, können sie doch nicht zum Glauben durchdringen.

So haben auch hier die Brüder keine Ahnung, wer der ist, der mit ihnen redet. Und Joseph hat's auch gar nicht eilig, die Hüllen von ihren Augen zu nehmen. Scheinbar kalt und hart bleibt er dabei, daß sie Kundschafter seien. Sie sollen (das fordert er) Einen aus ihrer Mitte heimsenden, den jüngsten Bruder zu holen. Bis dahin sollen die Andern in Gefangenschaft bleiben, und bis dahin will er ihnen keinen Glauben schenken. Der jüngste Bruder soll als Beweis dafür gelten, daß sie ehrliche Leute sind. — „Beim Leben Pharaos!“ so schwört er, damit sie ihn für einen echten Ägypter halten, „beim Leben Pharaos! — Kundschafter seit ihr!“ (Vers 16.) — Das ist vorläufig sein letztes Wort. Trotz aller ihrer Betheuerungen und Thränen werden sie in's Gefängnis abgeführt. Da haben sie nun Zeit, über sich selbst nachzudenken.

Nach drei Tagen der Haft, die wie drei Ewigkeiten waren, werden sie wieder vor den allmächtigen Großvezier geführt. Milder ist heute sein Antlitz, da er, der große Gedankenleser, die tiefe Trauer in ihren Mienen erkennt. Milder klingen heute seine Worte: „thut dieses (was ich

gleich sagen werde), auf daß ihr lebet; denn ich fürchte Gott." Er hat seine strengen Maßregeln geändert. Nicht neun sollen bleiben und einer soll gehen, um den elften zu holen; sondern einer soll bleiben und neun sollen ziehen, um darauf mit Benjamin wiederzukommen. Aus dieser Milde sollen sie erkennen, daß er Gott fürchtet, und daß es ihm um ihr Leben und um das Wohlsein ihrer ganzen Familie in der Ferne zu thun ist.

Es ist ein köstlich Ding, wenn ein scheinbar harter Mann plötzlich verräth, daß er Gott fürchtet. Nicht zu fürchten braucht man den, der Gott fürchtet. Er wird seine Gewalt niemals mißbrauchen. Aber wie, wenn man nun selbst Gott nicht gefürchtet hat? Wie, wenn man wider Gott gehandelt und das zermalmende Bewußtsein hat, daß der Zorn Gottes auf einem lastet —? Ja, da ist denn auch das kein Trost, daß man es mit gottesfürchtigen Menschen zu thun hat. Und so ist es hier. Die Brüder wissen das auch. Und darum hören wir sie jetzt einen zum andern sagen: „Fürwahr, das haben wir an unserm Bruder verschuldet, da wir sahen die Angst seiner Seele, als er uns um Erbarmen bat und wir hörten nicht. Darum ist über uns gekommen diese Noth." (V. 21.)

O, welche Himmelsmusik war dies in den Ohren des Joseph, ja, auch in den Ohren Gottes und seiner Engel, die ihre Harfen rühren, wenn ein Sünder Buße thut. Das ist Frühlingsflüstern, welches uns zeigt, daß das Eis der Herzen im Schmelzen ist. Diese rohen und unwissenden Menschen haben vor Tausenden fein gebildeter Kinder unseres Geschlechts doch Eins voraus: sie glauben noch an Gott; sie glauben wirklich daran, daß er persönlich richtet und waltet über jeder einzelnen Person. Sie haben das wahrscheinlich nie theoretisch bezweifelt. Aber sie haben, ver-

zaubert in des Teufels Macht, bis dahin keinen Gebrauch von ihrem Wissen gemacht. Nun aber haben sie mit dem bösen Bann gebrochen. Die drei Tage im Kerker sind die beste Schule ihres Lebens gewesen, obgleich es die schwerste war. Da haben diese trotzigen Buben Höllenfahrt gehalten und nach langer, langer Zeit der Verstockung die Stimme des heiligen Gottes wieder zu Wort kommen lassen. Selige Tage, wo das geschieht! Selige Stunden! Und müßte sie Einer auch auf schmerzensreichem Krankenlager, oder im finsteren Kerker, ja, wie der Schächer, am blutigen Kreuze verleben, — dennoch selige Stunden; denn hier findet das Herz seinen ewigen Ursprung wieder.

Rein äußerlich betrachtet, könnte man ja sagen: was die Brüder jetzt leiden, das leiden sie ganz und gar unschuldig. Sie sind doch wirklich keine Kundschafter; sie können vor den Vater treten und ihm mit gutem Gewissen berichten, daß ihnen himmelschreiendes Unrecht geschehen sei, und daß der ägyptische Machthaber schändlicherweise ihren Bruder zurückbehalten habe. Sie können von dem Vater fordern, daß er ihnen den Benjamin übergebe, damit sie den gefangenen Simeon wieder auslösen und neue Speise empfangen.

Diese Rede ist ebenso richtig wie sie falsch ist. Sie ist richtig, was die äußere Seite der Sache betrifft. Sie ist falsch, grundfalsch, wenn es sich um das innere Leben handelt. „Ihr habt euern Bruder unschuldig leiden lassen. Nun müßt ihr selbst unschuldig leiden," — das ist göttliche Gerechtigkeit und Heimsuchung. Ihr habt seiner Zeit mit Wissen und Willen eurem Vater so unendlichen Kummer gemacht, nun müßt ihr ihm, ohne es zu wollen, neues Weh bereiten. Unbarmherzig seid ihr gewesen; unbarmherzig verfährt man jetzt mit euch. Das ist göttliche Gerechtigkeit. — — — Es ist ihnen wie ein Tod, daß sie den alten Vater so betrüben müssen. Aber es ist ein Zeichen des ent-

stehenden Lebens, daß ihnen dies wie ein Tod ist. Darüber läuten still und fern die Glocken des Himmels. — — „Joseph aber wandte sich von ihnen und weinte.“ Das äußere Abwenden ist ein inneres Zuwenden, und seine vielen Thränen sind eben so viele Dankespsalmen. Aber dennoch zeigte er nicht die weiche Seite. Er hält es für seinen Beruf, die Schmelzarbeit weiter fortzusetzen. Vor ihren Augen läßt er den Simeon binden und abführen. Warum nicht Ruben, den ältesten? Nun, er hat vorhin gehört, daß Ruben keinen Theil gehabt hat an jenem schmählichen Handel, und darum nimmt er den Bruder, welcher der zweitälteste war. Das mußte allen zu denken geben. Die göttliche Gerechtigkeit sollte ihnen in Joseph erscheinen.

Übrigens sorgte Joseph dafür, daß sie nicht nur das gekaufte Getreide bekommen, sondern auch Wegzehrung. Sie sollten auf der Reise nicht nöthig haben, den so hochnothwendigen Vorrath anzubrechen. Sie sollen aber auch unterwegs nicht in ihre Säcke schauen. Joseph hat nämlich noch eine neue Überraschung für sie bereitet. Heimlich hat er ihnen das ausgezahlte Geld zwischen ihr Getreide schieben lassen. Einer von den Brüdern, der, wir wissen nicht warum, unterwegs doch seinen Sack einmal öffnet, entdeckt das Geld. Als sie später zu Hause das Korn ausschütten, finden sie das übrige. Da aber befällt sie neues großes Entsetzen. „Warum hat uns Gott das gethan?“ so sagen sie zitternd einer zum andern. Sie fürchten, daß ihnen bei ihrer Wiederkehr nach Ägypten vorgeworfen würde, daß sie sich ohne Bezahlung aus dem Staube gemacht hätten und also Betrüger seien. Ja, ja, wer einen Bruder verschachert hat, sieht überall Geister, die ihn des Betruges anklagen. Nicht nur das, — sie sehen hier die Rache Gottes selbst: „Warum hat uns Gott das gethan!“ sagen sie. — Daß der Großvezier Befehl gegeben haben sollte, das Geld in ihre Säcke

zu schieben, kommt ihnen gar nicht in den Sinn. Nachdem das Gewissen einmal aufgewacht ist, spüren sie überall die richtende und rächende Hand des Heiligen in der Höhe. Und das kann auch nur die Absicht des Joseph bei diesen seltsamen Maßnahmen gewesen sein, daß sie sich von unsichtbaren heiligen Gewalten umwoben wissen sollten.

Die Heimreise der Brüder, welche nun bis auf neun zusammengeschmolzen sind, ist übrigens trotz des reichlichen Getreidevorraths ein Schmerzensweg gewesen. Wenn das Gewissen erst lebendig geworden ist, so läßt es nicht so bald nach in seiner Arbeit. Und dann wußten die Brüder ja auch, welch ein Weh den Vater ergreifen werde, wenn sie ohne Simeon, und nun vollends, wenn sie mit der Forderung kämen, daß er ihnen den Benjamin ausliefern solle.

In der That, der Auftritt, den es unter den Zelten zu Hebron giebt, ist herzergreifend. Nachdem die Neun ihre Erlebnisse ehrlich und schlicht erzählt haben, jammert und klagt der alte Mann: „Ihr beraubet mich meiner Kinder. Joseph ist nicht mehr vorhanden; Simeon ist nicht mehr vorhanden und Benjamin wollt ihr auch hinwegnehmen! Über mich kommt Alles!“ Es ist nicht nöthig, diese Worte auszulegen. Wer ein Herz hat, dem gehen sie zu Herzen, und den Söhnen haben sie das Herz zerschnitten. Wenn sie auch in Betreff des Simeon wirklich unschuldig waren, so treffen die alten Klagen um Joseph jetzt wie giftige Pfeile in ihr blutendes Gewissen. Ja, Gott sitzt und schmelzt und läutert die Söhne Israels. — Wer nicht zu kurzsichtig ist, der begreift die Nothwendigkeit dieser immer neuen Schmelzfeuer. Daß aber der alte Mann mit den Söhnen leiden muß, kann uns bitter leid thun. Aber es ist die göttliche Weltordnung, daß die Väter leiden müssen mit ihren leidenden

Kindern, ja, daß sie auch in gewisser Weise die Sünde und Schuld der Kinder tragen müssen, wie wiederum die Kinder tragen müssen der Eltern Schuld und Sünde. Es ist tausendmal so, wie es in unserer Geschichte ist. Es ist schwer, daß es so sein muß, — ja es ist sehr schwer. Man möchte manchmal darüber weinen, und man weint auch manchmal darüber. Das ist auch nicht schlimm; wenn nur Trotz, Verzagtheit und Murren aus den Thränen verbannt sind. Aber wir sollen nicht vergessen, daß der Gott, der allen Jammer stillt, hinter unseren Thränen steht.

Sei auch du nur stille, du armer alter Jakob. Schon leuchtet von ferne das Morgenroth eines wonnesamen Ostertages. Noch schaut dein thränenumflortes Auge nichts von diesem Leuchten. Aber es leuchtet darum doch schon. Und ferne in Memphis am Nilstrand, da liegt ein fürstlicher Mann in stiller Kammer auf seinen Knieen und schreit zu Gott, daß deine Anfechtung doch nicht sein möge über dein Vermögen. Und er wird auch erhört.

Ehe wir aber den Sonnenaufgang betrachten, müssen wir noch einen Augenblick bei dem Umstand verweilen, daß Gott länger als zwei Jahrzehnte über der Sünde der zehn Söhne geschwiegen und ihrer doch nicht vergessen hat. Desgleichen, daß die Brüder ebenso lange Zeit ihre Schuld in den Wind schlugen und nun doch merken müssen, daß sie in voller Gewalt *lebt*, so mächtig, ja viel mächtiger als am ersten Tage. Hier kann man lernen, daß es einen Gott giebt.

3) Wie werde ich Gottes gewiß?

Wie soll ich gewiß werden, daß es einen lebendigen Gott giebt? — Dieser Frage und ähnlichen Fragen begegnet man in unserer Fragezeichen-Zeit nur zu oft. Man stellt

jetzt auch das in Frage, was nie fraglich war, und meint wunders wie gescheit zu sein, wenn man Alles, was besteht, in lauter Fragezeichen und Gedankenstriche auflöst. Ob dies nun das Zeichen eines jugendlich werdenden oder eines altersschwachen Geschlechtes ist, wollen wir hier, der Liebe wegen, nicht weiter untersuchen. Das aber steht fest, daß nicht nur Kinder sondern auch Narren mehr fragen können, als alle Weisen zu beantworten vermögen.

Wie man deß gewiß wird, daß überwärts der Wolken ein lebendiger Gott waltet, — ist jedenfalls auch eine Frage, die schwer zu beantworten ist. Zwingende Beweisgründe giebt es dafür nicht, das sagen wir rund heraus und haben es schon öfters gesagt. Es giebt auch keine unanfechtbaren Beweisgründe, womit man das aufgeklärte und emancipirte Fräulein X. überzeugen kann, daß seine Mutter thatsächlich seine Mutter ist. Sie hält sich für ein untergeschobenes Kind. Alle Beweise, die man aus den Kirchenbüchern oder aus den Akten des Standesamtes nimmt, alle Zeugnisse der Personen, die seiner Zeit das neugeborene Kind gesehen haben, die auffallende Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter, die noch unerklärlichere Liebe, welche die Mutter nun durch 19 Jahre hindurch dem Mädchen erwiesen hat, — das alles sind keine durchschlagenden Beweise. Dies alles läßt sich anders erklären und wird auch thatsächlich anders erklärt, — bis Fräulein X. statt der kalten kritischen Vernunft den unmittelbaren Zug ihres Herzens sprechen läßt. Ist der aber erstorben, dann ist ihr überhaupt nicht zu helfen.

Es ist nicht anders mit der Menschenseele Gott gegenüber. Wenn ein Mensch Beweise für das Dasein Gottes verlangt, die mathematische Genauigkeit haben sollen, so wird er ewig unbefriedigt bleiben. Wenn ein Mensch den unmittelbaren Instinkt und Zug seines Herzens be-

lachen will, so kann er das thun. Und in der That werden dann alle Beweise keinen Eindruck auf ihn machen. Aber ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit, Schwalbe und Kranich wissen ihre Zeit, da sie wiederkehren sollen; deßgleichen ein Ochs kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; alle unvernünftigen Kreaturen werden durch ihren Instinkt sicher geleitet. Und der Mensch ist, Gott Lob, nicht schlimmer daran als sie. Auch er wird sicher geleitet, wenn er nur dem innersten Zuge seines Wesens, dem Triebe zu seinem Ursprung hin, folgt. Läßt er die heiligste Stimme seines Innern zu Worte kommen, so sieht er sich plötzlich überall von Beweisen für das Dasein Gottes umgeben und er findet ihn überall.

Es gab eine Zeit, da man das Dasein eines allmächtigen und allweisen Schöpfers in erster Linie aus der Natur darzuthun liebte. Dann kam eine Periode, wo die Theologie diesen Beweis gänzlich über Bord warf. Ich für meine Person glaube, daß ein kindliches Gemüth immer wieder und zwar oft in überwältigender Weise von dem Weben und Walten Gottes durchschauert wird, wenn es sich liebend der Natur hingiebt. Sagt doch selbst der freigeistige Diderot: „Der Flügel eines Schmetterlings und das Auge einer Mücke genügen, um alle Gottesleugner zu zermalmen.“ Und Mädler: „Ein echter Naturforscher kann kein Gottesleugner sein. Wer so tief, wie wir (Naturforscher), in Gottes Werkstatt hineinschaut und so viel Gelegenheit hat, seine Allwissenheit und ewige Ordnung zu bewundern, der muß in Demuth seine Kniee beugen vor dem Walten des heiligen Gottes.“ Hören wir noch das Zeugnis des berühmten Linné: „Den einen ewigen, unendlichen, allwissenden Gott habe ich aufmerksam lauschend einherschreiten sehen und bin von Staunen überwältigt

worden. Ich habe die Spuren seiner Schritte durch die geschaffene Welt erkannt und in ihnen allen, auch im kleinsten, eine Fülle von Kraft und Weisheit und unergründliche Vollkommenheit." *)

Wahrlich, man möchte den Gelehrten, die so sprechen, um den Hals fallen. Sie reden denen aus dem Herzen heraus, die mit kindlichem Sinne die Natur betrachtet haben. Auch wenn man ohne Fernrohr und Mikroskop und ohne wissenschaftliche Erkenntnis die Natur betrachtet, so hat man doch diesen unmittelbaren Eindruck. Aber dieser Eindruck verstärkt sich nur, wenn man tiefer eindringt. Da wird es Einem völlig unverständlich, wie ein denkender Mensch sich nicht gezwungen sieht, einen persönlichen, planmäßig ordnenden Geist hinter den Dingen anzunehmen, — unverständlich, wie man glauben kann, daß Alles durch Zufall so geworden ist, was geworden ist. — Ich will hier nur auf ein einziges Gesetz aufmerksam machen, das Jeder beobachten kann und gewiß auch schon beobachtet hat, aber vielleicht ohne etwas dabei zu denken. Die Kälte zieht bekanntlich das Wasser zusammen, und so ist das an der Oberfläche abgekühlte Wasser schwerer und sinkt unter. Es nimmt den für die Erhaltung der Wasserthiere unumgänglich nothwendigen Sauerstoff mit in die Tiefe. Wäre dies Gesetz aber ausnahmslos, so würde bei starkem Frost das Wasser in Gestalt von Eis in die Tiefe sinken; jede kalte Nacht würde die untere Eismasse vermehren, und nach längerem Frost würde auch der tiefste See in einen einzigen Eisklumpen verwandelt sein, — in einen Eisklumpen, der nie wieder ganz aufthauen könnte. Alles Leben im

*) Diese Citate sind einer sehr empfehlenswerthen Broschüre entnommen, die den Titel hat: „Läßt sich das Dasein Gottes aus der Natur beweisen?" Verfasser ist Pastor J. Lenz in Reval.
Der Verf.

Wasser würde dann erstarren, und ertödtende Kälte würde von dieser riesigen Eismasse auch auf die ganze Umgebung ausgehen. — Damit das nun nicht geschehe, hat der allweise Schöpfer hier eine Ausnahme gesetzt. Man sollte ja denken, wenn kühle Luft schon das Wasser zusammenzieht, so müßte kalte Luft das noch viel mehr thun. Das Gegentheil ist der Fall. Sobald es friert, tritt das gegentheilige Gesetz ein; starke Kälte zieht das Wasser nicht zusammen, sondern dehnt es aus. So entsteht nun gleich beim ersten Frost über der Wassermasse eine schützende Eisdecke, die von der Sonne leicht wieder gelöst werden kann, und unter dieser Decke, welche der kalten Luft den Zutritt verwehrt, bleibt das Wasser in einer mäßigen Temperatur, so daß die Thierwelt, die darin ist, nicht erfriert.

Ist das nicht ein staunenswerther Beweis dafür, daß ein ordnender, denkender Geist die Welt geschaffen hat? Und es wäre leicht, tausende solcher Beweise zu liefern. — Daß es trotzdem viele Naturforscher giebt, die solchen Beweis nicht gelten lassen, wollen wir nicht verschweigen. Aber wenn sie auch alle miteinander die Weisheit des persönlichen Schöpfers preisen würden, so wie Mädler und Linné es thaten, so wäre damit doch weder bewiesen, daß es einen heiligen, noch daß es einen barmherzigen Gott giebt. Es wäre damit noch nicht bewiesen, daß Gott in einem besonderen Verhältnis zu den Menschen steht, daß er in Gnade und Gericht über ihnen waltet. Und gerade hierauf kommt für uns doch Alles an. Den Beweis dafür müssen wir in der Menschenbrust und in der menschlichen Erfahrung selbst suchen. Und in der That, da finden wir ihn auch. Wir machen bei dieser Gelegenheit nur auf einen Punkt aufmerksam, nämlich auf

4) die Unsterblichkeit der Sünde.

„Das Gewissen und die Reue habe ich, so gut es ging, nicht bei mir aufkommen lassen. Ganz lassen sie sich nicht verdrängen; immer wieder zischeln ihre Schlangenzungen. Nur gewaltige Helden und Geistesgrößen können sie, wohl auch nicht immer ganz und gar, unterdrücken. Lästige, unbequeme Thiere sind die Reue und das Gewissen; zu den tausend Qualen unserer Seele nicht die schlechtesten Peiniger." Wörtlich so, buchstäblich so, schreibt der „geistreiche" Herr v. Liliencron in seinem „Mäcen". Nun, der Mann ist doch jedenfalls ehrlich und dafür danke ich ihm. In erschütternder Weise zeigt er, wie das ganze Leben des Menschen, der sich von Gott abgewandt hat, ein fruchtloser Kampf mit den „Thieren" ist, die Reue und Gewissen heißen. Seht da das charakteristische Bekenntnis eines ehrlichen Weltmannes, ja, eines Naturalisten!

Das Gewissen ist also nicht ein Theil von dem Ich darüber wir gebieten. Wenn das Gewissen in der Gewalt des Menschen wäre, so müßte er Macht haben, es zum Schweigen zu bringen. Der Mensch hat Macht, seine Augen auszureißen, ja, seinen Verstand zu verderben, ja, sein ganzes Leben zu vernichten. Er hat Macht, eine Leidenschaft in sich zu ertödten und eine andere an ihre Stelle zu setzen. Worüber er aber keine Macht hat, das ist das Gewissen. O, wie gern gäbe Einer all sein Hab und Gut darum, wenn er es stille machen könnte; aber er kann es nicht! — Zwar gelingt es zuweilen, dasselbe zu chloroformiren; und das Studium zahlloser Menschen aller Völker war je und je darauf gerichtet, das nöthige Chloroform zu finden, damit das Gewissen schweige und man das Leben wieder ungenirt genießen könne. Im tollen Getreibe der Weltlust oder in scharfer Kasteiung und Selbstmarter,

im bunten Gewühl aufreibender Arbeit, oder in aufopfernder Thätigkeit für Andere suchte man der innerlich verklagenden Stimme los zu werden. Es gelang vielleicht für eine gewisse Zeit, vielleicht für eine lange Zeit. So meinte man denn des bösen Alps glücklich Herr geworden zu sein. Da auf einmal, plötzlich, unvermuthet, erhebt sich das Gewissen wieder und steht vor dir wie ein schauriges Gespenst. Und ob du dir alle Gründe des wissenschaftlichen Naturalismus vor Augen führst und dir „in unwiderleglicher Weise" klar machst, daß Sünde und Schuld ja doch nur Ammenmärlein und wesenloser Spuk seien, daß auch jeder Mensch so sein und so handeln müsse, wie er ist und wie er handelt, — daß es selbstverständlich keinen richtenden, Rechenschaft fordernden Gott geben könne, — trotzdem und alledem; es ist da als eine furchtbare Wirklichkeit!

Und du, lieber Leser, der du vielleicht heute noch darüber lächelst, — triumphire nicht zu früh! Dein Chloroform wird auf die Dauer nicht Stand halten. Du wirst erwachen und dein Gewissen wird erwachen. Und selbst wenn es in der Todesstunde noch nicht geschähe, und selbst wenn du in der Todesstunde noch lächeln könntest über das Märchen von Himmel und Hölle, — triumphire nicht zu früh! Gottes Wege sind lang. Er wird deine Sünde wohl heimsuchen, wenn seine Zeit kommt, heimzusuchen. Und die Ewigkeit ist erst recht seine Zeit.

In der Regel aber braucht es gar nicht so lange. Wer das Leben um uns her mit offenen Augen beobachtet, macht auf Schritt und Tritt die Erfahrung, daß die Sünde ein unsterblich Ding ist, weil ein richtender Gott über der Sünde waltet. Und wir, wir machen die Erfahrung bei uns selbst und zwar nicht nur in Betreff der sogenannten groben Sünden. O nein! Du hast eine

kleine Lieblosigkeit begangen, hast ein hartes oder unreines Wort geredet; der Geist Gottes mahnt dich zur Buße und daß du nach bester Kraft wieder gut machen sollst, was du übel gemacht. Du aber wehrest dich und überhörst seine sanfte Stimme. Und wirklich, du wirst still darüber; du kannst der Sache vergessen, lange, lange Zeit kannst du es vergessen. Die Sache ist todt; so scheint's. Aber siehe, auf einmal, mitten in der Nacht vielleicht, tritt sie vor dich hin in erschreckender Gestalt, und aus deiner geängsteten Seele tönt es heraus: „Wo soll ich hinfliehen?"

Die Geschichte der Brüder Josephs ist auch ein Beweis dafür, daß die Sünde unsterblich ist. 22 Jahre sind vergangen, seit sie den Joseph verkauft haben. 22 Jahre, das ist eine lange Zeit. Was gewinnt, was verliert man da nicht alles? Was ändert sich da nicht alles? Was zuckt nicht alles in so einer Zeit durch das menschliche Herz? Was hatten auch die Brüder, trotz ihres einförmigen Nomadenlebens, nicht alles erlebt innerhalb dieser Zeit? Tanzmusiken, Leichenfeiern, Familienfeste, Überfälle der benachbarten Nomaden, Familiengezänke, Erdbeben, Kinderkrankheiten, kleine Kriege mit den Kananitern, Mißernten, Viehseuchen u. s. w. Die Atome ihres gesammten leiblichen Organismus hatten bereits dreimal gewechselt. Aber das Gewissen war nicht erstorben.

Wir wissen nicht, daß es sie bis dahin gequält hat. Auch Gott im Himmel hat sich nicht geregt. Und siehe! jetzt, da sie vor dem vermeintlichen ägyptischen Großvezier stehen, jetzt, da sie selbst unschuldig leiden, wacht ihre Sünde auf mit elementarer Gewalt. Das Schuldgefühl packt sie wie mit eisernen Krallen.

Letzthin stand ich am Sterbebette eines alten Mannes; es war ein „Ehrenmann"; aber sein Sterben war schrecklich. Als ich ihn Auge in Auge befragte, was der Grund

seiner großen Unruhe sei, bekannte er unter Thränen, daß er vor 60 Jahren (schreibe und sage sechzig Jahren!) ein junges Mädchen unglücklich gemacht habe. Er habe sich darüber leicht beruhigt, da das ja etwas Alltägliches sei. Er habe lebenslang Liebe und Vertrauen seiner Mitbürger genossen, und jetzt, da er sterben wolle, sehe er dieses Mädchen wie eine verklagende Gestalt am Throne Gottes stehen. — — Es sind schon Jahre vergangen, da bekam ich einen Brief aus einem Spital im fernen Orient. Er war mit zitternder Hand geschrieben. Der Schreiber sagte mir, daß er vor Jahrzehnten in Bremen gewohnt habe. Er hätte damals einen Diener des Diebstahls beschuldigt und fortgeschickt. Der bis dahin grundehrliche Mann sei unter vielen Thränen und Betheuerungen seiner Unschuld aus dem Hause geschieden. Bald nachher sei denn auch die Grundlosigkeit des Verdachtes an den Tag gekommen. Aber er, der Schreiber, hätte es nicht für der Mühe werth gehalten, den Aufenthalt des Dieners auszuforschen und ihm Abbitte zu thun. Er hätte über all seinen wichtigen Weltgeschäften diese Kleinigkeit denn auch bald vergessen. Aber jetzt sei plötzlich, er wisse nicht wie, die alte Sünde lebendig geworden; sie quäle ihn Tag und Nacht, und er könne nicht sterben, bis dem Manne Gerechtigkeit widerfahren sei. — In diesem Falle lief, nebenbei gesagt, die Sache gut ab. Der einstmalige Diener lebte noch, war aufzufinden, vergab seinem Herrn mit Freuden, und da er in sehr schwerer äußerer Lage war, pries er die ganze Führung als ein Meisterstück der göttlichen Weisheit; denn sein früherer Herr machte sich ein Vergnügen daraus, ihm aus der äußeren Noth zu helfen.

Ja, Jahrzehnte lang kann das Gewissen schweigen. Jahrzehnte lang kann Gott schweigen. Aber wehe dem, der sich einbildet, daß die Sache damit aus der Welt ge-

schafft sei. Wir können nichts aus der Welt schaffen, was einmal darinnen ist. Gott selbst hat schon vor Jahrtausenden gemahnt, daß sich das Menschenkind hüten solle, aus seiner augenblicklichen Unthätigkeit voreilige Schlüsse zu ziehen. Wie heißt es doch Psalm 50, V. 19—21: „Dein Maul läßest du Böses reden und deine Zunge treibt Falschheit. Du sitzest und redest wider deinen Bruder; deiner Mutter Sohn verleumdest du. Das thust du und ich schweige. Da meinest du (auf Grund meines Schweigens), ich werde sein gleich wie du (und so wie du nichts aus der Sünde machen). Aber ich will dich strafen und dir's unter die Augen stellen." Wie heißt es doch Psalm 139: „Nähme ich Flügel der Morgenröthe und flöge an's äußerste Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich fassen." Das sind allerdings alte Worte. Aber sie beweisen ihre Wahrheit auch heute noch genau so, wie in den verflossenen Jahrtausenden, da man sie zum ersten Mal gehört hat. Und sie beweisen sie genau so in den Urwäldern Amerikas, wie auf den Boulevards von Paris. Und ehe sie so, wie sie jetzt vorliegen, in Worten ausgesprochen waren, standen sie schon in den Gewissen der Menschen mit Flammenschrift. Eva, die erste Sünderin, Kain, der erste Mörder, konnten davon erzählen und haben auch davon erzählt.

Die Sünde, d. h. der Frevel gegen Gott, ist ein unsterbliches Ding, weil der heilige und gerechte Gott selbst unsterblich ist. „Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Was der Mensch säet, das wird er ernten." Gott vergißt nichts; wenn du auch vergessen könntest. Das gilt auch von dem Leben ganzer Nationen. Durch Jahrhunderte hindurch hatte die Bourbonische Dynastie in Verbindung mit einem stolzen Adel und einer verderbten Geistlichkeit das französische Volk gequält. Es ging lange, bis der

Tag der Heimsuchung kam. Aber er kam, und er kam als ein Tag voll Grauen. Er währet gewissermaßen bis heute noch. Ja, wo ist das Banner mit den drei Lilien geblieben? — In Spanien hat man die Kinder Gottes durch Jahrhunderte hindurch gemartert und zertreten. Dafür mußte das weltbeherrschende Volk der Spanier in das Thal der Armuth und Demüthigung hinuntersteigen. Das Reich, in dem die Sonne nicht unterging, ist jetzt ein Reich ohne Gewalt. —

Ja, es giebt eine sittliche Weltordnung, wenn sie auch oft von Wolken bedeckt erscheint. Eine sittliche Weltordnung wäre aber ein undenkbares und lächerliches Ding ohne einen heiligen und richtenden Gott. Die Unsterblichkeit der Sünde wäre ein Unding ohne den Unsterblichen und Heiligen in der Höhe. O du, der du bis dahin Sünde auf Sünde gehäuft und des ewigen Gerichtes gespottet hast, — besinne dich; glaube nur, unsterblich ist deine Sünde! Sie wird eines Tages aufwachen und dich wie ein Löwe überfallen. Suche, so lange du auf dem Wege bist, das Einzige, was dich vor dem lebendigen Gott retten kann! Was ist das? Das ist der Quell der Vergebung und Erneuerung, den derselbe Gott in Jesu Christo hat sprudeln lassen für alle bußfertigen und wahrhaftigen Herzen. O Haupt voll Blut und Wunden —!

XVII.

Durch Nacht zum Licht.

1. Mose Kap. 43—45.*)

1) „Hier eine Tiefe und da eine Tiefe

brausen, alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich," so klagte ein alter Leidensträger. Und viele der Leser wissen, was das sagen will. Aber sie wissen hoffentlich auch, daß ein Kind des Glaubens in den göttlichen Tiefen nicht zerrieben sondern gereinigt wird. Und nur auf diesem Wege ist, weil wir sind wie wir sind, die Rettung möglich. Es ist traurig, daß das so ist, aber es ist nicht zu ändern. O, wie muß die ewige Liebe, die doch nur auf unsere Seligkeit zielt, so oft in ein Meer von Schmerzen führen, bis sie uns beglücken kann! Dies Beglücken kommt aus der Liebe; das Meer der Schmerzen

*) Wir betrachten also hier gleich den ganzen großen Abschnitt, weil er unlöslich zusammengehört. Auch bemerke ich, daß es uns in erster Linie um die Geschichte Josephs zu thun ist, nicht aber um eine Auslegung aller Einzelheiten der Kapitel, in denen das Leben dieses Gottesmenschen beschrieben wird. Wegen des diesem Büchlein zugewiesenen Raumes wird jedenfalls von jetzt an das, was nicht direkt der Geschichte Josephs angehört, nur kurz besprochen werden. Der Verf.

aber kommt aus der Sünde; aus unserer Sünde und auch aus der Sünde unserer Mitmenschen.

„Im Himmel," so hat ein tiefsinniger Mann gesagt, „im Himmel ist das Evangelium ohne Leiden; in der Hölle ist das Leiden ohne Evangelium; auf der Erde aber ist Leiden und Evangelium unzertrennlich verbunden." Laßt uns im Voraus freuen auf die Zeit, wo wir des Evangeliums, des göttlichen Heils und der göttlichen Herrlichkeit genießen werden ohne eine Erinnerung an Sünde und ohne einen Schatten von Schmerzen. Vorläufig müssen wir uns gefallen lassen, daß auch in den Wegen, die zu der göttlichen Lebensquelle führen, noch viele heiße Thränen fließen. Viele heiße Thränen mußten auch noch fließen aus den Augen des alten Israel und aus den Augen seiner Söhne, ehe die Sonne der Freude ihnen aufleuchtete.

Als der Getreidevorrath in der großen Haushaltung Israels nahezu aufgezehrt war, als man schon angefangen hatte, immer kleinere Portionen auszutheilen, mahnt Jakob seine Söhne, nochmals den Weg nach Ägypten zu machen. (Kap. 43, V. 1—5.) Diese aber erklären rund heraus, daß sie ohne den Benjamin nicht wieder vor die Augen des ägyptischen Machthabers treten dürften. Der alte Mann macht nun, von Angst und Schmerz überwältigt, seinen Söhnen ungerechte Vorwürfe darüber, daß sie dem fremden Herrn ihre Familienverhältnisse enthüllt hätten; Vorwürfe, die leicht entkräftet werden konnten. Die Söhne thun das aber nicht in unmuthiger Weise. O nein, es brennt dabei in ihrem Gewissen. Haben sie auch *diese* Vorwürfe, die sie empfangen, nicht verdient, so hatten sie doch viel schwerere verdient, die sie nicht empfangen. Sie müssen sich sagen, und sie sagen sich auch, daß Jakob nur zu viel Ursache hat, ihnen den zweiten Sohn der Rahel nicht anzuvertrauen. Sie wissen, wie sie mit dem ersten umgegangen sind, wenn

Jakob es auch nicht weiß. Daher murren sie hier wider sich selbst und nicht wider den Vater, der ihnen an und für sich Unrecht thut. Haben sie in Ägypten gegenüber den ungerechten Vorwürfen des Großveziers dennoch sagen müssen: „das haben wir an unserm Bruder verschuldet," so spricht jetzt ihr Gewissen: „das habt ihr an eurem Vater verschuldet." Die Ungerechtigkeit, die dem Bußfertigen widerfährt, mahnt ihn an die Ungerechtigkeit, die er selbst begangen hat, und darum bleibt er milde und still.

Aus der Reihe der Brüder erhebt sich jetzt Juda. Er war nicht der Erste, der dem Jakob betheuerte, daß er für die Sicherheit des Benjamin einstehen werde. Ruben, der Erstgeborne, hatte das auch schon gethan. Aber sein Vorschlag, Jakob möge seine beiden Söhne tödten, wenn er den Benjamin nicht wiederbringe (Kap. 42, V. 37 u. 38), war so roh, daß der Patriarch gar nicht einmal darauf antwortete. Anders ist es mit Juda. Er stellt sich selbst als Bürgen; er will sein Lebenlang dastehen als Einer, der gegen seinen Vater gefrevelt hat, wenn er den Benjamin nicht heimbringt. (Kap. 43, V. 8—10.) Aus diesen Worten spricht ein heiliger Ernst, ein großartiger Opfermuth, ein hohes, edles Gefühl der Verantwortung, und die folgende Geschichte wird uns offenbaren, daß der ganze Mann, ja, ein betender Mann, hinter den Worten stand.

So bewilligt denn endlich Israel leidvollen Herzens, daß Benjamin mitziehen soll. Er unterläßt aber dabei nicht, die äußersten Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Er ordnet an, daß man von den edelsten Gewürzen, die das Land hervorbringt, mitnehmen solle. Diese Gewürze werden „das Besungene" oder „das Lied des Landes" genannt. Wir würden sagen: „die Poesie des Landes". Es sind die Dinge, die nicht zur prosaischen Nothwendigkeit,

sondern zum Schmuck und Luxus des Lebens gehören. Jakob hatte seiner Zeit bei Esau erfahren, wie auf weltliche Menschen die Darbringung von Geschenken einen tiefen Eindruck macht. Er stellte sich ja auch den ägyptischen Machthaber nur als einen grausamen Tyrannen vor, als einen Weltmann von der schlimmsten Sorte. Wir unsererseits müssen lächeln, daß er solche Mittel für nöthig hält. — Das Geld ferner, welches die Söhne in ihren Säcken gefunden haben, sollen sie, sammt neuem Gelde, auch mitnehmen. Und den Benjamin! Ja, das ist der schwerste Punkt. Was ist alles Gut der Welt gegen ein geliebtes Kind? Aber es muß sein. Es ist ein Ton der Verzweiflung, wenn Jakob spricht: „Ich aber, — bin ich denn kinderlos, so bin ich kinderlos! Aber der allmächtige Gott gebe euch Barmherzigkeit vor dem Angesichte des Mannes." Wir fühlen, wie das aus der Tiefe quillt. (Kap. 43, V. 11—15.) Wir sehen, wie die Thränen dabei aus den alten Augen herabtropfen; wir sehen den herzzerreißenden Abschied von dem Liebling. Wir sehen den alten Mann auf einem Hügel stehen und der dahinfahrenden Karawane nachschauen, bis es ihm vor den Augen schwimmt. Wir hören ihn nur immer wieder mit bebender Stimme zum Himmel hinaufschreien: „o, du allmächtiger Gott, du Gott Abrahams, du mein Gott, gieb ihnen Barmherzigkeit vor dem Angesicht des furchtbaren Mannes." Alsdann geht er in sein Zelt und schwemmt sein Bette mit Thränen.

Ja, es ist sehr finster um ihn her. Und doch singt schon die himmlische Nachtigall ihr süßes Lied; noch klingt es in der Ferne, aber sie kommt näher und näher. Horch nur, alter Israel!

Während der Patriarch nun in quälender Einsamkeit in seinem Zelte weilt, sehen sich die Söhne in

2) eine Welt von Geheimnissen

hineinversetzt. Sobald sie ankommen, werden sie vor Joseph gebracht, der nun zuerst das Angesicht seines einzigen leiblichen Bruders schaut, den er vor 22 Jahren als ein Wiegenkind verlassen hat. Er giebt seinem Haushofmeister Befehl, ein großes Mahl zu rüsten und die Fremdlinge in sein Haus zu führen. Unter andern Umständen hätten sie das gewiß für eine hohe Ehre gehalten. Jetzt aber, geängstigt und eingeschüchtert wie sie sind, theils durch das böse Gewissen, theils durch das früher Erlebte, sehen sie in Allem nur eine ägyptische Intrigue, eine Falle. Sie fürchten nicht mehr und nicht weniger, als daß man sie innerhalb des Hauses ihrer Freiheit berauben und zu Sklaven machen werde. Voller Angst reden sie unter der Thür mit dem Haushofmeister und betheuern ihm, daß sie das Geld unerklärlicher Weise in ihren Säcken gefunden, und daß sie als ehrliche Leute es wieder mitgebracht hätten sammt neuem Gelde für neues Getreide.

Der Haushofmeister aber ist von Joseph so weit es nöthig war eingeweiht und spielt seine Rolle meisterhaft. Freilich geht es dabei nicht ohne Unwahrheit ab, wie denn auch Joseph seinen Plan nicht durchführen kann ohne unwahr zu sein. Wir räumen ein, daß ein Jünger Jesu Christi nicht so reden und nicht so handeln könnte, wie Joseph es that. Aber wir finden überall, daß die Vertreter des Alten Bundes in Betreff der Wahrhaftigkeit noch ein weniger geschärftes Gewissen haben. Wir erinnern nur an das Verhalten Abrahams in Ägypten, an das Benehmen Davids im Philisterlande u. s. w.

Also der Haushofmeister versichert den Fremdlingen, daß ihr Geld nach seinem vollen „Gewichte“ (es waren nämlich ungeprägte Metallstücke, die gewogen wurden) in

seine Kasse geflossen sei: „Euer Gott und eures Vaters Gott hat euch gegeben einen geheimen Schatz in euren Säcken.“ Staunend hören es die Söhne, überall sehen sie unsichtbare Hände walten, und gerade dies, daß sie das Walten des unsichtbaren Gottes spüren sollen, ist die Absicht Josephs.

Muthiger schon treten sie in das herrliche Gebäude, wo Joseph residirt. Zwar hatten die vornehmen Ägypter und selbst die Könige Wohnhäuser, die im Verhältnis zu den Tempeln und Grabstätten einfach waren; denn, so meinten sie, das irdische Leben sei so kurz; dafür dürfe man nicht so viel aufwenden. Aber im Verhältnis zu den einfachen Zelten Kanaans war das Haus Josephs doch gewiß staunenswerth und herrlich. Und hier werden sie wie edle Gäste empfangen. Ihre Füße werden gewaschen, ihre Thiere werden versorgt. Und nun, ■ Freude! wird Simeon, der für sie alle gelitten hat, zu ihnen geführt. Welch eine ergreifende Begrüßung wird das gewesen sein! Sie aber legen die Geschenke zurecht. (Kap. 43, V. 16—25.) Um Mittag kommt dann der allmächtige Mann und sie übergeben ihm unter tiefen Verbeugungen, was sie mitgebracht haben. Es wird ihm wohl köstlich gewesen sein; denn es trug den Duft der heimatlichen Erde. — Voll Holdseligkeit fragt er sie nach ihrem Befinden. Dann kommt die große Frage: „Lebt euer Vater noch, der Alte, von dem ihr mir sagtet, und geht es ihm wohl?“ Erst als er hierauf befriedigende Antwort erhalten hat, wagt er es, seine Augen auf Benjamin, den Sohn seiner Mutter, zu richten. Das Herz wallet ihm in der Brust als er fragt, ob das ihr jüngster Bruder sei. Und ohne die Antwort abzuwarten, spricht er: „Gott sei dir gnädig, mein Sohn!“

Aber nun hält er es nicht länger aus. Er muß in seine Kammer gehen und sich ausweinen. Ja, das ver-

stehen wir. Wer seine Seele lebhaft in die Geschichte hineinversenkt, der wird leicht dazu kommen, daß er auch heute noch mitweint.

Nachdem Joseph sein Angesicht gewaschen hat, kommt er wieder und nimmt alle seine Kraft zusammen, um sich nicht zu verrathen. Er befiehlt, das Essen aufzutragen. Er, als vornehmes Mitglied der Priesterkaste, hat einen getrennten Tisch. Er darf nicht mit den gewöhnlichen Ägyptern, noch weniger mit den unreinen Barbaren essen. Dasselbe dürfen aber auch die Ägypter nicht, die an dem Mahl theilnehmen. Auch sie haben ihre besondere Tafel. An einem dritten Tische endlich sitzen die elf Brüder. Aber welches Staunen erfaßt sie, als sie genau nach ihrem Alter gruppirt werden! Diese Kenntnis ihres Alters konnte der Ägypter nur durch göttliche Inspiration empfangen haben. Der Unterschied der Jahre war zum Theil so gering, daß man ihn bei so bejahrten Männern unmöglich aus den Gesichtszügen oder aus der Haltung des Körpers entnehmen konnte. Also eitel Wunder und Geheimnisse! Und nun die Freundlichkeit des Joseph, der ihnen von seinem Tisch Ehrengerichte sandte! Wie ließ sich das reimen mit seiner früheren Strenge? Vollends auffallend aber war, daß er dem Benjamin fünffache Ehrengerichte sandte. Was konnte diesen ägyptischen Großherrn denn so für den Benjamin begeistern? Wir verstehen schon, daß Joseph sie beobachten wollte, ob sie auch auf den bevorzugten Benjamin neidisch würden, wie einst gegen ihn des bunten Rockes wegen.

Aber wie geheimnisvoll auch Alles war, — so war es doch sehr anmuthig. Sie wurden allmählich frei von aller Furcht. Der kräftige ägyptische Wein that auch seine Wirkung. Die Hebräer wurden heiter und gesprächig. Nach dem alten Satz, daß in dem Wein die Wahrheit ist,

d. h., daß man, angeheitert vom Wein, den Grund seiner Seele unbesorgt herauskehrt, werden sie in ihrer Sprache auch wohl ihre Empfindungen über die Bevorzugung des Benjamin ausgesprochen haben. Sie ahnten nicht, daß sie einen Lauscher hatten; es scheint übrigens, daß diese erste Probe gut ausgefallen ist. (Kap. 43, V. 26—34.)

Aber die gegenwärtige Prüfung war nur das Vorspiel einer viel ernsteren. Am andern Tage, als der Morgen aufleuchtet, werden die Fremdlinge entlassen. Ihre Esel sind durch die Dienstleute Josephs gesattelt und beladen, und wieder ist das Geld zwischen das Getreide geschoben. Aber nicht nur das. Auf ausdrücklichen Befehl hat der Haushofmeister den silbernen Becher des Joseph heimlich in den Sack des Benjamin gethan. Kaum sind sie, in der heitersten Stimmung von der Welt, fortgezogen, so muß der Beamte selbst den Brüdern nachjagen. Und Joseph hat ihm genau vorgeschrieben, wie er jetzt handeln soll. Er soll die Brüder anfahren: „warum habt ihr Gutes mit Bösem vergolten! Ist es nicht um das Stück, woraus mein Herr trinkt und woraus er zu wahrsagen pflegt?*) Ihr

*) „In Ägypten, dem Lande der Orakel, war auch die Hydromantie üblich, d. h. das Wahrsagen aus den Erscheinungen, welche der flüssige Inhalt einer Schüssel oder eines andern Geräthes, sei es für sich allein, oder sei es, wenn man etwas hineinwirft, darbietet. Diese Art Orakelsuchen kommt noch heute vor. Die Zeichen dieser Wahrsagerei waren entweder die verschiedenen Brechungen der Lichtstrahlen in der Flüssigkeit, oder die Bildung von Figuren, Bläschen u. s. w., wenn man etwas hineingeworfen hatte. Nach Bunsen war aber die Hauptsache das Fixiren, das starre Anschauen eines besonderen Punktes in dem Becher, welches den Zweck hatte, den Hineinsehenden in einen traumartigen, hellseherischen Zustand zu versetzen (also ähnlich wie bei dem magnetischen Schlafe).“ (Nach Lange.) — Daß Joseph wirklich gleich den Ägyptern aus dem Becher geweissagt habe, ist nicht

habt übel gethan, was ihr gethan habt.“ Und genau so redet denn auch der verständnisvolle Diener in künstlich hartem Tone. (Kap. 44, V. 1—6.)

Voller Entsetzen hören die Söhne Jakobs diese Rede. In heiliger Entrüstung weisen sie den Vorwurf, daß sie Diebe seien, zurück. Und so fest sind sie von ihrer aller Unschuld überzeugt, daß sie sagen: „bei welchem der Becher gefunden wird, der soll sterben, und wir alle wollen dann Sklaven unseres Herrn sein.“ (Kap. 44, V. 7—9.) Der kluge Haushalter aber meint, so scharf wolle er es nicht nehmen; nur der, bei dem sich der Becher finde, solle der Sklaverei anheimfallen. Und nun beginnt er die Untersuchung, wozu sich alle drängen. Um ganz unbefangen zu erscheinen, fängt er mit dem ältesten an, fährt fort mit dem zweiten u. s. w. Jeder neue Sack schafft einen neuen Triumph für die Brüder. Schon erhellen sich ihre Mienen, da — — — o Entsetzen! im letzten Sack, in Benjamins Sack, findet sich der verhängnisvolle Becher! (V. 10—12.)

Ein kritischer Augenblick war gekommen. Wenn in den zehn ältesten Söhnen noch der alte Geist lebte, dann konnten sie jetzt ruhig ihre Straße ziehen und den jüngsten seinem Schicksal überlassen. War er schuldig, oder hatte ihm ein Dämon den Becher in den Sack gespielt, — sie jedenfalls waren unschuldig, wurden auch von Niemand verklagt. Aber da ist auch nicht Einer, der daran denkt, weiter zu ziehen. Da ist auch nicht Einer, der nicht mit unendlichem Schmerze seine Kleider zerreißt. Benjamins Leid ist ihr Leid. Sie denken nicht daran, ihr Schicksal von dem seinigen zu scheiden. So ziehen sie hinter ihren Eseln her in die

---

wohl anzunehmen. Dieses alles, wie auch der Schwur „beim Leben des Pharao“ gehört nur „zu seiner Rolle“. Das eine und andere soll die Brüder in dem Wahn erhalten, daß sie es mit einem wirklichen Ägypter zu thun haben. Der Verf.

Stadt zurück, fest gewillt, sie nur in der Begleitung Benjamins zu verlassen. Juda aber ist der Führer. (V. 13 u. 14.) Später wurde der Stamm Juda der Bannerträger Israels in seinen Schlachten. Den schwersten Sieg und den reinsten hat aber der Stammvater, der jetzt voranschreitet, in dieser unblutigen Schlacht errungen.

Bald stehen sie wieder vor Josephs Angesicht, der noch in seinem Hause weilt, also noch nicht seinen Geschäften nachgegangen ist. Begreiflicherweise hat er an diesem Morgen Wichtigeres zu thun, als die wichtigsten Staatsgeschäfte zu besorgen. Der schönste Tag seines Lebens war angebrochen, — ein Tag, da er Himmelsfreude im Erdenleben erfahren und in andern Herzen schaffen sollte. Aber noch einmal muß er sich verstellen, — noch einmal eine halbe Stunde lang — und dann nie wieder. Finstern Angesichts fährt er die Männer an: „Was ist das für eine That, die ihr gethan habt? Wußtet ihr nicht, daß ich als ein hellsehender Mann dieselbe erschauen würde?“ (V. 15.) Juda weiß zunächst keine Worte zu finden; es erscheint ihm aussichtslos, daß er seinen Bruder gegen den Diebstahl vertheidigt; aber aus der Tiefe der Seele ringt sich das erschütternde Wort: „Gott hat die Missethat deiner Knechte gefunden.“ Und er fügt hinzu, daß sie alle wollen die Knechte des allmächtigen Ägypters sein, die Unschuldigen mit dem Angeschuldigten. Joseph aber versichert, daß er weit davon entfernt sei, solch ein Unrecht zu thun. Sie alle sollten heimziehen; nur der schuldige Benjamin solle als Sklave zurückbleiben. (V. 16 u. 17.)

Jetzt hätte nach menschlicher Art auch Juda sich vor sich selbst und vor seinem Vater entschuldigen können. Er hatte ja alles gethan, was er konnte, um den Joseph anderen Sinnes zu machen und den Benjamin zu retten. Aber der Gedanke, daß dieser zurückbleiben soll, ist ihm ärger wie der Tod. Er nähert sich Joseph. Eine heilige

Gluth lodert in ihm; er hält eine Rede, die auf jedes fühlende Menschenherz erschütternd wirken muß. Ja, es ist so, als wenn einige Tropfen Blutes von dem heiligen Gotteslamm, das achtzehn Jahrhunderte später als Bürge und Opfer eintritt für die Sünde der Welt, in seinen Adern rollen, — ja, in den Adern des Juda, welcher der Stammvater des Heilandes war. Mit dieser seiner Rede beweiset er, daß in seinem Herzen jetzt, nachdem es durch die Schmelzöfen des Heiligen gereinigt ist, ein Feuer lodert, das vom heiligen Altare Jehova's stammt.

Wir wollen diese Rede (V. 18—34) nicht zerpflücken. Der Leser versenke sich selbst hinein! Zunächst zeigt er dem Joseph, daß er selbst es gewesen, der mit seiner dringenden Forderung es dahin gebracht, daß man den Benjamin von der Seite seines Vaters losgerissen hat. Er zeigt, wie dieser Jüngste unlöslich mit dem Alten verwachsen sei. Er läßt den Joseph hineinblicken in die erschütternden Scenen, die vorangegangen sind, ehe Jakob seine Einwilligung gab, den Benjamin mitzuführen. Er zeigt, daß es dem Vater den Tod bringen würde, wenn er ohne Benjamin wiederkäme. „Wir," so sagt Juda, „sind dann Schuld daran." Und nun erst kommt das, was er bis zuletzt aufgespart: „Dein Knecht ist Bürge geworden bei meinem Vater für den Knaben, indem ich sprach: Bringe ich ihn dir nicht wieder, so will ich mein Lebenlang die Schuld tragen. Darum laß deinen Knecht hier bleiben an des Knaben Statt und als Knecht meines Herrn, und den Knaben mit seinen Brüdern laß hinaufziehen. Denn wie soll ich hinaufziehen zu meinem Vater, wenn der Knabe nicht mit mir ist? Ich würde den Jammer sehen müssen, der meinem Vater begegnen würde."

Ist das eine Rede! Hier müssen Demosthenes und Cicero die Segel streichen. Hier redet eine Leidenschaft, die vom Himmel ist. Wahrlich, was Juda an Joseph verschuldet

hat, das macht er nun an Benjamin, der ja Josephs Fleisch und Blut ist, wieder gut. Und wenn es eine Sühne gäbe, die Menschen leisten können, so müßte diese Angst um des Vaters Leid auslöschen all die Angst, welche er und seine Brüder freventlicherweise über den Vater gebracht haben. — Ja, wer wissen will, was Sinnesänderung ist, der muß diese Rede hören. Vor ihres Sturmes Gewalt kann auch Joseph sich nicht mehr halten.

3) Die Hüllen sinken.

Joseph wäre ein Barbar gewesen, wenn er seinen Brüdern, und erst recht, wenn er seinem alten, einsamen Vater in der Ferne solch ein Meer von Schmerzen ohne die äußerste Noth bereitet hätte. Aber wahrlich, was zur wahren Buße eines Menschen dient, das ist niemals zu hart, und wenn Einem auch dabei das Herz in Stücken ginge. Denn diese Buße ist trotz allem Jammer, den sie für Leib und Seele schaffen mag, der einzige Weg, daß der verlorene Mensch seinen Gott wiederfindet. Seinen Gott finden, das heißt aber sich selbst auf ewig finden. Die Sinnesänderung des Juda und seiner Brüder hat sich in dem Feuer der Prüfung nicht nur gezeigt; nein, sie ist gerade durch dieses Feuer erst geworden, — völlig geworden. Es ist göttliche Weisheit, in der Joseph handelt. Gott selbst geht nicht zärtlicher mit den Seelen um, die er zum Schauen seiner Herrlichkeit führen will; davon wußte Joseph ein thränenreiches Lied zu singen.

Es ist ihm, wie wir gesehen haben, sauer genug geworden, so lange sein stürmisches Herz zurückzuhalten und zu dämpfen. Nun endlich, endlich ist die frohe Stunde da, daß er den Damm durchstechen und sein Herz strömen lassen kann, wie es will, wie es schon so lange wollte. Mußte

er grausam sein gegen die Brüder, so mußte er nicht minder grausam sein gegen sich selbst. Und wahrlich, du Menschenkind das stöhnt unter der Kelter Gottes, glaube nur, es wird deinem Gott sauer genug, — ich rede menschlich, — es wird deinem Gott sauer genug, dich so lange leiden zu lassen. Er freut sich nicht weniger als du auf die Stunde, da er dich mit Liebe überschütten kann. Denn „es wallet ihm sein Herz gegen dich, daß er sich deiner erbarmen muß."

„Da konnte sich Joseph nicht länger halten vor Allen, die um ihn standen, und rief: „Laßt Jedermann vor mir herausgehen!" — Das „er konnte nicht mehr" läßt uns hineinblicken in die inneren Schwierigkeiten, die es ihm gemacht hatte, so lange an sich zu halten. Aber jetzt kann er es nicht mehr. Er braucht es aber auch nicht länger. Er darf jetzt sein Herz sprechen lassen.

Aber er will keine verständnislosen Zuhörer haben. Die heilige Stunde, darauf Gottes Engel schon so lange sich gefreut, dafür sie schon so lange die Harfen gestimmt hatten, — die heilige Stunde, da die getrennten Brüder sich nicht nur äußerlich wiederfanden, sondern zum ersten Mal in Gott sich vereinigten, — sie mußte unentweiht sein von fremden Zeugen. Hier hieß es: „Gott ist gegenwärtig." Aber auch Gott allein. Josephs Weinen ist freilich so laut, daß es auch durch die verschlossenen Thüren tönt und den Ägyptern nicht verborgen bleibt. Was aber die Ursache dieser ungeheuren Bewegung ist, sollen sie erst später erfahren. (Kap. 45, V. 1 u. 2.) — Nun endlich kommt das gewaltige Wort, das wie ein triumphirender Lichtstrahl alles Dunkel durchbricht, alle bisherigen Geheimnisse mit einem Schlage erklärt —: „Ich bin Joseph, euer Bruder!" Und als die Söhne Jakobs nach dieser Enthüllung wie vernichtet zusammenbrechen wollen, fordert er sie freundlich auf, zu ihm zu

treten. Noch einmal bezeugt er ihnen: „Ich bin Joseph, euer Bruder, den ihr nach Ägypten verkauft habt.“ Dann fährt er fort: „Und nun bekümmert euch nicht und denkt nicht, daß ich darum zürne; denn um eures Lebens willen hat mich Gott vor euch hergesandt. Denn dies sind zwei Jahre, daß es theuer im Lande ist, und sind noch fünf Jahre, daß kein Pflügen noch Ernten sein wird. Aber Gott hat mich vor euch hergesandt, daß er euch übrig behalte auf Erden, und euer Leben errette durch eine große Errettung. Und nun, ihr habt mich nicht hergesandt, sondern Gott; der hat mich Pharao zum Vater gesetzet und zum Herrn über all sein Haus, und einen Fürsten in ganz Ägyptenland. Eilet nun, und ziehet hinauf zu meinem Vater, und saget ihm: das läßt dir Joseph, dein Sohn, sagen: Gott hat mich zum Herrn in ganz Ägyptenland gesetzet; komm herab zu mir, säume dich nicht. Du sollst im Lande Gosen wohnen und nahe bei mir sein, du und deine Kinder, und deine Kindeskinder, dein kleines und großes Vieh, und Alles, was du hast. Ich will dich daselbst versorgen. Denn es sind noch fünf Jahre der Theuerung; auf daß du nicht verderbest mit deinem Hause und Allem, was du hast. Siehe, eure Augen sehen, und die Augen meines Bruders Benjamin, daß ich mündlich mit euch rede. Verkündiget meinem Vater alle meine Herrlichkeit in Ägypten, und Alles, was ihr gesehen habt. Eilet und kommt hernieder mit meinem Vater hierher.“

Nach dieser köstlichen und trostreichen Rede fällt er seinem Bruder Benjamin um den Hals, und Benjamin weint an seinem Halse, und er küßt alle seine Brüder und weint über sie. Nun wagten auch die Zehn ihre Augen zu ihm aufzuheben und mit ihm zu reden; sie gewannen allmählich eine gute Zuversicht.

4) Der Herr hat Alles wohlgemacht.

Was ist die Ursache, daß die Brüder jetzt Muth gewinnen, mit Joseph zu reden? Diesen Muth gewinnen sie durch zweierlei Erkenntnis; einmal, indem sie sehen, daß Joseph ihnen nicht zürnt sondern sie liebt; mehr aber noch dadurch, daß sie staunend die Wege des allmächtigen Gottes erkennen und mit Händen greifen, daß Gott sogar zum großen Heil gewendet, was sie gefrevelt haben. Nicht darum also haben sie Freudigkeit, weil sie bußfertig sind. Im Gegentheil, ihr heftiges Erschrecken stammt nur aus der Erkenntnis, daß sie auch jetzt noch den Zorn und die Rache des Joseph verdient hätten. Wir kommen darauf bald zurück. Aber auch Joseph hätte nicht die Gewalt gefunden, so gnädig, versöhnlich und liebreich zu sein, wenn er nicht die Erfahrung gemacht hätte, daß Gott Alles gut gemacht, was die Menschen gefrevelt haben. Wenn bei ihm der alte Satz, der uns Allen im Blute steckt, — ich meine den Satz: „Rache ist süß!“ verwandelt ist in den Satz: „Erbarmen ist süß,“ — so ist das nur dadurch möglich, daß er das siegende Erbarmen Gottes überall schaut. So kann er mit einer Holdseligkeit, die jeder Beschreibung spottet, sagen: „Gott hat mich vor euch hergesandt, um euch am Leben zu erhalten.“ Überall ist es nur Gott, den er sieht. Die Menschen verschwinden sammt all ihrem Thun und Lassen. Gott allein ist für ihn auf dem Plan. Und er ist da als eitel Weisheit, Geduld und Wahrheit. Wie sollte Joseph da noch zürnen können?

In seiner lebendigen Verbindung mit Gott, dem Vater aller Liebe, ist die einzige Erklärung gegeben für diese große Thatsache, daß Joseph über alle Gedanken des Zornes, des Hasses und der Rache erhaben war. Daß er

das wirklich war, wird jeder Menschenkenner, der unsere Geschichte liest, sofort entdecken. Wer mit einer solchen Ruhe einen so weit ausschauenden Plan macht und so konsequent und ruhig durchführt, — einen Plan, der nur darauf zielt, die Brüder zur Buße zu führen und diese ihre Buße, zumal ihre Neidlosigkeit gegenüber Benjamin zu erproben, — der muß tief innerlich von leidenschaftsloser Harmonie und heiliger Liebe erfüllt sein. Und das ist die Größe Josephs, nicht dies, daß er ein Herr über Ägypten war. Die Liebe ist sein Adel.

Wenn man die Leute in der Welt so reden hört, Gebildete und Ungebildete, so finden sie es ganz in der Ordnung, daß die Jugend wärmer liebt als das Alter. Man erklärt das dadurch, daß das junge Volk wärmeres Blut und wärmere Triebe hat, daß es unbefangener sein Herz aufschließt, und vor allen Dingen, daß es noch nicht so viele schmerzliche Erfahrungen von der kalten Selbstsucht der Menschen gemacht hat. Nach dieser gemein giltigen Theorie stirbt naturnothwendig die Liebe allmählich mit den Jahren und mit der zunehmenden Menschenkenntnis. — Sollen wir älteren Leute uns das gefallen lassen? Ich protestire dagegen mit jedem Blutstropfen, der in mir ist. Ich will nicht aufhören zu lieben, ich will auch nicht weniger lieben mit der Zeit. Ich will mehr lieben und lauterer lieben. Also nicht lieben in menschenvergötternder Weise, nicht lieben indem ich mich über die Abgründe der Menschennatur hinwegtäusche. Aber lieben lernen will ich, wie Gott liebt, der in jedem sündigen Menschen, trotz aller seiner Sünde, dennoch ein Gefäß seiner Herrlichkeit schaut, — der in jedem sündigen Menschen trotz aller seiner Sünde die unendliche, unsterbliche Sehnsucht nach Ihm schaut, dem Vater aller Geister. So wie Gott liebt, will ich lieben lernen. Das kann ich aber nur, indem ich

mich von dir, o mein Gott, lieben, und von deiner Liebe mich erfüllen lasse. Ich kann es nur lernen, indem ich anbetend erkenne und glaube den großen Triumph deiner Liebe in aller Kreatur und in allen Gestaltungen des Lebens. Ich will es lernen, indem ich mich mit dir ganz zusammenlebe; dann können alle schmerzlichen Erfahrungen der Welt nimmermehr das Liebesleben in mir auslöschen.

Oder sollte bei den Kindern des neuen Bundes (die so viel herrlichere Erkenntnisse und Erfahrungen von der versöhnenden, rettenden Gottesliebe haben) nicht möglich sein, was bei einem Joseph schon möglich war? Wahrlich, er hat von früh auf schlechte Erfahrungen mit den Menschen gemacht. Wir haben gesehen, wie übel sie ihm mitgespielt haben. Und er war ein Menschenkenner. War er es nicht von Haus aus, so ist er es jedenfalls in Ägypten geworden. Das lehren uns die Kapitel, die wir jetzt betrachten. Und doch triumphirt die Liebe voll und rein. — Aber er hat auch in der Schule Gottes gelernt, daß das Erbarmen mit der Weisheit und Heiligkeit gepaart ist.

5) Nicht die Buße, sondern die Gnade rettet.

Das göttliche Lieben zielt nicht zunächst darauf, daß es diese und jene inneren und äußeren Glücksgüter mittheilen möchte, sondern darauf, den Geliebten zur Sinnesänderung und in den Weg der Gottesgemeinschaft zu leiten. Sind wir erst Kinder, so sind wir auch Erben. Das findet sich dann von selbst. — So hat auch Joseph als göttlicher Stellvertreter nicht voreilig sein Herz enthüllt, sondern auf die wahrhaftige Buße der Brüder hingearbeitet, unerbittlich hingearbeitet, ohne darnach zu fragen, ob tausend und abertausend Thränen darüber flossen. Und wir haben erkannt, wie dem großen Meister unter Gottes Beistand

sein Werk gelungen ist. Angstschweiß und Thränen hat ihm genug gekostet, bis er an dem Punkte angekommen war, da er nun Gnade walten lassen konnte. Diese Gnade erst beglückt sie dann. Die Buße allein hätte sie nur zermalmt.

Also nur wo Buße ist, da ist Gnade möglich; denn Gott ist heilig. Aber wo Buße ist, da tritt auch die Gnade ein; nicht weil Gott gerecht ist, sondern weil er gnädig ist, weil seine freie, allumfassende Gnade sich darnach sehnt, das Verlorene wiederzubringen, das Zerknickte aufzurichten, das Todte lebendig zu machen. — Als ich letzthin von der Nothwendigkeit der Sinnesänderung gesprochen hatte, kam ein gescheiter Mann zu mir und sagte: „wenn sich die Dinge so verhalten, dann fängt ja die christliche Charakterbildung mit einer Charakterlosigkeit an; denn Charakterlosigkeit ist es doch, daß Einer durch sein ganzes bisheriges Leben einen dicken Strich macht, sich selbst verdammt und gleichsam wieder von vorn beginnt." — Nun, wenn das Jemand Charakterlosigkeit nennen will, so können wir ihn nicht hindern. In dem Sinne ist es auch Charakterlosigkeit, wenn ich eine lange Zeit auf einem Irrwege gegangen bin und erkenne nun, daß es ein Irrweg ist, kehre um, schreite den ganzen Weg zurück und gehe von dem ersten Punkte aus in ganz entgegengesetzter Richtung. Charaktervoll wäre es darnach, zu sagen: „da ich einmal so weit auf diesem Wege gekommen bin, so will ich auch darauf bleiben und mit trotzigem Muthe abwarten, wohin ich schließlich gerathe." Die Brüder Josephs dagegen, und alle Bußfertigen bis an's Ende der Welt, können ihr bisheriges Leben allerdings nur als ein verlorenes und verfehltes beklagen und Gott bitten: „was ich gelebt, das decke zu; was ich noch leben werde, das regiere du!" Daß das sehr schmerzlich und sehr demüthigend, ja, daß es eine wahre Selbstvernichtung ist, wird Niemand be-

zweifeln. Aber es ist so wenig charakterlos, daß es gerade der erste Schritt zur Bildung eines Charakters ist, der werth ist zu existiren. Und wenn eine That so groß ist, wie sie schwer ist, dann ist dies die größte That, die ein Mensch thun kann. — So sagt auch Pascal: „Die Größe des Menschen besteht in der Erkenntnis seines Elends. Er ist also elend, weil er es ist; er ist aber groß, weil er es weiß." —

Zu diesem *Wissen* gehört aber in erster Linie der *Wille*. Man muß wissen wollen, wie elend man, auf sich selbst gestellt, ist, sonst erfährt man es in Ewigkeit nicht. Unsere Eitelkeit, unsere Hoffahrt, unser Trotz wissen immer wieder blendende Hüllen über den Jammer unserer Seele zu weben, wie oft Gottes Hand sie auch zerrissen hat.

O selige Seele, die endlich zur Wahrheit über sich selbst durchgedrungen ist, die endlich, endlich zu Gott, ihrem ewigen Urbild, gewendet ist —:

„Hier legt mein Geist sich vor dir nieder,
Mein Herz sucht seinen Ursprung wieder.
Laß dein erquickend Angesicht
Auf meine Armuth sein gericht't!" —

Selige Seele sage ich. Nicht daß sie schon selig ist, weil sie bußfertig ist. Die zerrissene, gereinigte und befruchtete Erdscholle trägt noch keine Frucht weil sie durchfurcht ist. Aber sie ist nun bereitet, den Samen des Lebens in sich aufzunehmen. Nicht mehr, aber auch nicht weniger; nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Freilich, wenn man so die religiösen Leute, wie sie durchschnittlich sind, anhört, so reden sie allermeist in dem Tone, als ob es *selbstverständlich* sei, daß der Bußfertige Vergebung empfange. Die Buße, so meinen sie, sei die vollgiltige *Sühne* für die Sünden. „Was hat den

verlorenen Sohn gerettet?" so fragte ich letzthin meine Knaben im Konfirmandenunterricht, und fast alle erwiederten: „seine Buße." Die Väter dieser Söhne würden auch wohl meistens so geantwortet haben. Und doch ist nichts falscher, als diese Ansicht. Die Buße kann den Menschen höchstens in den Weg bringen, wo Rettung möglich ist; aber sie ist nicht von ferne die Rettung. Die Reue hätte den verlorenen Sohn nicht einmal auf den Heimweg gebracht, wenn nicht der Glaube seine Stimme erhoben und davon geredet hätte, daß in des Vaters Herzen trotz Allem, was geschehen war, doch wohl noch etwas von Liebe für ihn wohne. Und auch dieser Glaube wäre eitel gewesen, wenn nicht das Erbarmen thatsächlich vorhanden gewesen und sich nicht thatsächlich offenbart hätte.

Wahrlich, wer jemals Buße gethan hat, der findet es nicht selbstverständlich, daß Gott ihm vergeben hat, sondern er singt: „mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung, deren ich nicht werth; dies zähl' ich zu dem Wunderbaren; mein stolzes Herz hat's nie begehrt." So spricht auch Gottes Mund beim Propheten: „Du wirst dich schämen und vor Schande nicht mehr deinen Mund aufthun, wenn ich dir Alles vergeben werde, was du gethan hast, spricht der Herr Herr." (Hesekiel 13, V. 63.) Das klingt anders als: „auf Buße folgt Vergebung". Wer aber das beseligende Wort von der Vergebung wirklich ergriffen hat, dem sind diese Gottesworte bei Hesekiel aus dem innersten Herzen herausgeredet. Wer Barmherzigkeit empfangen hat, staunt über nichts so, als über diese empfangene Barmherzigkeit.

Die Brüder des Joseph erschrecken nur darüber, daß er der herrliche Machthaber ist; sie denken nicht von ferne: „da wir ihm solche durchschlagende Zeichen von

Sinnesänderung gegeben haben, so versteht es sich von selbst, daß er uns vergiebt, ja, daß er seine Macht auch uns zu Diensten stellt." Und Joseph seinerseits meint auch nicht, daß sich das von selbst verstehe; aber er erkennt, daß jetzt die Gefäße bereitet sind, in die das Erbarmen fließen kann, ohne entweiht zu werden. Und weil er jetzt Liebe beweisen darf, so thut er es auch; denn er handelt nicht nach menschlicher, sondern nach göttlicher Vernunft. Die Brüder aber können es lange nicht fassen, ihnen ist diese Liebe zu groß und zu wunderbar. Nach 17 Jahren noch, als Jakob gestorben ist, wacht die Angst auf, daß sich Joseph jetzt, da er auf den Altvater keine Rücksicht mehr zu nehmen brauche, rächen werde. In der That, das holdselige Vergeben und Segnen des Joseph ist fast neutestamentlich, ist evangelisch vorbildlich. —

Doch es ist endlich Zeit, daß wir dies schier endlose Kapitel zu Ende bringen. Erwähnen müssen wir aber noch, daß Gott auch dem Pharao und seinen Gewaltigen das Herz lenkte, so daß auch sie das seltsame Ereignis mit Jubel begrüßen. (V. 16—20.) Ob die Hofleute nicht ein wenig mit Neid und Eifersucht zu kämpfen hatten, wollen wir nicht untersuchen. Jedenfalls waren sie klug genug, zu begreifen, woher der Wind jetzt wehte. Es ist die Art der meisten Herren bei Hofe, daß sie keine eigene Meinung haben, sondern nach den Augen des Fürsten sehen. Der Pharao aber ist ein wohlgesinnter und dankbarer Mann. Es freut ihn offenbar, daß er nun endlich einmal Gelegenheit hat, für seinen geliebten Kanzler, dem er so Vieles verdankt, etwas Rechtes zu thun. Die rührende Geschichte Josephs, und besonders die wunderbare Wiedervereinigung der getrennten Familie mußte ja auch auf jedes fühlende Menschenherz einen erschütternden Eindruck machen. Kurzum, er ladet die Söhne Israels so herzlich ein, nach Ägypten zu

kommen, daß ihnen jede Bangigkeit schwand. „Das Fett des Landes" sollen sie haben, was wohl auf einen Grundbesitz in dem fruchtbarsten Theile Ägyptens deutet. Auch tröstet er sie im Voraus wegen des unbeweglichen Gutes, das sie zurücklassen müssen. Er deutet an, daß er die Mittel und den Willen habe, ihnen Alles zu ersetzen. Dem Joseph aber legt er an's Herz, daß er aus seinen (nämlich aus des Pharao) Mitteln, alles Nöthige beschaffen möge. Du bist „befehligt", dafür zu sorgen, spricht der Herrscher. Sonst hat der Pharao zu dem Joseph nicht in dem Tone des Befehlens geredet. Jetzt aber befiehlt er ihm, nichts zu schonen. Das ist die zarteste Art der Gewährung aller seiner Herzenswünsche.

Und Joseph läßt sich das nicht zweimal sagen. Wie wenig er für sich selbst verlangt hat, — jetzt, da es sich darum handelt, seinen alten Vater und seine gesammte Familie zu beglücken, ist ihm das Beste gut genug. So ist es denn eine stattliche Karawane, welche die Thore von Memphis verläßt. Da sieht man nicht nur eine lange Reihe von Eseln, welche Getreide tragen, sondern auch zahlreiche zweiräderige Wagen, wie sie in Ägypten gebräuchlich und auch für eine Wüstenreise eingerichtet waren. Sie sind für den greisen Vater sowie für die Weiber und Kinder bestimmt. Dazu Geschenke jeder Art in Fülle.

Prosaische Ausleger haben allerdings gemeint, Joseph hätte seinen Liebeseifer wohl ein wenig zügeln und abwarten können, bis sein Vater erst selbst im Nillande war. Es sei unpraktisch gewesen, die Geschenke in so beschwerlicher Weise hin und her zu führen. — Die so sprechen, mögen sich ihre Prämie bei denen erbitten, die das praktische Talent als die Fülle aller Tugend betrachten. In ein Herz, das von den Stürmen himmlischer Liebe durchbraust

ist, können sie sich weniger hineinversetzen, wie ein Kameel in Mozart'sche Musik.

Auch schenkt Joseph jedem der Brüder ein Feierkleid. Da sie innerlich neue Menschen geworden sind, so sollen sie auch äußerlich in einem weißen Festgewande erscheinen. Daß er den Benjamin fünffach beschenkt, wundert uns nicht. Abgesehen von allem Andern, hat er an diesem, der ganz unschuldig war und den er doch widerwillig in tiefe Ängste und Schmerzen hatte führen müssen, wirklich etwas gut zu machen. (V. 21—24.)

So ist denn nun Freude über Alle ausgegossen. Nur Einer von der Familie, und zwar eine Hauptperson, wandelt immer noch im finstern Thal der Traurigkeit. Wir meinen den alten Israel. O, wie gern wäre Joseph auf Flügeln der Liebe zu ihm geflogen! Aber die Pflicht fesselte ihn an die Seite des Pharao. Und wenn es auch nicht so gewesen wäre, — der liebe, alte Patriarch hätte doch seine Tage aushalten müssen. Denn das Fliegen ist uns, für diese Welt jedenfalls, nicht beschieden. Die Zeiten der Blitzpost waren auch noch nicht da. Es wäre auch vergeblich gewesen, wenn man ihm ein Telegramm hätte senden können. Er hätte ihm doch nicht geglaubt. Dazu bedurfte es mächtigerer Beweise. Also warten, harren, geduldig sein! — Ja, ohne das geht es hinieden nun einmal nicht. Aber „das Warten des Gerechten wird Freude sein".

XVIII.

Wie die Träumenden.

1. Mose 45, V. 25 bis Kap. 46, V. 27.

1) Dennoch erhört.

„Du bist die Ruh', der Friede mild, die Sehnsucht du, und was sie stillt," — so beginnt eines unserer schönsten Liebeslieder. Aber was da in hoher Poesie gesagt wird, erfüllt sich unter Menschen niemals in vollkommener Weise. Kein Mensch kann dauernd und bis auf den Grund die Sehnsucht eines andern stillen, so wenig wie ein natürlicher Mensch auf Erden vollkommenen Frieden hat, geschweige vollkommener Frieden ist. Aber überschwänglich wahr ist das Wort, wenn die Stunde Gottes über einer göttlich betrübten Seele gekommen ist. Ja, Er ist die Ruh', Er ist der Friede mild. Er ist auch die Sehnsucht; der, nach dem jedes Menschenherz im Grunde sich sehnt, und der, der sich darnach sehnt, jedes Menschenherz zu beglücken. Und er sehnt sich nicht nur danach, — nein, er wird auch thatsächlich den Kindern des Glaubens alle Sehnsucht stillen, indem er seine Ruhe und seinen Frieden ihnen schenkt.

Was wir heute hören, ist ein herrliches Beispiel dafür. O, wie zerrissen war das Leben des Patriarchen Jakob gewesen, ein Weg durch Trümmer! Insonderheit die letzten

22 Jahre waren so öde, so freudelos, so kummervoll, daß sich Einem das Herz bewegt, wenn man sich hineindenkt. Und sein größter Kummer war ohne Zweifel, daß die Söhne, die er um sich sah, fleischlich gesinnte Menschen waren, ganz und gar ungeeignet, die Träger der großen göttlichen Verheißungen zu sein. Jahr um Jahr hatte er wegen ihrer Seelen mit Gott gerungen. Aber Alles war beim Alten geblieben. Wir wissen, daß dennoch bereits, ganz im Stillen, das Alte vergangen und Alles neu geworden war. — Der Tag, der heute über den Zelten von Hebron aufleuchtete, sollte auch ihm das in sichtlicher Weise offenbaren. Er sollte ihm zeigen, daß er keine Thräne um seine Söhne geweint hatte, die Gott nicht gesehen hatte, daß er keinen Seufzer zum Himmel gesandt, der nicht in Gottes Herz hineingedrungen war.

O ihr, die ihr um die Seelen verirrter und verlorener Kinder ringt, — vielleicht schon seit Jahrzehnten ringt, ohne daß auch nur ein Strahl der Hoffnung euch leuchtet, — hebet das Haupt empor! Fasset Muth, indem ihr den alten Israel anschaut! „Wer da glaubet, der ist ein Gott" hat Dr. Martin Luther einmal mit kühnem Worte gesagt. Wer da glaubet und beharret, so meint er, der wird die göttlichen Kräfte in Bewegung setzen, als ob er selbst Gott wäre. — — Ich habe eine arme Frau gekannt, deren Sohn war so verloren, wie nur ein Mensch verloren sein kann. Aber sie beharrte in treuer Fürbitte. Als sie auf dem Todtenbette lag, war der Sohn in weiter Ferne, und seit vielen Jahren hatte sie nichts von ihm gehört. Keine Stimme, keine Antwort auf alle ihre Briefe! Trotzdem und alledem beschloß die Frau ihr Leben mit den Worten: „Gerettet wird er doch!" So starb sie. Und was geschah? — In dem Augenblicke, da man ihre Leiche in die Erde senkte, erschien der Sohn. Von einer

plötzlichen unnennbaren Sehnsucht getrieben, war er aus der Ferne heimwärts geeilt. Seine Verzweiflung war furchtbar, als er nur noch den Sarg der Mutter fand. Aber ihr letztes Wort: „gerettet wird er doch!“ schuf die Verzweiflung um zur Buße, und die Buße zum Glauben. Er wurde wirklich gerettet. — „Gerettet wird er doch“ sollst auch du sagen von deinem verlorenen Sohn, von deiner verlorenen Tochter, wenn du nur beharrest in deiner priesterlichen fürbittenden Liebe. Und ob du auch hinstürbest, ohne das Morgenroth zu sehen, so sollst du glaubensvoll mitten im Tode sprechen: „Gerettet wird mein Kind doch“.

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung zu dem Patriarchen zurück. Seit Tagen schon hatte er seine alten Augen müde geschaut, indem er nach der Karawane ausspähte. Sie blieb länger, als er erwarten mußte. Dem Wartenden schleicht allewege die Zeit entsetzlich langsam dahin. Seine Söhne aber hatten ja thatsächlich auch verschiedenartigen unerwarteten Aufenthalt erfahren. „Wenn Alles gut gegangen wäre (sagte sich der geängstete Greis), so müßten sie schon zurück sein. Es ist ihnen also gewiß wieder ein Unglück zugestoßen. Ach, wer weiß, ob auch nur einer von ihnen lebendig wiederkehrt?“ — Verzweiflungsvoll, händeringend geht er umher. Da meldet ihm ein Bote, es zeige sich von ferne ein Zug von Menschen und Thieren. Es sähe wohl so aus, als ob es seine Söhne wären. Aber es sähe auch wieder nicht so aus; es seien viel mehr Thiere dabei, als man mitgenommen habe, und dann auch wunderbare Dinge, wie man sie nie gesehen. Wir wissen, daß sie damit die ägyptischen Wagen meinten, die in Kanaan noch unbekannt waren. — Aber jetzt sind sie näher gekommen! „Ja, sie sind es!“ so sagen ihm erst seine Knechte und Mägde; der da ist

Ruben, und Allen voraneilend, Benjamin, und gleich hinter ihm Juda" u. s. w. Und dann erkennt er sie auch mit seinen alten Augen, und bald liegt Benjamin in seinen Armen. Und er zählt die Häupter seiner Lieben und siehe, keines, keines fehlt! Auch Simeon ist wieder da. Das war ein unerwartetes Glück. Das war das höchste, was er ersehnt hatte. Aber Gott hatte ein noch viel höheres für ihn bereitet. Wenn die seligen Stunden gekommen sind, da unser Gott segnet und die Thränen abwischt von unsern Augen, dann geht es über all unser Erwarten; dann kommen Freuden, die niemals in eines Menschen Herz gedrungen sind.

„Dein Sohn Joseph lebt und ist ein Herr in ganz Ägyptenland" — so tönt es jetzt aus Aller Mund. War das eine Freude! — Nein, das war zunächst keine Freude! Sie war zu groß, als daß der alte Mann sie hätte fassen können und darum war es vorläufig keine Freude. „Sein Herz erstarrte; denn er glaubte ihnen nicht." Er glaubte ihnen nicht, weil die Nachricht so unerhört, so märchenhaft schön war. Aber Joseph hatte durch die Sendung der Wagen und der andern Geschenke dafür gesorgt, daß sein Vater endlich glauben mußte, — das glauben mußte, was er ja auch so gern glauben wollte. Dazu kamen die unerfindbaren Worte Josephs und die noch unerfindbareren Bekenntnisse und Bußthränen seiner Söhne! — Der Augenblick nun, wo in der umnachteten Seele die Gewißheit seines Glückes aufleuchtete, ist unbeschreiblich. Hier sind alle unsere Worte zu armselig. Das trübe Räthsel seiner alten Tage löst sich nun auf im Lichte einer goldenen Abendsonne. Nur wer zuvor in die finstersten Tiefen geführt wurde, kann von Gott auf solche sonnige Höhen gestellt werden. Das erfasse du, der du eben jetzt durch so finstere

Tiefen geführt wirst. Erfasse es und erfasse fest die Hand Gottes und dann freue dich auf die Stunde, wo Gott dir thun wird, wie er dem Jakob that. Die Stunde kommt, denn Gott ist Gott.

„Da wurde der Geist Jakobs wieder lebendig, und er sprach: Es ist genug, daß mein Sohn Joseph noch lebt!" Jener Vater des verlorenen Sohnes singt an dem Tage der Wiederbringung das Lied: „Dieser *mein Sohn* war todt und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden." Von Jakob hören wir, daß *er selbst*, der todt war, wieder lebendig geworden sei. Er war wirklich todt gewesen, für die ganze Welt erstorben. Wir sehen ja auch manchmal solche Unglückliche, die, sei es in Folge gewisser furchtbarer Nervenleiden, oder in Folge zermalmender Verluste, für Alles todt sind, für Nichts um sie her mehr Theilnahme und Interesse haben. Solche sind wirklich todt, obgleich sie leben. Und ähnlich ist es bei Jakob gewesen. Nun aber ist das Leben wieder ein Leben; nun ist auch das bevorstehende *Sterben nichts als Leben*. Das Leben des Sohnes verbürgt dem Vater ein *freudiges* Sterben, ein Sterben, das kein Sterben ist.

Ja, hier erfüllt sich, was tausend Jahre später geschrieben wurde: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. — Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten." Hier ist nicht nur ein hohes *irdisches* Glück. Wenn ein Vater einen todtgeglaubten Sohn wieder in seine Arme schließen darf, so ist das ohne Zweifel eine unendliche Freude. Wenn der Sohn aber nicht nur äußerlich, sondern auch *innerlich* verloren war (wie jener verlorene Sohn im Evangelium) und nun als

ein neuer Mensch wiederkehrt, so ist die Freude noch viel mächtiger. Aber hier ist etwas, das noch größer ist. Und was ist das? Das ist die Offenbarung des Bundes-Gottes, der jetzt in handgreiflicher Weise zeigt, daß er „nun und nimmer nicht von seinem Volk geschieden, daß er bleibet seine Zuversicht, sein Segen, Heil und Frieden". „Mit Mutterhänden leitet er die Seinen stetig hin und her," auch wenn er sie mitten durch die Hölle führt. Ja, dann gerade am herrlichsten und am seligsten! — Dies ist das neue Lied im Lande der Wallfahrt des greisen Patriarchen, dem alle seine Söhne geschenkt sind auf einen Tag, — Joseph wie von den Todten auferstanden, die zehn ältesten aus dem geistlichen Todesschlafe erweckt! Nun kann er wieder glauben, daß seine Nachkommen das Volk Gottes und das Heil der Welt sein werden, wie Jehovah verheißen hat.

„O Kind," so sagte meine Mutter, als sie mir diese Geschichte erzählte, „o Kind, was für selige Überraschungen warten unser im Himmel!" Der zehnjährige kleine Bube, der zu ihren Füßen saß, verstand damals noch nicht, wie die Mutter aus den Zelten Hebrons plötzlich in den Himmel hineinkam. Aber heute verstehe ich's und stimme meine Harfe, und die Leser werden es hoffentlich auch verstehen und auch ihre Harfen stimmen.

2) Heraus muß es doch!

Was denn? Nun, das Bekenntnis der zehn Söhne, daß sie den Joseph verkauft haben. Als sie zum ersten Mal aus dem Nilthale heimkehrten, waren sie auch schon bußfertig; dennoch konnten sie es noch nicht über sich gewinnen, dem Vater ein Bekenntnis abzulegen. Es war auch gar schrecklich, ihm zu sagen: „O Vater, die wilden Thiere, die

deinen Joseph zerrissen haben, sie hießen nicht Löwe und Leopard, sondern Ruben, Simeon, Levi, Juda, Dan, Naphtali, Gad, Asser, Isaschar, Sebulon." In der That, ein schreckliches Bekenntnis! Sie hofften immer noch, daß ihnen dieser bittere Kelch erspart bleiben würde. Aber nein, es muß heraus! Hörst du, lieber Leser, es muß heraus! Und jetzt denke nicht an die Söhne Jakobs, sondern denke an allerlei Unrecht, was dir schon lange auf der Seele lastet und dich am athmen hindert. Und der Geist Gottes hat dich schon oft gemahnt, daß du die Kette sollst sprengen und dir selbst die Freiheit schaffen, und du hast ihn immer auf eine gelegenere Zeit vertröstet und dir selbst damit die Gebetshände gebunden. So, nun brich endlich durch! Lege die Hand auf dein Herz und sprich: Jetzt, jetzt sogleich soll es heraus! — Glaube nur, der Herr steht „auf seinem Stück"; er läßt nicht nach und giebt nicht nach; also mußt du ihm nachgeben.

„Von der Schuld, die dich gefangen,
Macht dich nur die Wahrheit frei!"

O, du wirst einen herrlichen Tag erleben, wenn du diesen Tag damit weihest, deinem Gott die Ehre, dir aber die Schande und — — die Freiheit zu geben.

Die zehn Söhne hätten längst bessere Tage gehabt, wenn sie sich früher gedemüthigt hätten. Jetzt müssen sie, gleichviel ob sie wollen oder nicht, ihre Schande bekennen. Sie können nicht verkündigen, daß Joseph lebt und ein großer Machthaber in Ägypten geworden ist, ohne schlank und frei zu erklären, wie er dahin gekommen ist. Joseph hatte ihnen, indem er das voraussah, ein Wort mit auf die Reise gegeben, das demüthigend genug war, das er ihnen aber nicht ersparen konnte; ich meine das Wort: „Zanket nicht auf dem Wege!" Wie wir gesehen haben, war das Maß der Schuld bei den ver-

schiedenen Brüdern verschieden groß. Wie nahe lag es da, daß einer den andern anklagte, und daß auch vor dem Vater jeder den größeren Theil der Schuld auf andere abladen wollte.

Wir hoffen, daß sie einfältig und ehrlich genug waren, jeder die ganze Schuld auf sich zu nehmen. Wer wirklich in der Buße steht, der hat so viel mit sich selbst zu thun, daß ihm alles Anklagen der Anderen vergeht. — O, wie werden sie Vergebung flehend vor dem Vater zusammengebrochen sein und den Staub der Erde mit ihren Thränen befeuchtet haben! — Und der alte Jakob? Nun, es wird uns nicht erzählt, was er seinen Söhnen gesagt hat. Aber gewiß wird er ihnen willig vergeben haben, wie auch Joseph ihnen vergeben hatte. Und dieselbe Ursache, die dem Joseph das Vergeben leicht gemacht hatte, machte es auch dem Jakob leicht. Gott hatte die Sünde der Söhne mit gebraucht, um so einen großen Triumph auszurichten, den Joseph zu erheben, zu einem Retter Ägyptens und Israels zu machen, sie selbst aber, die gottentfremdeten Menschen, zu sich selbst und zu ihrem Gott zu bringen, ihn endlich, den alten Israel, in seinem Glaubensleben zu vertiefen, um ihn dann Gottes Herrlichkeit schauen zu lassen. Wahrlich, da war das Vergeben nicht mehr schwer.

Nein, da ist unser Vergeben auch nicht mehr schwer, wenn wir sehen, daß da, wo die Sünde mächtig geworden war, die Gnade doch noch viel mächtiger ist. Ich will wohl dafür einstehen, daß Jakob an dem Tage, von dem wir reden, seine Söhne mit einer Wärme an's Herz geschlossen hat, wie seit Jahrzehnten nicht.

Aber nun erfaßt die Seele des Greises heiße Sehnsucht nach seinem Sohne Joseph:

3) „Ich will hinab und ihn sehen."

„Ich will hinab und ihn sehen, ehe denn ich sterbe," so tönt es aus dem sturmbewegten Herzen des Patriarchen heraus. Was fragt er jetzt nach dem Abschied von der altgewohnten, lieb gewordenen Scholle! Was fragt er nach den Mühsalen der Reise. Magnetisch zieht es sein Herz zu dem Herzen des heißgeliebten Kindes. Schwierigkeiten kennt er nicht; für die Liebe gab es niemals Schwierigkeiten.

Und doch giebt es Schwierigkeiten für den Mann des Glaubens. Wenn auch jeder Blutstropfen in ihm nach einem bestimmten Ziele hinzieht, — der Gläubige muß dennoch fragen: „Betrügt mich auch mein eigenes Herz nicht?" Die Sehnsucht des alten Jakob war ja schier unbezwinglich, und die Hungersnoth in Kanaan wies auch in den weit geöffneten Rettungshafen hinein. Andrerseits war aber doch Kanaan das Land der Verheißung und also das Land der Zukunft; es durfte nicht ohne die äußerste Noth, es durfte jedenfalls nicht ohne direkte göttliche Zustimmung verlassen werden. Als Jakobs Großvater, Abraham, zur Zeit einer Hungersnoth, Kanaan den Rücken gewandt hatte und nach Ägypten gezogen war, da war es zum Schaden seiner Seele gewesen. (1. Mose 12, V. 14 u. flgd.) Und als Isaak ebendahin wollte, hat Jehovah selbst ihm den Weg verlegt. (1. Mose 26, V. 2.) So wollte denn Jakob, obgleich jetzt Alles für eine Übersiedelung in das Nilland sprach, den großen Schritt nicht wagen, ohne eine direkte Weisung seines Gottes empfangen zu haben. Trotz aller Sehnsucht seines Herzens fürchtete er sich nach Ägypten zu ziehen, sonst würde Gott ihm nicht gesagt haben: „Fürchte dich nicht!" Darum hat er in Berseba, der Grenzstadt, die hart am Rande der

Wüste lag, „wo Abrahams Tamariske und Isaaks Altar stand," — Jehovah ein Opfer gebracht. Dieses Opfer war eine Frage an Gott: „Ist dieses große Wagnis, die Verpflanzung meiner Familie in das Heidenland, auch nach deinem Willen?" Und nun bekommt er in einem Nachtgesichte das göttliche Siegel auf sein Vorhaben. Jehovah, der sich gerade hier charakteristisch als den starken Gott bezeichnet, macht dem bangen Jakob freudigen Muth. Er nimmt ihm alle Furcht und verheißt nicht nur, daß sein Sohn Joseph ihm seiner Zeit die Augen zudrücken werde, auch nicht dies allein, daß er Israel in Ägypten zu einem großen Volke machen, sondern daß er es auch zu seiner Zeit in das Land der Verheißung heraufführen werde.

Und jetzt erst besteigt Jakob mit Weibern und Enkelkindern die Wagen, welche Joseph gesandt hat. Unter Dank und Lobgesang bewegt sich der endlose Zug durch den glühenden Sand der arabischen Wüste nach Süden hin.

Es sind im ganzen 70 Seelen, die nach Ägypten ziehen. Sie sind sorgfältig gezählt und alle namentlich aufgeführt; denn keine darf verloren gehen. Wie ein pflichttreuer Kapitän, dem, zu einer großen und gefährlichen Meerfahrt, viele Menschenseelen anvertraut sind, — wie er ein genaues Verzeichnis entwirft, um nachher beweisen zu können, daß er keine Seele verloren hat, so ist es hier auch geschehen. (Kap. 46, V. 8—27.)

Ehe wir aber der himmlisch-poetischen Begegnung des Israel mit seinem Sohne beiwohnen, möchten wir noch eine nüchterne Bemerkung machen. Es soll uns zu denken geben, daß Jakob trotz seines stürmisch wogenden Herzens dennoch das Angesicht seines Gottes sucht und ihn um Rath fragt. Der alte Mann hat schlechte und schmerzliche Erfahrung damit gemacht, daß er so oft seinem Eigenwillen

gefolgt ist; aber doch wohl keine schmerzlichere, als du und ich. Wir stimmen dem Dichter zu, wenn er singt:

„Wo ich's selber wollte zwingen,
Und es wagen ohne dich,
Ach, da sanken mir die Schwingen
Meines Muthes jämmerlich;
Aber wo ich stille hielt,
Hast du stets mein Heil erzielt."

Ja, so ist's. Und wenn Jakob gelernt hat, daß es Vorsicht gilt, so sollten wir das nicht minder lernen. — Es ist gerade nicht schmeichelhaft für die menschliche Natur, wenn der welterfahrene Salomo sagt: „Wer sich auf sein Herz verläßt, der ist ein Narr." Aber dennoch ist es nützlich und nöthig, daß wir dieser bittern Wahrheit nicht vergessen. Unsere Gefühle spielen uns oft schlimme Streiche, auch unsere frommen Gefühle. Der Zug des Herzens ist längst nicht immer „des Schicksals Stimme"; denn unser Herz ist ein trotzig und verzagt Ding. Der heilige Wille Gottes ist oft etwas ganz Anderes als das, was unsere Empfindungen und Triebe, auch unsere wärmsten und edelsten Triebe, uns sagen. Auch in Betreff der sogenannten göttlichen Winke und Fingerzeige geräth man nicht selten in arge Selbsttäuschungen. Wie leicht hätte beispielsweise Paulus im Gefängnis zu Philippi denken können, durch die wunderbar geöffneten Thüren und abgestreiften Fesseln lade Gott zur Flucht ein. (Apostelgesch. 16, V. 26 u. flgd.) Wie leicht hätte Elisa denken können, Gott habe deswegen die Syrer in seine Hand gegeben, daß er diese Erbfeinde seines Volkes vernichte. (2. Könige 6, V. 20 u. flgd.) Das eine und das andere lag ja so nahe. Aber was nahe liegt, ist längst nicht immer das, was göttlich ist. In den beiden genannten Fällen wollte Gott das Gegentheil von

dem, was so nahe lag und was ein offenbarer Wink Gottes zu sein schien. Und zum Glück thaten seine Knechte auch das Gegentheil.

Leider sind Gottes Kinder nicht immer so nüchtern und so weise; von den Weltkindern ganz zu schweigen. Wie oft, wenn z. B. einer christlichen Jungfrau ein Antrag gemacht wird, ist man schnell bereit zu sagen: „Das kommt offenbar vom Herrn!“ Einige nebensächliche Muth machende Umstände werden zu offenbaren „Winken Gottes“ aufgebauscht; die ernsten und wichtigen Umstände aber, die gegen die Sache sprechen, werden übersehen und unterschlagen. Was nur eine heilige Versuchung Gottes war, wird zu einer offenbaren Zustimmung Gottes umgestempelt. Und die Folgen bleiben nicht aus. Sie sind oft mit drei Worten zu beschreiben: — ein geknicktes Leben!

Wir sollen prüfen, welches der wohlgefällige Wille Gottes sei. Zu solcher Prüfung aber gehört ein einfaltsvolles Herz, ein Herz, das nur eines will: Gottes Willen wissen, wollen und thun. Solchem Herzen wird es in der entscheidenden Stunde an Licht nicht fehlen. Gott wird es, laut seiner Verheißung, unterweisen und mit seinen Augen leiten.

Ach Gott! — Gott Schöpfer! Gott Erlöser! schaffe in uns solch ein Herz und erlöse uns von dem Eigenwillen!

XIX.

Heilige Thränen.

1. Mose 46, V. 28—30.

---

1) „Nun will ich gerne sterben."

Langsam, sehr langsam, schneckenmäßig langsam bewegte sich die Karawane der Hebräer von Hebron aus nach Mittag zu durch die arabische Wüste. Mit so großen Herden ist schlecht vorwärts kommen. Und nun die Unordnung, die Planlosigkeit, die mangelnde Mannszucht, welche überall die morgenländischen Heerzüge kennzeichnet! — Die Hitze ist grauenvoll, der Sand glüht wie Feuer in der baumlosen Wüste. Brennender Durst quält Menschen und Thiere. Wenn es auch, Dank den reichen Spenden Josephs, an Speise nicht fehlte, so war es doch unmöglich, für so viele Geschöpfe ausreichendes Wasser mitzunehmen; handelt es sich doch um Hunderte von Menschen, um viele Tausende von Thieren. Es ist ein ganzer Nomadenstamm der auf der Reise ist. Überall hören wir Weinen, Schelten, Rufen, Klagen. Hier bricht eine Kuh, dort ein Schaf todt zusammen. Man überläßt sie den Schakalen. Hier schlachtet man ein Kamel, um aus seinen Vorräthen Wasser zu gewinnen. Dort der Zugstier streckt sich in den Sand und ist durch keine Peitschenhiebe

zum Aufstehen zu bewegen. Jenen jungen syrischen Sklaven trifft der Sonnenstich! Allerlei Jammer, allerlei Noth! Kein Reisen ist ohn' Ungemach. Aber das Reisen unter dem Gluthhimmel des Orients und vollends durch den brennenden Sand der Wüste, hat doch noch sein ganz besonderes Ach.

Aber endlich, endlich tauchen grüne Hügel auf! Neuer Muth beseelt auch die Verzagtesten. Noch eine letzte Anstrengung und man ist auf dem rettenden Boden Ägyptens. Der Patriarch hält ein Dankgebet und sendet den edlen Juda als Herold vor sich her, um den Joseph zu benachrichtigen. Und Joseph, dem die Reisetage seines Vaters wohl noch länger vorgekommen sind als diesem selbst, spannt alsbald seinen Staatswagen an und fliegt dem Vater entgegen.

„Und da er ihm erschien, fiel er ihm um seinen Hals und weinte an seinem Halse lange Zeit." So lauten die Worte nach dem Grundtext. Joseph erschien dem Israel; der hebräische Ausdruck für „erschien" wird sonst fast immer nur gebraucht, wenn von einer Offenbarung Gottes die Rede ist. Und in der That, hier ist etwas Aehnliches. Nicht, daß Israel seinen Sohn mit Gott verwechselt hätte; nicht daß der äußere Glanz, der den Joseph umgab, den alten Pilger Gottes berauscht hätte. Aber es ist ihm, als ob er unmittelbar hinter Joseph den rettenden herrlichen Gott, seinen Bundesgott selber, erblickt. Er schaut mit seinen Augen in Joseph die Auferstehung der Todten durch Jehovas Macht und Erbarmen. Und darum sagt er: „Nun will ich gerne sterben". — Es wird nicht erzählt, daß er, wie Joseph, geweint habe. So alte Leute haben in der Regel keine Thränen mehr. Aber mehr als Thränen besagen die Worte, daß er jetzt Freudigkeit zum Sterben gewonnen habe. Das alte Herz wird wieder

jung, da es am Herzen des wiedergefundenen Sohnes schlägt. Der Gott, der solche Wunder thut und so die dunkelsten Thale erleuchtet, kann und muß auch das finstere Todesthal zu einer Pforte des Lebens machen. Eine unendliche Hoffnung trägt den greisen Patriarchen über alle Finsternisse des Alten Bundes weit hinweg.

Wie ganz anders geht doch Alles, als ein Mensch siehet und sinnet! Es sind jetzt 22 Jahre verflossen, da entsandte Jakob den 17jährigen Joseph zu den Brüdern. Damals sprach er ohne banges Ahnen: „Ziehe hin in Frieden, nach wenig Tagen werde ich dein Angesicht wiedersehen!“ — Aber nach wenig Tagen hielt er den blutgetränkten zerrissenen Rock des geliebten Kindes in seinen zitternden Händen, und herzerschütternd tönt seine Klage: „Niemals werde ich ihn wiedersehen!“ Durch 22 Jahre hindurch lebte der Greis in dieser traurigen Gewißheit, daß er den Sohn der Rahel niemals wiedersehen werde. Und nun sieht er ihn nicht nur wieder, sondern es ist ihm schier, als ob Gott selbst ihm erschiene in seinem Sohne. Jetzt wußte er, daß all der Jammer, den er durch diese ewigkeitsmäßigen 22 Jahre durchgemacht hatte, kein zu hoher Preis war für die Freude dieser einen Stunde! Denn in diesem Wiedersehen lag für ihn die Gewißheit ewiger Gemeinschaft. — Und darum will er gerne sterben. Damals, als er den blutigen Rock schaute, wollte er auch gerne sterben, aber nur, weil das Leben keinen Reiz mehr für ihn hatte. Jetzt will er gerne sterben, weil Zeit und Ewigkeit ihm hell geworden sind. Beneidenswerther Israel! Ja, „die auf den Herren harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler!“ Und wiederum: „die gepflanzt sind in dem Hause des Herrn werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen. Und ob sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen,

fruchtbar und frisch sein." Wir werden in der That bald erkennen, daß in Herz und Geist des alten Israel auch ein neues Leben pulsirt. Zunächst aber blicken wir auf Joseph!

2) Und Joseph weinte lange Zeit.

Von keinem unter all' den Gottesmenschen, von denen uns die Schrift berichtet, wird so oft gesagt, daß er geweint habe, als von Joseph. Es wird nicht erzählt, daß er geweint habe, als er von den Brüdern mißhandelt und verkauft wurde; es wird nicht erzählt, daß er geweint habe, als er auf dem Sklavenmarkte zum Verkauf stand; es wird nicht erzählt, daß er geweint habe, als er um seiner Tugend willen in's Gefängnis geschleppt wurde. Zwar wäre es thöricht, daraus den Schluß zu ziehen, in diesen Fällen sei Josephs Auge thränenlos geblieben. Das Gegentheil ist wahrscheinlich. Aber die Schrift hält es nicht für der Mühe werth, diese Thränen zu verzeichnen. Es waren natürliche Thränen, wie sie jeder warmherzige und zartfühlende Mensch in solchen Lagen weint.

Aber siebenmal hat uns Moses, der Mann Gottes, berichtet, daß Joseph geweint habe. Zum ersten Mal weint er, als er die Entdeckung macht, daß seine Brüder in dem heiligen Thal der göttlichen Traurigkeit und der Selbstverdammung angekommen sind. (Kap. 42, V. 24.) Zum andern Mal weint er, als sie sich in Gemeinschaft mit Benjamin vor ihm zeigen; da muß er fortgehen und sich heimlich ausweinen. (Kap. 43, V. 30.) Dann wieder weint er, als er sich, nach der herrlichen Rede des Juda, mit überwallendem Herzen seinen Brüdern zu erkennen giebt. Da müssen alle Ägypter sich entfernen; er aber weint so laut, daß man es in dem, offenbar benachbarten, Palast

des Pharao hört. (Kap. 45, V. 2.) Zum vierten Mal weint er unter den Brüdern, die er einzeln umarmt. (Kap. 45, V. 15.) Kap. 50, V. 1 wird uns erzählt, daß er über der Leiche seines Vaters geweint habe, als er ihm die Augen zugedrückt hat; und endlich, Kap. 50, V. 17, weint er darüber, daß seine Brüder noch immer nicht an die Wahrheit seines und des göttlichen Vergebens glauben können. An unserer Stelle aber wird berichtet, daß Joseph lange Zeit geweint habe, als er am Halse seines alten Vaters lag. (Kap. 49, V. 29).

Wir würden unserer Pflicht als Biographen des Joseph schlecht gerecht werden, wenn wir uns nicht mit diesen Thränen beschäftigten. Wir wollen uns nicht mit den herzlosen Gesellen herumstreiten, die den Joseph wegen dieses häufigen Weinens als einen sentimentalen Menschen bezeichnen. Wir haben ihn besser kennen gelernt. Fragen wir lieber nach der Ursache und nach dem Charakter dieser seiner Thränen.

Abgesehen etwa von den am Leichnam des heimgegangenen Vaters vergossenen Thränen, sind es überall Thränen heiliger anbetender Rührung, Thränen, die er weint, weil der Odem des Ewigen seine Seele berührt.

Laßt uns hier einmal etwas tiefer graben! Daß unsere Erde ein Land der Thränen ist, braucht man nicht erst zu beweisen. Schon das neugeborene Kind kommt mit Weinen in die Welt hinein und legt durch diese seine Thränen ein unbewußtes Zeugnis davon ab, daß es in eine Welt der Schmerzen eingetreten ist. Und wie viele und wie vielerlei Thränen wirst du noch weinen müssen, du armes Kind! — Was für Thränen aber auch ein Mensch weint, — sie sind mehr oder weniger immer die Offenbarung eines bewegten, erschütterten Herzens. (Denn heuchlerische Thränen sind so wenig wahre Thränen wie ge-

machte Blumen wirkliche Blumen sind.) Wie aber nun die Bewegungen unseres Herzens gar mannigfaltiger Natur sind, so ist auch der Charakter unserer Thränen sehr verschieden. Es giebt Thränen der Enttäuschung und Thränen des Zornes; es giebt Thränen über eigenes leibliches oder seelisches Leid, und es giebt Thränen heiligen Mitleides über den Jammer, den man bei Andern schaut. Es giebt Thränen, die „zu Gott" geweint sind (Hiob 16, 20) und Thränen, die man am Herzen geliebter Mitmenschen weint. Es giebt Dankesthränen und Freudenthränen über Gottes und der Menschen Freundlichkeit und wiederum Thränen der Buße über die Irrwege, die man selbst gewandelt ist. Ohne Zweifel sind die allermeisten Thränen, die in dieser leidensvollen Welt geweint werden, Thränen des Schmerzes, — leider oft genug thörichte Thränen, da man nachher noch einmal darüber weinen muß, daß man sie geweint hat. Aber es ist doch auch nur zu oft wirklicher Anlaß zum Weinen da.

Und weil die Dinge sich also verhalten, so ist eine der herrlichsten aller Verheißungen in der ganzen heiligen Schrift, daß Gott wird abwischen alle Thränen von den Augen seiner Kinder ewiglich. Schon bei dem Propheten Jesaias (Kap. 25, V. 8) wird dem Volke Gottes diese große Aussicht eröffnet, und schließlich klingt die ganze Offenbarung in diesem Troste aus. (Offenbarung 21, V. 14.)

Die heilsamsten Thränen sind ohne Zweifel die Bußthränen. Sie sind die heilsamsten, weil ohne sie der barmherzige Gott trotz aller seiner Barmherzigkeit niemals dazu kommen könnte, uns die Thränen abzuwischen. Diese Bußthränen aber bekommen ihren ewigen Werth erst durch die Thränen Jesu Christi, die sich mit ihnen vermischen. Dreimal wird uns berichtet, daß unser Heiland

geweint habe. Zum ersten Mal am Grabe des Lazarus, da er tief innerlich des Jammers inne wurde, den Sünde und Tod über den Menschen, das Bild Gottes, gebracht haben. Zum zweiten Mal wird uns von seinen Thränen berichtet, da er im Geist den Jammer schaute, der über die Gottesstadt ergehen mußte, über das Jerusalem, das nicht wissen wollte, was zu seinem Frieden diente. Das waren also beidemal Thränen heiligen Mitleids.

Der Verfasser des Hebräerbriefes aber bezeugt, daß Jesus als der Priester und das Opferlamm, in den Tagen seines Fleisches, „Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen" für uns vor Gottes Angesicht geopfert habe. (Hebräer 5, V. 7.) Das sind die Thränen, die ihm der Kelch, der nicht vorübergehen konnte, ausgepreßt hat — der Kelch, der seine Marter und unsere Seligkeit bezeichnet. Um dieser Thränen willen, die mit seinem Herzblut eins sind, kann nun Gott abwischen unsere Thränen. Ohne sein von heiligen Thränen bethautes Opfer würden alle unsere Bußthränen — und ob sie ein Meer füllten, — zu keiner Freudenernte führen.

Die Thränen Josephs sind keine Bußthränen und doch sind sie heilige Thränen und selige Thränen; es sind Thränen, die zugleich Jubelpsalmen sind. Sie tragen, wie schon gesagt, den Charakter der Rührung im erhabensten Sinne des Wortes. Ich denke also nicht an Thränen sentimentaler Rührung, die massenhaft fließen und in der Regel nicht mehr Werth haben wie Schneeflocken. Es giebt Menschen, die „weinen müssen" wenn sie eine schwermüthige weiche Melodie hören. Sie thun sich närrischer Weise darauf viel zu gut und halten sich, ihrer leicht fließenden Thränen wegen, für besonders edle Menschen. Andere weinen, wenn ihnen mit beweglichen Worten erzählt wird, daß da und dort in der Welt hungernde Menschen wohnen,

— und sie denken doch nicht daran, diesen Hunger zu stillen und so die Thränen zu trocknen. — Nein, Josephs Thränen sind *Thränen heiliger Weihe*. Zwar ist in ihnen auch all' das durchlebte Leid, all' die Angst seiner Seele, all' die Verlassenheit, all' das Ringen nach Licht und nach Trost, all' der Kampf, all' die Demüthigung, die er durchlebt hat, beschlossen. Aber diese gesammte Noth ist jetzt *verklärt* durch den Sieg Gottes über Welt und Sünde. *Darum* weint er. Er weint diese Thränen in dem Augenblicke, wo die Schauer der Gegenwart des ewig-heiligen und herrlichen Gottes ihn ergreifen, wo sein erschütterndes und beseligendes Wirken in allem Getreibe des eigenen Lebens handgreiflich vor seine Augen tritt.

Einer unserer Dichter hat einmal gesungen:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

Zur Gotteserkenntnis und Gotteserfahrung sollen also die Thränen führen. Dann erst haben sie ihren Dienst gethan.

Und wie die Welt einmal ist, und wie wir einmal sind in der Welt, so geht es nicht ohne Thränen. „Nicht ohne Thränen ist die Bibel geschrieben und nicht ohne Thränen wird sie verstanden," sagt Albrecht Bengel, der große Bibelkenner. Nicht ohne Thränen konnte Jesus uns erlösen, und nicht ohne Thränen können wir seine Erlösung begreifen. Und bei Joseph haben die Thränen, die er weinen *mußte* in den Tagen der Noth, den Dienst gethan, den sie sollten. Dadurch ist er zu seinem Gott gekommen und zu den Thränen, die er nun weinen *darf* am Halse seines Vaters. „O Gott, du hast dich meiner Seele herzlich angenommen, daß sie nicht verdürbe; du hast für mich und

die Meinen die Hölle in den Himmel verwandelt"; dies ist die Sprache der Josephsthränen. In der Stunde, da er an seines Vaters Halse weint, ist der Triumph des hohen göttlichen Rathes vollständig.

Und das sind in unserm Leben immer wonnesame Thränen, wenn wir weinen, weil die Gegenwart des Ewigen uns berührt. Warum weint doch der starke, harte Mann dort, der es Jahrzehnte lang für mannhaft hielt, Gott und göttliche Dinge zu verachten? Warum weint er jetzt? — Es ist nur dies, daß sein dreijähriges Kind ihn angefleht hat: „Vater, kannst du nicht mit mir beten? Vater, bete doch mit mir!" Des Kindes Mutter war über der Geburt des Jüngsten soeben gestorben. Sie hatte immer mit dem Mägdelein gebetet, wenn sie es zu Bett brachte; sie kann es nicht mehr. Darum fleht es den Vater an: „Kannst du beten, so bete du mit mir!" Das erschüttert den starken Mann bis in das innerste Mark seines Wesens. Es ist Gott selbst, der durch das Kind ihn fragt: Was habe ich dir gethan, o Mann, und womit habe ich dich beleidigt, daß du mir so lange den Rücken kehrtest? — Von der Stunde an hieß es bei ihm: „Du, o Gott, bist mir zu stark geworden und hast gewonnen".

Warum weinten Millionen der Kinder unseres Volkes an dem Tage von Sedan? — Weil es auch die „Glaubenslosen" durchschauerte, daß

„Der Gott, der groß und wunderbar
Nach langer Schande Nacht uns Allen
Im Flammenglanz erschienen war."

Seinen Odem spürte damals das deutsche Volk, seine Hand schauete es, seinen Ruf hörte es: Kehre wieder! — Schande über uns, wenn wir es vergessen!

Und wann war es, du Jünger Jesu Christi, daß deine Thränen nicht mehr Thränen, sondern ein Vorschmack

ewiger Seligkeit waren? War es nicht an dem Tage, war es nicht in der Stunde, als der Heiland dir im finstern Thale der Selbstverdammung erschien und dir zuflüsterte: „Ich habe dich, gerade dich, je und je geliebet; darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte“; und als dann zum ersten Mal du, du persönlich, von dir singen und sagen konntest: „Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung, deren ich nicht werth!“ —? Die Thränen, die da flossen, waren zugleich das Ende der Thränen. Es waren Thränen und doch die Freudenernte der vorigen Thränen. Es waren Thränen, und sie waren doch schon etwas von dem göttlichen Abwischen der Thränen. Sie wurden geweint im armen Erdenthal; und doch hörtest du derweilen von ferne das neue ewige Lied, das am Throne Gottes erschallt. Ja, diese Thränen waren Josephsthränen. Um deiner Seelen Seligkeit willen — laß sie niemals trocken werden! Und wenn du sie noch nicht kennst, — o, lasse dir keine Ruhe bis sie fließen!

XX.

Zwei Audienzen am ägyptischen Königshofe.

1. Mose 46, V. 31 — Kap. 47, V. 12.

---

1) Pharao ist den Brüdern gnädig.

Wir befinden uns in der weiten hochgebauten Halle des Königspalastes zu Memphis. Er liegt frei und luftig, hoch über dem Ufer des gewaltigen Stromes, und ist mit all dem Glanz und all der Herrlichkeit ausgestattet, worüber die alte Welt verfügte. Soeben geht die Sonne auf jenseits der Wüste und übergießt die märchenhaft schöne Stadt mit purpurnem Glanz. Aber wie früh es auch noch ist, so ist doch im Palast schon Alles für eine feierliche Audienz vorbereitet, denn in Ägypten, dem Lande der Sonnengluth, empfängt der Herrscher schon bei Tagesanbruch die Menschen, die er befohlen hat. — O, wie entzückend ist der Blick stromaufwärts und stromabwärts! Hunderte von Barken mit hohen weißen und braunen Segeln gleiten über die blauen Wogen, und allerlei Lieder, theils wehmüthig, theils übermüthig klingend, tönen zu uns herauf. Ganze Schaaren von Pelikanen und Reihern mit leuchtendem Gefieder tauchen auf aus den Fluthen und verschwinden wieder darinnen. Mächtige Adler schwingen sich durch die Morgenluft und

nehmen ihren Flug zu der nahen Todtenstadt, zu der Stadt der Katakomben. Und an den Tod erinnern auch die riesenhaften Pyramiden, deren Spitzen noch von dem leichten Hauch des silbernen Morgennebels umflort sind, wodurch sie nur doppelt groß erscheinen. Auf der staubigen Straße zu unseren Füßen bewegen sich gewaltige Karawanen. Braune, gelbe, schwarze Männer treiben, unter viel Geschrei, Dromedare und Elephanten, Pferde und Esel, und lassen ihnen kaum Zeit am Rande des Stromes ihren Durst zu stillen.

Aber die Söhne des Jakob, die wir in der Empfangshalle sehen, haben für alle diese Herrlichkeiten weder Auge noch Ohr. Sie stehen da mit bebenden Knieen und harren des Augenblicks, wo der „anbetungswürdige" König, der irdische Vertreter des himmlischen Sonnengottes erscheinen wird. Joseph, der allein still und heiter ist, hat große Mühe sie zu beruhigen.

Und jetzt melden prächtig gekleidete Sklaven, daß der „Göttliche" naht. Ein Vorhang rauscht und er steht vor ihnen. Sie aber liegen auf ihren Angesichtern, bis Pharao ihnen erlaubt aufzustehen.

Es war ein schöner Tag im Leben des Joseph, als er dem Könige seine Familie vorstellen durfte. Bisher hatte auf seiner Herkunft ein geheimnisvolles Dunkel gelegen. Als ein Sklave war er nach Ägypten gebracht worden. Er hat schwerlich erzählen mögen, wie das zugegangen war. Und wenn er es auch berichtete, so blieb doch für alle Neider und Lästermäuler Raum genug, um bedenkliche und höhnische Gerüchte über den Fremdling in Umlauf zu setzen. Heute nun kann er beweisen, daß er der freigeborene Sohn eines freien Nomadenfürsten ist. Das hat auch seinem Herzen gewiß wohlgethan. Die zehn Söhne allerdings mußten nun auch vor den Ägyptern

die Schmach tragen, daß sie ihren eigenen Bruder ohne Schuld und Ursach in die Sklaverei verkauft hatten.

So scheint es denn auch, daß der Pharao ziemlich kühl mit ihnen gewesen ist. Joseph hat sie im Voraus unterrichtet, wie und was sie dem Könige antworten sollen. Er hat auch vorher schon den Boden bereitet und dem Fürsten gesagt, daß seine Brüder Viehhirten seien und daß sie ihre Herden mitgebracht hätten. Eben dasselbe sollen sie ihm antworten, wenn er nach ihrem Berufe fragt. — Nicht alle Brüder, sondern nur fünf werden vor den Herrscher geführt. Die Zahl fünf war den Ägyptern heilig und kehrt auch in unserer Geschichte immer wieder, wie die aufmerksamen Leser schon gemerkt haben.

Die Audienz selbst verläuft, wie heute noch die Audienzen am Hofe zu verlaufen pflegen, nämlich genau nach dem Programm. — Es wird uns heute noch durch die Zeitungen berichtet, wie eine Audienz beim Kaiser stattfinden, was da gesagt und nicht gesagt werden dürfe und würde. Die Stunde, da man kommt, die Minuten, die man bleiben darf, die Kleidung, die man tragen, womöglich die Verbeugungen, die man machen, die Worte, die man sagen und nicht sagen muß, — alles ist vorgeschrieben. Und in der Regel finden denn auch keine „Zwischenfälle" statt. Alles läuft ab wie ein Uhrwerk. Für die Entfaltung von Geist, Humor und Originalität ist da kein Raum. Nicht die Geister ersten Ranges, sondern die „Räthe ersten Ranges" spielen die Hauptrolle. Die Hofmarschälle sorgen schon dafür, daß die Leute, die frisch von der Leber weg reden, oder Männer, die „abweichende" Gedanken haben, den Fürsten nicht zu nahe kommen. Kurz: nirgends geht es für gewöhnlich steifer und langweiliger zu als in den Palästen der Fürsten.

Wir haben also auch über die Audienz in Memphis

nichts weiter zu melden. Die fünf Jakobssöhne sagen ihre Lektion auf und bitten schließlich um Wohnsitze in Gosen, im Lande der Viehweiden. Sehr bemerkenswerth ist, daß der Pharao nicht den Brüdern, sondern dem Joseph die zustimmende Antwort giebt. (Kap. 47, V. 5.) Ja, er thut noch mehr als von ihm erbeten ist. Er beauftragt seinen Liebling sogar, jene zu Oberhirten über seine eigenen Herden einzusetzen, wodurch sie begreiflicherweise großes Ansehen und mächtigen Einfluß im Lande bekamen; von dem Lohn, der ihnen dafür wurde, ganz zu schweigen. Pharao hatte sich sehr gut dabei gestanden, daß er dem Joseph so Großes anvertraut hatte. So hofft er denn, daß auch die Brüder seine Sachen treulich wahrnehmen werden, und wir wollen gern glauben, daß sie auch sein Vertrauen gerechtfertigt haben.

Für das Haus Israel war jetzt eine sehr kritische Entwickelungszeit gekommen und es kam Alles darauf an, daß es jetzt in die rechten Gleise hineingebracht wurde.

Man gestatte mir aber bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen, die für Jedermann praktisch und wichtig sind. Wir sprechen von kritischen Zeiten im Leben der einzelnen Menschen. Es giebt deren in einem bewegten Leben oft viele, aber sie fehlen in keinem. Wir verstehen darunter solche Zeiten, wo das Leben des Menschen eine neue große Wendung nimmt, wo er ein neues Gebiet der Welt betritt und neue Aufgaben übernimmt. Daß in Folge dessen auch neue Gefahren und Versuchungen an ihn herantreten, liegt auf der Hand.

Ein solcher kritischer Punkt ist es, wenn ein Kind zum ersten Mal den Schulweg betritt und die Kinderstube, die bis dahin seine ganze Welt war, verläßt. Das Kind denkt nicht daran, wie ernst und gefahrdrohend dieser Moment ist, aber die Eltern sollten's so viel mehr be-

denken. Sie sollen das Kind nach bester Kraft auszurüsten suchen, jetzt da es sich viel freier bewegt unter den Menschen und in der Welt, die doch „im Argen liegt" und tausend Gefahren birgt, die so viel größer sind, weil das Kind keine Ahnung davon hat. Die Eltern sollten jetzt mit doppelter Inbrunst die Hände des Gebetes über dem Kinde falten, da es ihren Händen und Augen jetzt viel mehr als bisher entrückt wird.

Ein nicht minder gefährlicher kritischer Punkt ist die Confirmation. Jetzt verläßt das Kind, in der Regel wenigstens, die Schule und bekommt ein noch viel höheres Maß von „Freiheit". Diese Freiheit aber wird bald zur Sklaverei, wenn es sie benutzt, sich nun in die Welt zu verlieren und sich allerlei Menschen hinzugeben, auf Kosten des Umgangs mit seinem Gott. Daß dies Letztere fast in den meisten Fällen geschieht, und zwar bei den männlichen wie weiblichen Confirmirten, ist eine Wahrheit, die von Niemand beanstandet wird.

Ähnliche kritische Zeiten sind es, wenn Einer ein eigenes Geschäft anfängt, oder einen Hausstand gründet, oder wenn er auswandert in ein anderes Land. Der plötzliche Wechsel der äußeren Verhältnisse ist auch dahin zu rechnen, ich meine, wenn Jemand unvermuthet aus geringen Verhältnissen zu Reichthum kommt, oder — was heute noch häufiger geschieht — aus Reichthum in Armuth herabsinkt, wenn Einer hohe Ehren erringt, oder in Schande sinkt, nicht am wenigsten auch, wenn Einer elend und schwach wird und sich nun plötzlich aller Welterwerb in Leiden verwandelt.

Alle diese und ähnliche Zeiten bringen die große Gefahr mit sich, daß das Herz verweltlicht, sei es verzaubert durch Weltsucht und Weltgewinn, oder verbittert gegen die Welt. Man sieht es tausendmal, daß, von

solchen Wendepunkten an, die Menschen so viel mit sich selbst und mit der Welt zu thun hatten, daß für den lieben Gott keine Zeit mehr übrig bleibt. Das: „Ich habe ein Weib genommen", und nun erst recht: „ich habe einen Mann genommen, darum kann ich nicht kommen", — läßt sich auf allerlei kritische Perioden im Leben anwenden. Man läßt sich von da an von Menschen in's Schlepptau nehmen, — von Menschen, „die für unser Lebensglück unentbehrlich" sind; der liebe Gott mag sich gedulden und zusehen, — nein, er soll später auch wieder an die Reihe kommen! Aber dies „später" kommt meistens nie.

Was nöthig ist in solchen Zeiten, wenn man das Gleichgewicht nicht verlieren will, ist leicht zu ersehen. Vor allen Dingen soll man sich klar werden über die Verhältnisse und mit offenen Augen die Gefahren erkennen, die darin beschlossen liegen. Man soll sich ferner klar machen, daß man mit eigener Vernunft und Kraft hier nicht durchkommen kann, sondern gar leicht auf die Klippen treiben wird. Also soll man sich mit doppelter Inbrunst gerade jetzt an seinen Gott anschließen: „ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" — man soll gerade jetzt mit doppeltem Ernst „wachen und beten, daß man nicht in Anfechtung fällt" und daß man seine Perle nicht verliert. So wird dann diese Zeit eine Zeit besonderer Vertiefung, Befestigung und Bereicherung für die Seele werden, während jetzt in den kritischen Perioden zahllose Menschen innerlich zu Grunde gehen.

Daß es aber nicht nur für einzelne Personen, sondern auch für ganze Familienkreise kritische Zeiten giebt, liegt auf der Hand. Und so war es jetzt mit dem Hause Israel. Joseph als Stellvertreter Jehovahs führte in dieser gewaltig ernsten Zeit das Schifflein seiner Familie mitten durch Sandbänke und Klippen glücklich hindurch. Hätte

er zugelassen, daß sein Volk sich unter den Ägyptern angesiedelt und seinen alten Beruf aufgegeben hätte, — hätte er etwa (was ihm leicht war) seine Brüder als seine Unterbeamten angestellt, so war Israel verloren. Es würde bald durch gegenseitige Heirathen eine Vermischung mit den Ägyptern eingetreten sein; Vermischung aber war in diesem Falle gleichbedeutend mit Vernichtung, nämlich mit Vernichtung Israels. Wo sind die Vandalen geblieben, die mit Zehntausenden nach Afrika, — wo die Gothen, die mit Hunderttausenden, und zwar als die Sieger, nach Italien kamen? Wo findet man heute ihre Stätte? Und nun diese Handvoll Israeliten gegen die Millionen Ägypter!

Auch würde bei warmer Gemeinschaft der Israeliten mit den Bewohnern des Nilthales der religiöse Kultus der Letzteren die Israeliten wohl bald verzaubert haben. Dies um so mehr, da der Götterkult der Ägypter überaus reich war an poetischen und tiefsinnigen Formen und Ideen, ja, auch reich an wirklichen Ewigkeitsgedanken.

Welch eine erhabene Weisheit spricht sich also darin aus, daß Joseph zweierlei bewirkt; einmal daß seine Volksgenossen in einem ganz abgesonderten Theil des Landes angesiedelt werden, sodann daß sie in dem Beruf der Viehhirten verbleiben, die den Ägyptern „ein Gräuel" waren. So blieben sie kastenmäßig von den Ägyptern getrennt, konnten ihre Volkssitten beibehalten, ihre Religion und ihre gesammte Eigenart pflegen und sich ungestört vermehren und entfalten.

Daß dies erreicht wurde, ist die hohe Bedeutung der ersten Audienz am Hofe des Pharao, womit wir es zu thun haben, — der Audienz, die an und für sich so langweilig geistlos und trocken ist.

2) Jakob segnet den Pharao.

Interessanter als die Audienz der fünf Brüder ist diejenige, die der alte Israel am Pharaonenhofe hat. Joseph bringt den Vater erst nach den Söhnen. Ein kluger Mann bringt das Beste zuletzt. Bei den Brüdern hatte er vielleicht etwas Herzklopfen; aber freudigen Antlitzes, ja mit heiligem Stolze führt er den ehrwürdigen Greis zu seinem König. Und kamen die Brüder, um zu nehmen, so kommt der alte Israel, um zu geben.

„Und Jakob segnete den Pharao" — damit beginnt die Audienz, damit schließt sie. (Kap. 47, V. 7—10.) Die handelnde Person ist hier also der alte Jakob. Er ist es, der, wohl ohne es selbst zu ahnen, „die Etikette durchbricht". Als ein schutzflehender, verstürmter Mann ist er in das Nilthal gekommen; er ist — menschlich zu reden — ganz und gar auf die Gnade des Königs angewiesen. Und doch: er segnet den Pharao, er segnet ihn zwei Mal. Das ist sehr bemerkenswerth. Es war dem großen Herrn vermuthlich auch noch nicht vorgekommen. Es konnte ihm auch nicht vorgekommen sein; denn zum ersten Mal steht der Mann vor ihm, der mit Gott selbst gerungen hatte und in dem Kampfe obgelegen war (1. Mose 32, 24—31); zum ersten Mal steht der Mann vor ihm, der trotz aller Sünde und Schwachheit doch wie kein Anderer der Träger der Verheißung und Gnade des ewigen Gottes ist. Und ob er auch, auf's Äußere gesehen, dem Könige nichts geben kann, was der nicht tausendfach hat, so hat er ihm doch etwas zu geben und giebt ihm auch.

Es liegt ein hohes, heiliges Selbstbewußtsein in dem Segnen des alten Israel. Man könnte denken, er hätte dem Könige gedankt dafür, daß er seinen Sohn so

hoch erhoben, ihn selbst und sein ganzes Haus in's Land aufgenommen habe; man könnte denken, er hätte um fernere Huld gebeten und seinerseits versprochen, ein treuer und gehorsamer Vasall zu sein. Kein Wort von dem allen. Er segnet. Segnen aber ist die Höhe des Gebens.

Was hat denn der alte Mann zu geben? „Fromme Phrasen", würden die verständnislosen Weltkinder sagen, „fromme Phrasen und fromme Geberden, aufgehobene Hände, die aber leer sind". Ja wohl, leer, wenn man an leuchtendes Gold oder an ein goldenes Scepter oder an einen Orden mit Brillanten denkt; nicht aber leer, wenn man weiß, daß die Hände des Gebetes die stärksten und die reichsten Hände sind. Nicht leer, wenn man weiß, daß diese Hände in Verbindung sind mit den Händen des allmächtigen Gottes im Himmel, von dem alle gute und alle vollkommene Gabe kommt. Gewiß hat Jakob bei seiner Segnung angeknüpft an die dem Joseph erwiesenen Wohlthaten und den Segen des Himmels über den Herrscher und sein Land herabgerufen. So dankte er segnend zugleich in seiner Weise dem Pharao. Aber nicht nur als ein ehrwürdiger Greis, sondern als der höchste Priester Gottes auf Erden, als der Träger der Verheißung, als der Israel segnet er.

Es ist überhaupt merkwürdig, daß gerade Jakob unter allen Patriarchen, ja, unter allen Gottesmännern der Schrift zumeist als der Segnende erscheint. Wir werden noch mehr davon hören und verweisen jetzt nur auf die Kapitel 48 u. 49. Der Patriarch, der von Natur mehr sittliche Schwachheiten an sich hat als einer der anderen, — der Patriarch, der in Folge dessen durch viel tiefere Trübsal geführt wird, als irgend ein anderer, — er gerade ist in den Schmelzfeuern Gottes auch zu einer Höhe der göttlichen Gemeinschaft durchgedrungen, daß er schier wie ein

Stellvertreter Jehovahs über die Zukunft und über die Segnungen des Himmels zu verfügen scheint. So segnet er auch hier den Pharao in erhabenem Selbstbewußtsein, wie er nachher die Söhne Josephs und seine eigenen Söhne segnet.

Gottes Kinder sind die demüthigsten Wesen im ganzen Universum. Sie sind tief davon durchdrungen, daß sie nichts, schlechterdings nichts vor Gott zu bringen haben, als was seine Gnade aus ihnen gemacht hat, daß sie also auch nichts thun konnten und nichts, was bleibenden Werth hat, thun können ohne ihn. Aber sie wissen auch, was das heißt: „Durch Gottes Gnade bin ich, was ich bin." Und eben dies giebt ihnen ein ebenso kindliches als majestätisches Selbstbewußtsein. So kann der Apostel Paulus, als er vor dem Könige Aprippa und dem Landpfleger Festus steht, (vor diesen Männern, die Macht hatten, Freiheit oder Tod über ihn zu beschließen,) er kann, als er diese Herren in prächtigen Uniformen, diese aufgeputzten Damen in köstlicher Gewandung anschaute, — er, der arme hilflose Gefangene kann dennoch wagen, ihnen zu sagen: „Wollte Gott, daß Alle, die mich heute hören, solche würden, wie ich bin." (Apostelgesch. 26, V. 29.) Und unser Dr. Martin Luther, — was schrieb er doch seinem Kurfürsten, als dieser ihn gewarnt hatte, die Wartburg zu verlassen, weil er nicht im Stande sei, ihn zu schützen? Er schrieb ihm etwa dies: „Mein Herr Christus ist nicht von Stroh, und wenn es auf's Schützen ankommt, so wollte ich eher Ew. Kurfürstliche Gnaden schützen, als daß ich nach dem kurfürstlichen Schutze ausschauen sollte." Das war das demüthige stolze Selbstbewußtsein eines Kindes Gottes. — So sehe ich noch, wie mein väterlicher Freund, der blutarme Weber Wagner, seinen Pastor segnete. Der Greis stand vor der Thür seiner Hütte auf dem Flehenberg

bei Wülfrath. Das Abendroth flammte in seinen weißen Haaren. In seinen Augen perlten Thränen. So erhob er seine fast durchsichtigen Hände, legte sie feierlich meinem Großvater auf's Haupt und sagte: „Der Segen des Himmels erfülle Sie und die göttliche Einfalt regiere Sie, daß Sie reden, was zum Frieden dient!" Mich, der ich als elfjähriges Büblein dabei stand, durchschauerte es von den Fußsohlen bis zum Scheitel. Mein Großvater aber, mit dem ich heimging, war und blieb ganz still und weich. Er verachtete den Segen des Laien nicht. Er wußte, daß dieser Laie ein Sohn und ein Priester des himmlischen Königs war.

Hoffentlich wußte auch der Pharao den Segen des alten Israel zu schätzen. Es wird ihm wohl sonderbar dabei zu Muthe gewesen sein. Er scheint es nicht für eine Anmaßung gehalten zu haben, daß der alte Jakob ihm, dem göttlich verehrten, die Hände auflegte. Geäußert hat er sich indessen darüber nicht. Doch hat er dem Patriarchen gegenüber nicht ganz geschwiegen. Wie er die Söhne Jakobs nach ihrem Berufe gefragt hatte, so fragte er jetzt passender Weise den Patriarchen nach seinem Alter. Und dieser antwortete: „Die Tage meiner Wallfahrt sind 130 Jahre. Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens und langet nicht an die Zeit meiner Väter." Er spricht so, als ob sein Leben jetzt zu Ende sei, jetzt, da durch die wunderbare göttliche Gnadenleitung all sein Weh in Freude verwandelt ist. Offenbar ist er der Meinung, daß Jehova nun bald seine Seele hinnehmen werde. Und doch sollte er noch 17 Jahre auf ägyptischem Boden leben und nach sturmbewegten Tagen einen stillen, friedsamen Feierabend genießen. Aber auch so bleibt die Dauer seines Lebens hinter derjenigen des Abraham und Isaak, die bekanntlich 175 und 180 Jahre alt wurden, erheblich zurück. So

sind seiner Tage verhältnismäßig wenig. Und sie sind böse, d. h. leidensvoll gewesen. Wir brauchen darüber hier nichts zu sagen. Das Leben des Jakob trägt, wie kein anderes, den Charakter der Zerrissenheit. Was hat der Patriarch nicht alles durch seine Familie leiden müssen. Man denke an Esau, seinen Bruder; an Laban, seinen Schwiegervater! Man denke an all das Herzeleid, das ihm seine Söhne bereiteten! Dazu die äußere Unstätigkeit! Er ist viel herumgeworfen worden, und der Jordan wie der Euphrat, der Jabok wie der Nil wissen von unzählbaren und doch von Gott gezählten Thränen zu erzählen, die seinen Augen entströmt sind. Dennoch waren es keine trostlosen Thränen; denn er war ein Pilger, ein Mann, der sein Ziel überwärts der Wolken hatte. Er suchte eine Stadt, deren Grund und Baumeister Gott ist, und er wußte, daß er sie seiner Zeit auch finden werde. Darum nennt er sein Leben eine Wallfahrt.

Und wir, — wir singen: „selig, ja selig ist der zu nennen, deß Hilfe der Gott Jakobs ist.“ Der Gott Jakobs ist dein Gott, wenn du gleich Jakob ein Pilger Gottes bist, ein Mensch, dessen Kraft, dessen Licht, dessen Zucht, dessen Trost, dessen Hoffnung, dessen Ziel Gott selber ist. Die Berleburger Bibel sagt darüber: „O, wie kann ein Gott suchend Gemüth in solcher Hoffnung bei allen bösen Tagen sich so sänftiglich zufrieden geben, da gleichwohl an einem kurzen Leiden so ewige Herrlichkeit hanget. Ach, daß doch Niemand diejenige Zeit oder Tag vor gut hielte, worinnen man nach seinem eigenen Willen, Lust, Ehre und Überfluß dahinleben kann. Ach, leide sich doch ein jeder Mensch als ein guter Streiter Christi und nehme auch mit seinen bösen Tagen vorlieb, wickele sich in die Geduld und glaube, daß es seinem Fleische hochnöthig sei, also mit Jakob geübt und bewährt zu werden. Man ver-

gaffe sich nicht an scheinbare Eitelkeiten, sondern behalte als ein berufener Pilgrim auf Erden und Burger des Himmels den Geist aufgehaben zu Gott seinem Ursprung; so bringet man ein freudig Gewissen auch ins Alter und die selige Ewigkeit verschlingt endlich die kurze Leidenszeit im unendlichen Jubel und Triumph als wo ein ewiger Tag ohne Dunkel und Wechsel sein wird in dem unendlichen Licht der göttlichen Herrlichkeit." Goldne Worte! Wer sagt: „Amen!"?

XXI.

Josephs Besuche bei seinem alten Vater.

1. Mose 47, V. 11 — Kap. 48, V. 22.

1) Ein hinkender Bote.

Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich noch, daß die Geschichte Davids mir langweiliger zu werden anfing von da an, wo er König wurde, und die Geschichte Josephs nicht minder von da an, wo er seinen alten Vater umarmt hatte und so zum Ziele seiner Wünsche gekommen war. Die Spannung ist nun vorbei, und alles Weitere wickelt sich glatt ab, das heißt, für den oberflächlichen Leser. — Leider ist das Leben der meisten Menschen nicht nur nicht mehr so interessant, wenn es ihnen gut geht in der Welt, sondern auch nicht mehr so fromm, als früher. Das gilt auch nicht selten von den Frommen. David ist dafür ein trauriger Zeuge. Und du und ich sollen wachen und beten, daß wir nicht auch Zeugen dafür werden.

Was aber nun die Geschichte Josephs angeht, so ist sie mit nichten den landläufigen Romanen gleich. Hier läuft gemeiniglich Alles auf eine großartige Scene hinaus, wo Alles in Seligkeit schwimmt oder auch wo Alles zu Grunde geht. Und dann fällt der Vorhang. Wie gesagt, so ist es bei Joseph nicht. Nach der wunderbaren Lösung

des furchtbaren Knotens folgen noch allerlei sehr beherzigenswerthe Ereignisse, bei denen es viel zu lernen giebt. Daß ich als kleiner Knabe keinen großen Geschmack daran fand, wundert mich auch heute nicht. Aber ich bitte die Leser, solches knabenhaften Vorurtheils sich ernstlich zu entschlagen. Vielleicht kommt für Manchen dann das Beste noch zuletzt, ich meine unter dem „Besten" die Medicin, die ihm für sein krankes Herz am heilsamsten ist.

An Joseph ist es zunächst groß, daß er auch in den Tagen hohen Glückes und hoher Ehren der göttlichen Einfalt treu geblieben ist. Aber einen hinkenden Boten (der hinter all den guten Posten herkeucht), müssen wir doch auch bei ihm verzeichnen. Wir meinen dies, daß er die Hungersnoth in Ägypten benutzte, um alle Landeskinder, nur die Priester ausgenommen, zu Leibeigenen des Pharao, und alles Land zum Eigenthum der Krone zu machen. (Kap. 47, V. 13 u. flgd.) Meine selige Mutter, die ein sehr freiheitsliebendes Gemüth hatte, und die doch andrerseits auch auf ihren Joseph nichts kommen lassen wollte, behauptete freilich, daß das alles geistlich zu verstehen sei. Wie sie sich das dachte, ist mir verborgen geblieben. Und bei aller kindlichen Pietät gestatte ich mir doch auch heute noch anderer Meinung zu sein. Ich will gerne gelten lassen, was etliche Gelehrte sagen, nämlich: „Die Ägypter hätten ja auch in den sieben fetten Jahren sparen können, dann wäre ihr Mangel in der Hungerzeit nicht so groß gewesen und sie hätten ihre Freiheit besser wahren können." Und ferner: „Joseph hätte die Leibeigenschaft dadurch gemildert, daß alles Volk nur den fünften Theil seines Einkommens einliefern mußte."

Doch und dennoch ist nicht daran zu rütteln, daß unser Joseph die despotische Macht des Pharao stärkte zu Ungunsten der Freiheit des Volkes, und ich bin nicht ge-

willt, das zu vertheidigen. Ich denke nicht daran, aus dem Joseph einen fleckenlosen Mann nach Art der römisch-katholischen Heiligen zu machen. Er war in dieser Beziehung, ich meine auf dem politischen Gebiete, auch „ein Kind seiner Zeit". So huldigte er denn der höchst irrigen Ansicht, ein Minister thue am besten seine Pflicht, wenn er nach allen Seiten hin die königliche Macht erweitere, was ja nur auf Kosten der allgemeinen Freiheit geschehen kann. Daß ein Volk so viel tüchtiger, tapferer, treuer und zukunftsreicher ist, je freier es ist, — das ging über seinen Horizont. Ach, Gott sei es geklagt, es geht auch heute noch über den Horizont der meisten Fürsten und Staatsmänner! —

Das arme ägyptische Völklein hat je und je in einem harten Joche gehen müssen, und die Fellahs, die heutzutage das herrliche Nilthal bevölkern, sind nur noch Ruinen von Menschen. Das wollen wir nicht auf das Schuldkonto unseres Joseph schreiben. Aber auch er hat doch dem Pharao nicht gezeigt, wie er ein Vater, sondern wie er ein unumschränkter Gebieter des Landes werden könne. Es menschelt überall. Hier ist Joseph jedenfalls kein Vorbild Christi. Der bloße Gedanke, daß er einem Fürsten solch einen Rath gegeben haben sollte, erscheint Einem frivol.

Erfreulicher, und zwar sehr erfreulich ist es dagegen, daß Joseph auch bei seiner hohen Stellung in der innigen und zarten Liebe zu den Seinen, vor Allem in der dankbaren Ehrfurcht gegen seinen alten Vater verharret ist. Das ist leider eine seltene Sache, besonders unter den Söhnen Japhets, wie wir das früher schon erkannt haben. Ach, mancher „Herr Sohn", der in der glücklichen Lage ist, seiner ganzen Familie und auch seinen alten Eltern ein Beschützer und Helfer sein zu können, dürfte hier lernen, was sich schickt und was ihn selbst wahrhaft adelt.

2) Der Sohn am Sterbebette des Vaters.

Hast du, lieber Leser, schon am Sterbebett deiner Eltern gestanden? Ja? Und wie war das? Konntest du in aller Demuth sagen: Ich habe meinem Vater, ich habe meiner Mutter, nach bester Kraft meine Dankesschuld bezahlt und ihren Lebensabend so lieblich wie möglich gestaltet? Oder war dein Gedanke: „Ach, daß sie noch einmal wieder gesund würden, dann wollte ich mit Freuden thun, was ich leider bis jetzt nicht gethan habe" —? Wie ist es dir jetzt zu Muth, wenn du an dem grünen Hügel stehst, darunter ihre Gebeine schlummern? — Das sind ernste Fragen. — Aber unter den Lesern sind auch sehr viele, die das erst erleben *werden*, daß ein sterbender Vater sie beschicken läßt. O, denke du doch, diese Stunde komme *morgen* und halte dich so gegen ihn, ob er auch allerlei äußere und innere Schwachheit und Gebrechlichkeit hätte, daß du dann mit freudigen Gewissen Abschied von ihm nehmen kannst.

Auch nach *dieser* Seite hin ist Joseph ein allgemein gültiges *Vorbild*. Und wer ihn ernstlich zum Vorbild nimmt, wird dadurch ein fröhliches Herz und viel anderes Lebensglück gewinnen.

Israel rief seinen Sohn Joseph, als er meinte, daß es mit ihm zum Sterben gehe. Dieser hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinen Vater aufzusuchen. (Kap. 47, V. 29—31.) Schon vorher wird uns erzählt, wie er den Vater und die Familien der Brüder, je nach der Zahl der Kinder, reichlich mit Brot versorgt habe. Welch' eine Freude muß das für ihn gewesen sein, auf diesem Wege jede Sorge aus dem Herzen des Familienhauptes wegzunehmen und ihm einen so lieblichen Lebensabend zu bereiten. Ich achte, daß *gerade dadurch* Josephs

Leben in der köstlichsten Weise verkläret worden ist, daß er seinem Vater so wohlthun konnte. — Als ich vor dreißig Jahren in Bonn meine Universitätsstudien fast beendet hatte, schrieb mir meine selige Mutter in rechter Traurigkeit, daß sie ihre goldene Brosche verloren habe. Ich kannte dieselbe sehr gut; denn sie hatte nicht viel von den Sachen, die der Rost fressen kann und da die Diebe nachgraben und stehlen. Aber ich wußte auch, daß diese Brosche ihr lieb geworden war. Ich wußte auch, daß sie, die für Andere Alles zu opfern pflegte, für sich viel zu „geizig" war, um das Verlorene zu ersetzen. Nun hatte ich in jener Zeit eine Preisaufgabe gemacht. Das Thema lautete: „De receptione gentium in regnum christianum." (Über die Aufnahme der Heiden in's messianische Reich.) Das war ein Text für mich; denn ich bin immer für die Weitherzigkeit und Wiederbringung gewesen. So gelang mir denn die Arbeit und ich bekam 50 Thaler (denn in jenen glücklichen Zeiten rechnete man noch nach Thalern und nicht nach Mark). Diese 50 Thaler waren das erste Geld, was ich in meinem Leben verdiente. Ich empfing es an demselben Tage, an dem die Trauerbotschaft von dem verlorenen Kleinod einlief. Natürlich war mein Entschluß alsobald gefaßt. Ich ließ eine ganz ähnliche Brosche machen und steckte sie der Mutter an, als ich bald darauf in den Ferien heimkam. O diese Freude! Diese Freudenthränen bei Mutter und Sohn! Ich kann heute noch Gott darüber danken, daß er mir diese Freude machte, meiner Mutter diese Freude machen zu können. — Vielleicht denkt dieser oder jener argwöhnische Leser, ich wolle mich selbst loben. Nun, wer das durchaus glauben will, dem will ich es nicht wehren. Aber Gott weiß, ich that nur, was mir so selbstverständlich schien, wie das Athmen, und ich wäre mir wie ein Dieb vorgekommen, wenn ich es nicht

gethan hätte. Ich spekulire aber darauf, daß in Folge dieser Mittheilung der eine und der andere von den jugendlichen Lesern, der noch Eltern hat, sich allerlei Feines aussinnt, wodurch auch er in den alten Augen Freudenthränen weckt.

Also ich entschuldige mich nicht wegen dieser eingestreuten Erzählung; bin aber nun wieder bei Joseph. Dieser überaus belastete und von großen Geschäften schier erdrückte Mann hatte dennoch Zeit, Zeit genug, sofort zu seinem Vater zu eilen, als derselbe nach ihm schickte. Er hatte Zeit genug, weil er das Herz auf dem rechten Flecke hatte. — Israel hatte Todesgedanken und darum hatte er seinen Sohn rufen lassen. Unter allen Männern Gottes ist keiner, der so oft wie Jakob meinte, sein Ende sei nahe. Als er den blutigen Rock in Händen hielt, weissagte er, daß er bald in das Todtenreich hinabfahren werde. Sein erstes Wort, als er von Josephs Leben hört, ist: „Nun will ich gerne sterben." Dasselbe sagt er, als er den Vielgeliebten in seine Arme schließt. Vor dem Pharao redet er so von seinem Leben, als ob der gegenwärtige Tag der letzte sei. Jetzt meint er wieder, es gehe zu Ende. Nach einiger Zeit (Kap. 48, V. 2) geht's ebenso. Und doch mag noch mancher Monat vergangen sein, bis dann wirklich der alte Pilger in seine Heimat kam. (Kap. 49, V. 33.) — Es scheint mir daraus hervorzugehen, daß der ehrwürdige Patriarch sehr gebrechlich war; jedenfalls war er in seinem hohen Alter nahezu erblindet, wie ja auch sein Vater Isaak blind war. Andrerseits aber sehen wir auch daraus, daß er alle Angst vor dem Tode unter den Füßen hatte. Es scheint, daß er es gar nicht abwarten kann, bis die Ruder seines Schiffleins gelöst werden.

Aber eine Bitte hat er noch an seinen lieben Sohn Joseph, die muß ihm erfüllt werden, wenn er mit vollem Trost sterben soll. Und diese Bitte bezieht sich auf sein

Begräbnis. Nicht etwa, daß es recht großartig und feierlich sein soll; nicht etwa, daß Joseph ihm eine kleine Pyramide über seinem Grabe errichten soll. Solche eitle Gedanken hat ein Pilgrim Gottes nicht. — Nein, es ist dies, daß er in Kanaan, in dem Lande seiner Väter, und in dem Grabe seiner Väter beigesetzt werden will, und nicht in Ägypten. Diese Sache ist ihm von hoher Wichtigkeit. Es ist ihm nicht genug, daß Joseph ohne Zaudern verspricht, seinen letzten Willen zu erfüllen, — nein, er ruht nicht, bis der Sohn sein Versprechen mit einem Eid bekräftigt hat. Nach dieser feierlichen Eidesleistung erst ist seine Seele stille. Er weiß die große Sache nun in den besten und sichersten Händen und hält ein Dankgebet „zu den Häupten des Bettes", d. h. indem er sich gegen das erhöhte Kopfende hinwendet. (Kap. 47, V. 29—31).

Wir sagten, daß es sich hier um eine große Sache handele, und werden das näher beleuchten, wenn wir später hören, daß auch Josephs letzter Wille dieselbe Richtung nimmt. Es war aber auch eine große Sache, diesen Wunsch zu erfüllen; denn, um hier von anderen Schwierigkeiten abzusehen, so konnte auch der Pharao Bedenken haben, die Erlaubnis zu geben. Dennoch schwört Joseph. Es ist ihm gewiß, daß sein Gott ihn auch bei dieser Angelegenheit nicht im Stiche lassen wird.

Noch nicht lange ist Joseph in die Residenz zurückgekehrt, so wird er auf's Neue nach Gosen berufen. Auch jetzt wieder hat der Reichskanzler Zeit. Diesmal nimmt er seine beiden ältesten Söhne mit. Als der Patriarch hört, daß Joseph kommt, „da machte er sich stark und setzte sich im Bette". Der alte, fast blinde Mann schüttet nun vor seinem Lieblingssohne das bewegliche Herz aus, indem er auf sein Leben und darin vor allen Dingen auf

die göttlichen Verheißungen zurückblickt. Auch der Tod der geliebten Rahel, der Mutter Josephs, wird hier wieder erwähnt. Die begeisterte Jugendliebe für die schöne Tochter Mesopotamiens ist noch immer lebendig.

Ein großes Ereignis für den Joseph war, daß der alte Vater, kraft göttlicher Vollgewalt, erklärt, daß die beiden ältesten Söhne Josephs, Manasse und Ephraim, als direkte Nachkommen Jakobs und der Rahel gelten, daß sie also gerade so wie Ruben und Simeon Jakobs Erben, und daß sie selbständige Stämme sein sollen.

Unterdessen sind die beiden Jünglinge näher getreten. Der fast blinde Mann sieht wohl, daß da Menschen sind; er unterscheidet aber nichts Genaueres und fragt: „Wer sind diese?“ Joseph giebt ihm Aufschluß, und Israel spricht: „Bringe sie her zu mir, daß ich sie segne.“ Joseph stellt sie nun so vor den Patriarchen, daß dessen rechte Hand auf das Haupt des Erstgeborenen, Manasse, die linke auf das Haupt Ephraims zu liegen gekommen wäre. Der alte Patriarch aber kreuzt seine Arme, legt seine Rechte auf Ephraims Haupt und giebt ihm den Hauptsegen. Der besorgte Vater will den vermeintlichen Irrthum beseitigen. Aber Israel beharrt dabei, daß Ephraim gesegnet sein werde vor Manasse.

Wie merkwürdig und beherzigenswerth ist hier jedes Einzelne! Bei diesen Menschen ist überall ein direktes göttliches Walten, weil sie von ganzem Herzen darüber aus sind, Gott walten zu lassen. Wir erkennen hier aber auch, was der Dichter sagt: „bei Gott geht's göttlicher her, und nicht nach Stand und Würden.“ Die sonst so hochgeachtete Würde des Erstgeborenen bleibt in diesem Falle, wo Gottes Hand waltet, völlig unbeachtet. Jakob segnet nicht, wen er will, sondern wen er soll.

Das ist noch auffallender, wenn wir an die Segnung

der übrigen Söhne denken. Wenn einer diese Geschichte erfunden hätte, so würde er ohne Zweifel jetzt den Joseph, den Retter Israels, das Urbild aller Tugend, auch zum Träger der Verheißung und zum Stammvater des Messias gemacht haben. Aber nicht Joseph, sondern Juda wird der Mann, über den das Morgenroth des Heils leuchtet. Und Levi wird der Stammvater des hochgeehrten priesterlichen Stammes, und wiederum nicht Joseph. Ja, gerade dadurch, daß Ephraim und Manasse zu selbständigen Stämmen erhoben werden, verschwindet nun der Name Josephs vollständig aus der Reihe der Stämme, aus der Reihe der Namen, die ohne seine rettende Hilfe alle erloschen sein würden.

Nun, er selbst konnte sich darüber leicht trösten, da sein Name im Himmel angeschrieben war. Aber sehr merkwürdig ist es doch, und kein Mensch wäre darauf gekommen, so etwas zu erfinden. Joseph hat sich jedenfalls wegen dieser Sache wenig gegrämt. Etliche Tage oder Wochen später neigte er sich auf seines entseelten Vaters Angesicht, weinte über ihm und küßte ihn. (Kap. 50 V. 1.) Das war der letzte Kuß in dieser Welt. Es sollten noch 54 Jahre vergehen, bis Jakob seinem Liebling den Begrüßungskuß im himmlischen Kanaan am kristallenen Strom geben durfte. Walt Gott, daß wir sie da einmal finden. Recht verstanden: sie sind ohne Zweifel da; die Frage ist nur, ob wir hinkommen!

XXII.

Ein großartiges Begräbnis.

1. Mose 50, V. 1—13.

---

1) Blumen auf den Weg!

Vor einigen Wochen hatte ich auf einem unserer Friedhöfe meines Amtes gewaltet. Als ich vom Grabe kam, fuhr durch die Pforte ein glänzender Leichenzug ein. Ja — „glänzend", anders konnte man ihn nicht nennen. Der weite Weg von der Kapelle bis zum Grabe war schon vorher, trotz der winterlichen Zeit, in verschwenderischer Weise mit Blumen und immergrünen Zweiglein bestreut. Der Sarg war mit Silber beschlagen. Lange seidene Schleifen hingen daran. Auf der einen las ich im Vorübergehen das schöne Wort des Apostels: „die Liebe höret nimmer auf;" auf einer andern: „zu früh bist du von uns geschieden." Hinter dem Sarge kam ein großer Wagen, der ganz und gar mit Kränzen und riesigen Palmenzweigen gefüllt war. Wie viel Hunderte von Mark mochten diese Blumenspenden gekostet haben! — Jetzt folgte eine endlose Reihe von Wagen. Im ersten saßen die Söhne des Verstorbenen. Als mein Begleiter sie sah, flog ein spöttisches Lächeln über sein Gesicht und er sagte: „die hätten ihrem Vater auch lieber Blumen auf den Weg streuen sollen so

lange er lebte. Nun wollen sie an dem Todten gut machen, was sie an dem Lebenden versäumt haben." — Mir war der Verstorbene unbekannt. Aber nach dem zu schließen, was mein Gewährsmann berichtete, hatte er viel erlitten von seinen Kindern in den Tagen seines Lebens.

„Sie hätten ihm lieber Zeit seines Lebens Blumen auf den Weg streuen sollen" — das Wort ging mir lange nach und geht mir heute noch nach. Jetzt war es zu spät. Es kam dem Verstorbenen nicht mehr zu gut. Ach, wie oft findet man, daß ein großartiges Begräbnis die Menge der Sünden decken soll, die man an dem begangen hat, der doch keine Liebe mehr annehmen kann; noch öfter, daß man mit dem glänzenden Begräbnis seiner Verwandten die Welt täuschen und sie an eine Liebe glauben machen will, die nicht bestand, oder daß man auch nur seinen eigenen Reichthum anbringen und damit prunken will. O Eitelkeit der Eitelkeiten! Wie viel Sünde und Hoffahrt noch über Tod und Grab; wie viel sinnlose Verschwendung oft, sehr oft, und dann nachher noch eine öffentliche Danksagung für die bewiesene Theilnahme und dem Herrn Pastor für seine „trostreichen Worte am Grabe," — was leider manchmal so viel heißt als: für die Lobsprüche, die er den trauernden Hinterbliebenen spendete. O Eitelkeit der Eitelkeiten!

Ich bin auch der Meinung, daß man seine Todten mit christlichem Anstand beerdigen soll, und daß man vor allen Dingen das Evangelium (das ist aber das Gegentheil von einer Verhimmelung des Verstorbenen und der Überlebenden) und ein Glaubenslied dabei zu Worte kommen lasse. Auch ein Kranz sollte nicht fehlen (ich weiß, daß die Gärtner auch leben müssen). Aber diese Sache wird allermeist sehr übertrieben. Das böse Wort des Judas Ischarioth: „Man hätte das Geld lieber sollen den Armen geben" ist hier ein gutes Wort. Und wenn die Erben, —

seien es nun lachende oder weinende Erben, entdecken, daß der Verstorbene „vergessen" hat, der Armen und der Zwecke des Reiches Gottes zu gedenken, so sollen sie es thun. Das wäre ein feines Monument auf sein Grab, fester wie Marmor und Erz und würde auch im Himmel noch Eindruck machen. Und das wäre ganz gewiß „im Sinne des Verstorbenen", wenn man nämlich nicht den Mann vor Augen hat, wie er auf Erden dachte, sondern wie er nun denkt in der Welt der Selbsterkenntnis und des Schauens. Ach, was hätte der reiche Mann, als er in der Hölle und in der Qual war, darum gegeben, wenn er seine Versäumnis an dem Lazarus und so vielen andern Menschen hätte gut machen können!

Also im Sinne des Verstorbenen! Da die Leser aber noch nicht zu den Verstorbenen gehören und hoffentlich auch in ihrem Innern nicht in Selbstsucht und Geiz erstorben sind, so bitte ich sie, daß sie jetzt thun, was sie später gethan haben möchten und dann nicht mehr thun können. Man denke an den eben schon genannten armen „reichen Mann" im Evangelium! (Luk. 16.)

Der alte Jakob hat sein Haus gründlich bestellt, ehe er es verließ. Er war nicht so feige wie viele Christen, daß er die Todesgedanken wie lästige Fliegen verjagte und sich immer vorlog, er habe noch Zeit genug. O, wie viel Unheil, wie viel Streit, Verbitterung, ja, heillose Processe ohne Zahl kommen daher, daß man versäumte, sein Haus zu bestellen. Aber wo das auch nicht vergessen wurde, — wird es da nicht in der andern Welt einen schlimmen Proceß geben, wenn man nur an seine, vielleicht schon an und für sich wohlgestellten Blutsverwandten gedacht hat, und nun der ewige Richter fragt: „Was habt ihr gethan für meine Geringsten und für mein Reich auf Erden?"

Nicht zu den Todten, sondern zu den Lebenden rede ich. Und ich bitte, laßt die Blumen vor allen Dingen für die Lebenden sein! So lange du mit deinem Bruder auf dem Wege bist, streue ihm Blumen auf den Weg. Und wenn du an diesem und jenem Hausgenossen so schwer zu tragen hast, und wenn manchmal der Zorn gegen diesen und jenen Mitmenschen dich bemeistern will, und wenn ein hartes Wort oder ein bitterer, schneidender Witz gegen einen Amtsgenossen oder Konkurrenten dir auf den Lippen schwebt, — o, denke schnell daran, daß du, wer weiß wie bald, an seinem Sarge stehst. Oder wenn Geiz, oder Bequemlichkeit, oder allerlei Art von Selbstsucht dich abhalten will, deinen Mitmenschen Liebe, Wohlthat und Freundlichkeit zu erweisen, — denke daran, daß er vielleicht nur noch eine kleine Weile bei dir ist und du nur noch eine kleine Weile bei ihm. Streue Blumen, so lange er lebt, und so lange du selber lebst.

„O lieb', so lang du lieben kannst,
O lieb', so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Da du an Gräbern stehst und klagst!" —

Die zehn ältesten Söhne Jakobs konnten Gott danken, daß ihr Vater nicht schon zwanzig Jahre früher gestorben war. Sie hätten damals verzweifeln müssen auf dem Wege zu seiner Gruft. Sie hätten sich sagen müssen: wir haben ihn durch unsere bösen Thaten ins Grab gebracht. Jetzt lag ein versöhnendes Licht über der Leiche des ehrwürdigen Patriarchen. Etwas von dem bittern Weh der Selbstanklage wird aber doch auch jetzt noch durch ihre Herzen gezogen sein. Nur Josephs Schmerz war ganz rein und heilig; darum wird auch von dieſem Schmerz allein berichtet. (Kap. 50, V. 1.)

2) Ein Leichenzug durch zwei Welttheile.

Daß Joseph dem geliebten Vater auch nach seinem Tode die höchste Ehre erwies, ist selbstverständlich. Die Leiche mußte in eine Mumie verwandelt werden, schon deswegen, weil sie nach dem fernen Hebron gebracht werden sollte. Aber auch um der Ägypter willen mußte Joseph dem Heimgegangenen die üblichen Ehren anthun. Diese Heiden würden in dem Unterlassen derselben einen Mangel an Liebe und Ehrfurcht gefunden haben. Für sie war die Erhaltung der Leiche und ein gesichertes Grab bekanntlich von der allerhöchsten Bedeutung. — So wundern wir uns denn nicht über das, was uns berichtet wird.

Vierzig Tage brauchen die Ärzte Josephs dazu, um die Leiche des Altvaters in die rechte Verfassung zu bringen. „Tarichenten" hießen die Männer, welche den entseelten Leib in eine Mumie verwandelten, und diese Tarichenten bildeten eine besondere angesehene Klasse, die dem Priesterorden nahe stand. Die kostbarste Art der Einbalsamirung bestand nach Herodot darin, daß man das Gehirn der Leiche durch die Nase herauszog und den Kopf mit Würzwerk anfüllte, welches besonders aus Palästina eingeführt wurde. Dann entfernte man die Eingeweide, füllte den Bauch mit Spezereien und nähte ihn wieder zu. Jetzt salbte man den Körper mit Natron, ließ ihn 70 Tage stehen, bestrich ihn darauf mit Gummi und wickelte ihn in feinen Byssus. So kam er dann in die Todtenkammer. — Die Eingeweide that man in eine Kiste, welche in den Nil geworfen wurde; denn der Bauch galt als Sitz der Sünden, besonders der Eß- und Trinksünden.

So, nun wissen wir, was sie mit unserm Patriarchen aufgestellt haben. Wir brauchen ihn weder darum zu beneiden noch zu bemitleiden. Auch nicht um die officielle

siebzigtägige Trauer, die in Ägypten seinetwegen angestellt und vermuthlich, nach Art unserer Hoftrauer, von oben herab kommandirt wurde. Der Pharao hat damit seinen Kanzler, den Sohn des Abgeschiedenen, geehrt. Oder ob ihm auch der Segen des Patriarchen einen tieferen Eindruck gemacht hatte? Oder Beides? — Wer weiß? — Dieser Pharao erscheint jedenfalls überall als ein feinfühlender Mann. So hat er auch dem Joseph keine Schwierigkeiten gemacht, als dieser ihn bitten ließ, daß er seinen Vater in Kanaan beerdigen dürfe. Joseph trat nicht persönlich mit dieser Bitte vor den Herrscher hin, sondern er ließ ihn durch Andere bitten und berief sich dabei auf den Eid, den er seinem sterbenden Vater geleistet hatte. Man sagt, es sei gegen die Etikette gewesen, daß Joseph in Trauerkleidern vor den König trat; dem hätten nur heitere Menschen nahen dürfen. Vielleicht aber mochte auch Joseph in eigener Angelegenheit den König nicht ansprechen. So oder so, Pharao machte keine Schwierigkeiten. Wie schwer er auch sonst den Joseph entbehren konnte, so gab er ihm jetzt doch unbeschränkten Urlaub. Auch hatte er das volle Vertrauen, daß Joseph und die Seinen wieder zurückkehren und sich nicht durch den Anblick des heimatlichen Bodens fesseln lassen würden.

So entfaltet sich denn, 70 Tage nach dem Tode Israels, ein imposanter Leichenzug. Nicht nur, daß alle erwachsenen Personen des Hauses Israel daran theilnehmen; nein, die vornehmsten Leute von ganz Ägypten betheiligen sich; ja, Ritter und Reisige haben sich angeschlossen. Dies war für alle Fälle. Man konnte nicht wissen, was für wilde, beutelustige Horden man unterwegs treffen würde. — In unabsehbarer Linie entfaltete sich die glänzende Karawane, deren Mittelpunkt der Wagen mit dem Sarge Israels war, — eine Karawane, die eigentlich einen Triumphzug des Joseph darstellte; denn nur aus Rücksicht auf diesen

betheiligte sich der Adel des Nillandes trotz der so beschwerlichen Reise. Aus einem Welttheil in den andern, aus Afrika nach Asien, aus dem Lande Hams in das Land der Semiten zieht dieser höchst eigenartige Leichenkonduкt. Noch in den Tagen, da Moses unser Buch schrieb, zeigte man jenseit des Jordans eine Stelle, die „Ägypter-Trauer" hieß, weil hier Joseph vor dem letzten Übergange nach Mamre eine siebentägige „Klage" gehalten hatte. (Kap. 50, V. 11.)

Ich weiß, daß es hier für die Auslegung verschiedene Schwierigkeiten giebt. Aber sie sind ohne Interesse für meine Leser. Aufmerksam machen muß ich sie aber darauf, daß dieser imposante und feierliche Leichenzug des alten Jakob, aus Ägypten fort nach Kanaan hinein, eine mächtige, wenn auch wortlose Weissagung ist von der Heimkehr des hebräischen Volkes selbst in sein altes Vaterland. Der todte Jakob zieht dem lebenden Israel voran und zeigt ihm seinen Weg und sein Ziel.

Zwar vergingen noch fast vierhundert Jahre, bis das Volk der Hebräer, von dem göttlichen Wettersturm bewegt, das Nilthal verlassen und nach Kanaan hinaufsteigen konnte. Aber durch diese Jahrhunderte hindurch war das Grab der Patriarchen in Mamre ein gewaltiger Magnet, ein stetes Memento: „Israel, vergiß deiner selbst nicht! Israel, vergiß deines Ursprungs nicht! Israel, vergiß der Verheißungen deines Gottes nicht! — Deine Stammväter wollten um nichts in der Welt wo anders als in der heiligen Erde Kanaans beigesetzt werden. Vergiß es nicht: in Ägypten ist nur dein Pilgrimstand, Kanaan ist dein Vaterland! Höre, wie dich rufen die stillen Grüfte der Patriarchen, merke, wie die Gebeine deiner Stammväter dich mahnen: Israel, vergiß deines Gottes nicht, Israel, vergiß deiner selbst nicht!"

XXIII.

Ich glaube an die Vergebung der Sünden.

1. Mose 50, V. 14—23.

---

1) Wie schwer das ist,

zeigt uns unsere Geschichte. Wer es nicht weiß oder nicht wissen will, welch ein Ungeheuer die Sünde ist, der findet natürlich auch nicht die geringsten Schwierigkeiten darin, daß Gott die Sünde vergiebt. Ist (wie der neumodische und nur allzu sehr in Aufnahme gekommene Naturalismus predigt) die „sogenannte Sünde" nichts Anderes als die Offenbarung unwiderstehlicher Triebe und Neigungen, so kann natürlich weder von Schuld noch von Vergebung die Rede sein. Wo nichts verbrochen ist, da ist auch nichts zu vergeben. Ist ferner die Sünde nur eine „verzeihliche Schwachheit", so kann man auch leicht fassen, daß „der gute Vater über dem Sternenzelte" einen Strich dadurch macht und beruhigend sagt: „Kinder, laßt es gut sein und quält euch nicht weiter damit!" — Anders aber verhält es sich bei tiefer gerichteten Menschen. Bei allen edleren Heiden sogar finden wir, daß Sünde und Schuld ihnen wie entsetzliche finstere Berge aufliegen, und niemals hören wir, daß ihnen das göttliche Vergeben eine einfache Sache war. Im Gegentheil! sie können es nicht fassen,

daß die Götter Sünde erlassen; denn sie kennen keinen Gott, in dessen Herzen neben der Heiligkeit die Barmherzigkeit wohnt. Aristoteles, der größte aller griechischen Philosophen, sagt: „Die Gottheit ist nicht da, um zu lieben, sondern um geliebt zu werden.“ Und einer der tiefsinnigsten Dichter des Alterthums schreibt: „Unvergessen bleibe der Gottheit das Unrecht, und ewig gedenke sie der begangenen Schuld.“

Es bedurfte in der That einer ganz besonderen Offenbarung, um in der Menschheit den Glauben an einen Gott zu schaffen, der die Sünde vergiebt und die Schuld erläßt. Darum frohlockt auch der Prophet Micha mit triumphirendem Staunen: „Wo ist ein solcher Gott, wie du bist; der die Sünde vergiebt und erlässet die Missethat den Übrigen seines Erbtheils; der seinen Zorn nicht ewiglich behält? Denn er ist barmherzig; er wird sich unserer wieder erbarmen, unsere Missethat dämpfen und alle unsere Sünden in die Tiefe des Meeres werfen.“ (Micha 7, V. 18—19.) Die Tilgung der Sünde ist ihm ein Gegenstand der höchsten Anbetung. Kein Wunder! Die Wissenschaft belehrt uns, daß im ganzen Weltall trotz aller gewaltigen Wandelungen, trotz aller furchtbaren Katastrophen doch kein Atom verloren geht. Welche Ereignisse auch immer geschehen mögen, — die einzelnen Atome gehen nur in andere Formen und Gestaltungen über; sie wechseln nur ihren Platz. Und nun sollen wir glauben, daß die Sünde, die doch ein thatsächlicher Eingriff in die göttliche Weltordnung ist, vergeben, d. h. als Schuld erlassen und als verderbliche That aufgehoben wird?! Natürlich nur dem Bußfertigen; sonst wäre die Vergebung etwas Unsittliches. Aber auch dies zu glauben, daß sie dem Bußfertigen vergeben wird, ist nur möglich, wenn Gott selbst es bezeugt. Er allein kann das Unmögliche möglich

machen. Er allein kann auch unbeschadet seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit die Sünde aufheben, als wäre sie nicht geschehen; ja, er kann sie in den Triumph seiner rettenden Gnade aufnehmen, — was Alles freilich erst in Christi Kreuz recht verstanden wird, und was dann, seiner Unglaublichkeit wegen, durch ein besonderes Sacrament, durch das Sacrament des Altars, noch einmal in sinnfälliger Weise vor die Augen der christlichen Gemeinde gestellt wird.

Dennoch ist das Verständnis dieser göttlichen Thatsache bis auf den heutigen Tag nur Wenigen verliehen. „Ich glaube an eine Vergebung der Sünden" sprechen zwar Alle, die das Apostolikum bekennen. Aber Tausende von redlichen Seelen fügen leise hinzu: „Ich glaube, lieber Herr; hilf meinem Unglauben!" Sie finden, daß dieser Glaubens-Artikel die härteste Nuß ist. Und sie wird auch nur von denen geöffnet, denen der heilige Geist Licht über das gegeben hat, was auf Golgatha geschehen ist und was wir im heiligen Abendmahl feiern.

Ich erinnere mich noch sehr wohl der Zeit, als ich den Heiland schon von Herzen lieb hatte und doch schwere Bedenken in mir trug, wenn meine selige Mutter ihr Lieblingslied sang, nämlich: „Wie bist du mir so innig gut, mein Hoherpriester du." Dies Lied ist bekanntlich von Tersteegen. Was mich aber am meisten daran stutzig machte, das waren die letzten Strophen, die mir heute die liebsten sind, nämlich diese:

Ich hab' vergessen meine Sünd',
Als wär' sie nie geschehn;
Du sprichst: „sei still in mir, mein Kind,
Du mußt auf mich nur sehn!"

So will ich denn nur sehn auf Dich,
Mein Gott, mein Trost, mein Theil,

Und will nicht denken mehr an mich;
In Dir ist all mein Heil!"

Ich weiß noch, wie ich meiner Mutter entgegenhielt, Tersteegen habe doch offenbar seine Sünde *nicht* vergessen; wenn er sie vergessen hätte, so würde er nicht mehr davon sprechen können. Darauf entgegnete meine Mutter: Nicht der *Sünde*, sondern der *Vergebung* der Sünde gedenke der Dichter. Die *vergebene* Sünde sei so wenig eine Scheidewand zwischen uns und Gott, daß sie vielmehr ein *Band* der Liebe und des Lebens sei. Es hat lange gewährt, bis ich das begriff und ergriff. Aber Recht hatte die Mutter, das weiß ich jetzt. Gott sei Dank!

Thatsache also ist, daß unter christlich gesinnten Leuten nur wenige gefunden werden, die sich so recht von Herzen der Vergebung ihrer Sünden getrösten. Sie haben immer wieder ihre Wenn und Aber dabei, und diese vielen Wenn und Aber sind natürlich eben so viele Dämpfer der Freude und des Friedens.

Wie wenig die Menschen einen Begriff von der vergebenden *göttlichen* Gnade haben, erkennt man nur zu deutlich daran, daß sie nicht an ein *menschliches* Vergeben glauben. Oder ist es dir, lieber Leser, nicht auch oft so ergangen? Ein Mensch hatte dich schmerzlich beleidigt; er bat dich um Vergebung und du vergabst ihm von Herzen. Dies nehme ich an. Und wenn er nun wirklich an dein Vergeben geglaubt hätte, so würde die ganze Sache dahin ausgeschlagen sein, daß du fortan nur so viel inniger mit ihm verbunden gewesen wärest. Aber ach, du mußtest merken, daß das Gegentheil der Fall war. Der Mann, dem du vergabest, blieb scheu gegen dich, mied dich, war verschüchtert, wenn ihr zusammenkamt. Warum? Nun, er fürchtete, daß doch noch irgendwo in deinem Herzen Bitter-

keit, Zorn, Sehnsucht nach Rache wohne, und daß du nur eine gegebene Gelegenheit abwarten wolltest, um ihm zu vergelten, was er an dir gesündigt. O, wie schmerzlich ist solche Erfahrung! Mir hat sie wenigstens mehr als einmal Thränen in die Augen getrieben.

2) Wie Vergebung möglich ist?

Auf *ein* Hindernis nun möchte ich heute hinweisen, das gerade tieferen, edleren Christen den Glauben an die göttliche Vergebung so schwer macht. Ich möchte dieses Hindernis nicht nur vor deine Augen stellen, sondern es beseitigen. Doch laß mich ein wenig ausholen.

Als vor ein paar Jahrzehnten der spanische Märtyrer Matamoros im Gefängnis die Botschaft empfing, daß er begnadigt sei, äußerte er zunächst nicht die geringste Freude; er fragte nur mit gespannter Miene: „*aber die Andern?*" Er meinte die, die mit ihm um des Glaubens willen eingekerkert waren; er fragte zunächst, ob die auch frei werden sollten. Erst als man ihm dies versichern konnte, begrüßte er den goldenen Tag der Freiheit. — Der edle und tiefsinnige Christ, der mir diese bekannte Geschichte zuerst erzählte, machte dabei die Anwendung, daß auch wir uns im Himmel der Seligkeit nicht würden freuen können, wenn „die Andern", nämlich ein größerer oder kleinerer Theil unserer Mitmenschen, in der Verdammnis schmachteten. Seine Meinung war, daß am letzten Ende noch alle Menschen selig würden. Ich gehe nun auf diesen Weg nicht ein. Das sind göttliche Geheimnisse. Ich bemerke nur um Mißverständnisse zu vermeiden, daß ich die Meinung des besagten edlen Christen nicht theilen kann.

Aber *das* muß ich sagen, daß es mir als etwas Unsittliches vorkäme, wenn ich im Himmel wollte selig sein,

und ich wüßte, daß durch meine Schuld Menschen in der Verdammnis wären. Also z. B. Paulus, da er noch ein Saulus war, hatte nicht nur selbst den Namen Jesu gelästert, sondern auch Andere mit Gewalt gezwungen, dasselbe zu thun. Und wenn diese Seelen in der Lästerung verharret wären, so hätte er sie also „auf seinem Gewissen", wie man zu sagen pflegt. Wie könnte er nun selig sein im Himmel, wenn diese Seelen durch seine Schuld verdammt wären? Andere Beispiele liegen massenhaft auf der Straße. Ein Christ hat in seinem unbekehrten Zustande ein unschuldiges und braves Mädchen verführt und auf den Weg des Lasters gebracht. Als er sie später aufsuchen und retten wollte, war sie bereits todt. Was nun?

Es ist aber nicht nöthig, so grobe Beispiele zu suchen. Wie, wenn unter den Leuten, vor deren Augen Petrus den Heiland verleugnete, einer war, der schon auf dem Sprunge stand, ein Jünger Christi zu werden, — nun aber, da er den „Felsenmann" so kläglich hinfallen sah, wurde er an Allem irre und blieb in seinem Unglauben —? Petrus hat das nie erfahren in dieser Welt. Aber es war doch so. — Und wie, wenn du durch ein leichtsinniges Wort in unbedachter Stunde, oder durch das Unterlassen einer Liebesthat, ähnlich wie Petrus, auf andere Herzen gewirkt hast? Und wer hätte das nicht? Wer kann berechnen, was für heillose Folgen oft eine böse That, ein böses Wort oder eine Unterlassungssünde nach sich zieht?

Was soll man nun denen, die darüber geängstigt werden, zur Beruhigung sagen? Nun ohne Zweifel dies, daß dieselbe rettende Gottesgnade, die dir zum Heil erschienen ist, in ihrer ganzen Vollgewalt auch denen geoffenbart werden wird, die durch deine Schuld an ihrer Seele Schaden genommen haben, und daß der barmherzige Gott auch in

jener Welt dazu noch Raum genug hat, wenn es in der gegenwärtigen nicht dazu kommt.

Aber mehr noch würde es uns doch trösten, wenn wir erfahren dürften, daß gerade unsere vorige Sünde, wodurch wir jene verführt haben, unter dem Gnadenregimente des allwaltenden und allmächtigen Gottes, den Ungläubigen ein Antrieb zum Glauben wurde. Also um auf das Beispiel des Paulus zurückzukommen, — mußte es nicht auf die, die durch seine Lästerung über Christus verführt waren, einen erschütternden Eindruck machen, als sie nun erfuhren, daß dieser Lästerer ein freudiger Bekenner des Namens Jesu geworden war und Leib und Blut, Ehre und Gut für ihn einsetzte? Der Eindruck der Bekehrung ist so mächtig gerade durch den Gegensatz der früheren Lästerung. Mußte den Abgefallenen das nicht ein mächtiger Antrieb sein, zurückzukehren zum Glauben und nun, es komme was da wolle, bis an's Ende zu beharren? — Und haben wir nicht ähnliche Erfahrungen gemacht? Und sollte das nicht der letzte und größte Triumph Gottes und zugleich die höchste Erweisung seiner Gnade über allen seinen Kindern sein, wenn er ihnen zeigt, daß er zum Heil gewendet hat, was sie gesündigt haben? Würde da nicht das Wort von der Vergebung in seinem vollsten Lichte glänzen? Würde da nicht die Verheißung: „Der Herr wird abwischen alle Thränen von ihren Augen" ihren schönsten Triumph feiern? Ja, so etwas muß einmal sein, wenn durch das ganze Universum dieser eine Lobpreis tönt: Der Herr hat Alles wohlgemacht, — Alles wohlgemacht, auch das, was wir schlecht gemacht haben.

Das würde dann die denkbar herrlichste „Theodicee", d. h. die herrlichste Rechtfertigung Gottes und aller

seiner Wege sein. Manchen Lesern wird bekannt sein, daß der berühmte Leibnitz zuerst das Wort „Theodicee“ aufgebracht hat. Er schrieb vor 180 Jahren ein Buch über die Theodicee, über die Rechtfertigung Gottes hinsichtlich des Unvollkommenen, des Übels und des Bösen in der Welt. Er versuchte nachzuweisen, daß trotz des Bösen und der scheinbaren Unvollkommenheiten Gott dennoch in der Schöpfung und Regierung der Welt als die höchste Weisheit und Güte sich offenbare. Nun ist es keinem Zweifel unterworfen, daß Gott sich zu seiner Zeit über alle seine Werke wie über alle sein Wirken rechtfertigen wird. Und das wird ihm nicht, wie ein gewisser trotziger Kamerad geschrieben hat, „sauer werden“. Diese Rechtfertigung würde aber ihren höchsten Glanz gewinnen, wenn er uns vor Augen stellte, daß er selbst die Sünden der Menschen ihnen selbst, die sie begangen, und Anderen zum Heil gekehrt habe.

Unsere Josephsgeschichte aber liefert uns hierfür ein liebliches Vorspiel. Und darum bin ich hier auch auf diese Sache gekommen. Vers 14 und 15 des 50. Kapitels wird uns berichtet, daß die Brüder Josephs nach Bestattung des Vaters auf's Neue von Gewissensbissen gefoltert werden. Sie meinen, Joseph habe wohl nur mit Rücksicht auf den alten Vater, d. h. um ihm keinen Kummer zu machen, bis dahin Gnade für Recht ergehen lassen. Jetzt aber, da diese Rücksicht fortfalle, fürchten sie, würde er seinem verhaltenen Zorn Raum geben. Sie glauben also nicht wirklich an Vergebung. So senden sie denn zu ihm, vielleicht den Benjamin, der jung und unschuldig und auch sein rechter Bruder war. „Der Vater,“ so muß der Bote sagen, „habe ihnen in seinen Lebzeiten aufgetragen: also sollt ihr Joseph sagen: Lieber, vergieb deinen Brüdern die Missethat, daß sie so übel an dir gethan haben.“ Es will mir scheinen,

daß sie ihre Zuflucht zu einer Unwahrheit nehmen und nun durch die Autorität des Vaters ihre Bitte verstärken wollen. Es ist im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß Jakob ihnen diese Botschaft aufgetragen hat. Er kannte seinen Joseph besser. Und wenn er dennoch an seiner Versöhnlichkeit gezweifelt hätte, so würde er sich wohl vor seinem Ende selbst mit seiner Bitte an ihn gewandt haben. Genug, sie machen es, wie es leider auch viele Christen machen, und suchen ihren guten Zweck durch ein unlauteres Mittelchen zu erreichen. — Nachdem der Bote, wie sie meinen, die erste Bresche bei Joseph geschossen hat, erscheinen sie selbst. Sie fallen vor ihrem mächtigen Bruder nieder und erbieten sich, seine Sklaven zu sein, sowie sie ihn einst zum Sklaven gemacht haben.

Und was ist die Antwort Josephs? Thränen sind seine erste Antwort. Und diese Thränen verrathen uns wieder seinen hohen Seelenadel. In dieser geläuterten Seele ist kein Schatten von Widerwillen oder Zorn. Tief schmerzt ihn der Argwohn der Brüder, ihn, der nichts als Gedanken des Friedens und der Liebe gegen sie in seinem Herzen hat. So nimmt er ihnen denn alle Furcht und tröstet sie. Nach dem Grundtext heißt es: „Er redete auf ihr Herz", so daß seine Worte wie Balsam in ihre Wunden träufelten. „Statt euch Uebles zu thun", sagt er: „will ich euch und eure Kinder treulich versorgen".

Aber in seinem Weinen liegt doch noch mehr. Es sind Thränen der Wehmuth, aber zugleich Freudenthränen. Eben jetzt tritt dem Joseph wieder die ganze unerforschliche Tiefe des göttlichen Gnadenregiments vor Augen, und er giebt diesem Gefühl Ausdruck, indem er sagt: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er thäte, wie es jetzt am Tage ist, zu erhalten viel Volks".

Dies Wort ist der goldene Schlüssel zu dem Leben des Patriarchen. „Der barmherzige und weise Gott hat gerade die Sünde der Brüder zur Rettung gewendet, zu der Brüder Heil, zu meinem Heil, zu dem Heil zahlloser Menschen. Er hat gerade eurer Sünde eine solche Wendung gegeben, daß das Haus Israel dadurch vor dem Hungertode gerettet und für eine große Zukunft aufgespart würde. Wie könnte ich nun noch zürnen, wenn Gott also den Glanz seiner Gnade leuchten läßt? Nein, nein, von ihm, zu ihm, in ihm sind alle Dinge; ihm sei Ehre in Ewigkeit."

Wir sehen also, daß das Herz Josephs so versöhnt, so stille, so ganz in die heiligste Harmonie eingekehrt ist, weil er alle Dinge in Gott schaut. Er ist es, der Alles verklärt, Er ist es, der denen, die ihn lieben, alle Dinge lässet zum besten dienen, sogar ihre Thorheiten, sogar ihre Sünde. Die Menschen schwinden, ihre Handlungen schwinden, alle Dinge schwinden, — nichts, nichts bleibt als Gott allein, — Gott Alles in Allem!

O, daß auch wir zu diesem wonnesamen Standpunkte durchdringen möchten! Wahrlich, dann wäre uns geholfen!

Daß aber Gott einen also geadelten und geheiligten Menschen nun auch in den irdischen Dingen segnen kann, wundert uns nicht. Achtzig Jahre lang darf Joseph seines erhabenen Amtes warten; achtzig Jahre lang den Dank von Millionen genießen. Groß ist das Glück seines Hauses; er sieht seine Nachkommen bis ins dritte Glied. Wie hätte er das einst geahnt, da er als ein Sklave in das Nilthal einzog? Wie hätte er das geahnt, als er, auch seiner Ehre beraubt, im Kerker lebendig begraben wurde? Ja, Joseph hat es schon mächtig erfahren, daß die Gottseligkeit nicht nur die Verheißung des zukünftigen,

sondern auch dieses Lebens hat. Aber das zukünftige war doch die Hauptsache. Und die Glocken aus der oberen Welt tönten ihm schon hienieden in's Nilthal hinab. Wenn niemand anders sie hörte, — er hörte sie und stimmte seine Harfe.

XXIV.

Heimweh und Heimfahrt.

1. Mose 50, V. 22—26.

---

1) Die letzte Bitte des sterbenden Joseph.

Als ich noch Student war, habe ich oft die Freude gehabt, mit dem sel. Professor Tholuck spazieren zu gehen. Bei solcher Gelegenheit erzählte er mir einmal Folgendes: „Ich reiste in Italien und wurde lange Tage von einem alten Kutscher gefahren, der einen gar treuherzigen Eindruck machte. Als ich endlich zu meinem Leidwesen von ihm scheiden mußte, fragte ich ihn, welches wohl der größte Wunsch seines Herzens sei? Er besann sich nicht lange, dann antwortete er mit bebender Stimme und thränenfeuchtem Auge: „Morire in pace con Dio“. „Im Frieden mit Gott sterben“, das war also der höchste Wunsch dieses einfachen katholischen Mannes; es war der Wunsch, der alle andern Wünsche beherrschte und bestimmte. Der alte Tholuck sagte dazu: Nichts von all dem Schönen, Großen und Herrlichen, das er in Italien gesehen und gehört, habe einen so tiefen, erschütternden und beglückenden Eindruck auf ihn gemacht, als die einfachen Worte dieses Kutschers aus den Abruzzen. — Einverstanden! Ja, die sind alle Brüder und Schwestern, denen das über Alles

geht: im Frieden mit Gott sterben. Das sind die Menschen des Heimwehs, die, ob auch jetzt noch auf den verschiedensten Wegen, dennoch zu derselben Heimat ziehen.

„Selig sind, die Heimweh haben; denn sie sollen nach Hause kommen." — So hat Jung-Stilling gesagt. Das ist ein Wort, das werth wäre, in der Bibel zu stehen; denn es ist ganz und gar aus dem Geist der heiligen Schrift herausgeboren. — Und es ist ein Ton solch heiligen, glaubensvollen Heimwehs, worin das Leben des Joseph ausklingt, gleichwie das Leben des alten Israel. Vom Heimweh nach dem irdischen und himmlischen Kanaan sind die letzten Kapitel unseres Buches durchtränkt. „Herr, ich warte auf dein Heil!" das war der Seufzer, der durch das ganze kampfesreiche Leben des wallfahrenden Jakobs hindurchtönte, der aber auf den Lippen des sterbenden erst seinen rechten Ausdruck fand. Er konnte, wie wir sahen, die Stunde kaum abwarten, wo Jehova, sein Gott, den dunkeln Vorhang, der die Welt der Ewigkeit verhüllt, sinken ließ. Und die letzte Bitte an seinen vielvermögenden Sohn war darauf gerichtet, daß seine Gebeine in der geweihten Erde Kanaans, in dem Lande der großen Zukunft beigesetzt würden, — daß sie ruhen sollten bei den sterblichen Resten der Männer, die auch eine Stadt suchten, deren Grund und Baumeister Gott ist. Seine Bitte wurde ihm gewährt, wie wir sahen. Und von da an waren diese Todtengebeine ein heiliger Magnet, der das Volk Israel, das am Nil wohnte, an den Jordan rief, von Gosen nach Hebron, von Heliopolis und Memphis nach Salem und Sichem.

Aber zu diesem Magnet in Kanaan kam noch ein anderer, der in Ägypten lag, und das waren die Gebeine Josephs. Achtzig Jahre lang hatte dieser ebenso sanftmüthige als gewaltige Mann, (ohne Zweifel unter verschie-

denen Königen) als Kanzler des großen ägyptischen Reiches gewaltet und ein segensreiches Regiment geführt. Aus den 54 Jahren, die er nach dem Tode seines Vaters lebte, wird nichts Besonderes berichtet, außer daß er milden und versöhnten Herzens seine Brüder tröstete und die Weisheit und Tiefe der göttlichen Gnadenleitung pries. Wenn nun weiter nichts erzählt wird, so sollen wir daraus entnehmen, daß er in diesem Geiste des Glaubens, der Liebe und der Anbetung verharret ist bis an sein Ende. Und das, was wir jetzt als letztes noch hören, bestätigt unsere Vermuthung.

An und für sich könnte man ja fürchten, daß er in einem so langen Leben des Glanzes und der Ehre, da er von den Menschen schier vergöttert wurde, durch den Geist der Welt verzaubert worden sei. Das Gegentheil ist der Fall. Er ist getreu gewesen bis in den Tod und hat sich gehalten an das, was er nicht sah, als sähe er es. In den göttlichen Verheißungen, die dem Abraham gegeben waren und die in Kanaan erfüllt werden sollten, ankerte seine glaubende Seele.

Als er sein Ende nahe fühlt, läßt Joseph diejenigen seiner Brüder, die noch lebten, zu sich bescheiden. Mit heiliger Ruhe, und ohne daß seine Stimme zittert, sagt er: „Ich sterbe“ — und mit unerschütterlicher Glaubensgewißheit fügt er hinzu: „und Gott wird euch heimsuchen und aus diesem Lande führen in das Land, das er dem Abraham, Isaak und Jakob geschworen hat.“ Diese Sache, die in der dunklen Zukunft ruht, steht dennoch dem glaubensvollen Staatsmann ebenso fest, wie irgend ein Ereignis der Gegenwart. Ob es in 40 oder in 400 Jahren geschehen wird, das weiß er nicht; aber daß es geschehen wird, das weiß er gewiß. Nichts in der ganzen Welt

ist ihm so unanfechtbar, als daß Gott halten wird, was er verspricht. — O, du beneidenswerther, glückseliger Joseph, der Gottes Wort wirklich sein läßt Gottes Wort. Und glückselig sind, bis an der Tage Ende, Alle, in denen diese heilige Einfalt wohnt. Für sie giebt es keine Fragen, Zweifel und Bedenken mehr, wenn nur dies Eine fest steht: — „Du, mein — Gott!"

Der Auszug Israels bot ja seiner Zeit Schwierigkeiten, die fast unüberwindlich waren. Nein, sie waren nicht fast unüberwindlich, sie waren durchaus unüberwindlich, d. h. für Menschen. Nur der allmächtige Gott konnte sie überwinden, und der überwand sie auch. — Es ist wahr, Joseph sah diese Schwierigkeiten nicht, als er auf seinem Sterbebette lag. Aber wenn er sie gesehen hätte, so wäre er darüber nicht erschrocken; er hatte es erfahren, daß es für Gott keine Schwierigkeiten giebt.

Aber Joseph redete nicht nur von dem Auszug Israels; nein, er fügte auch eine Bitte hinzu. Er, dem seine Familie Alles verdankte, erscheint dennoch zuletzt als ein demüthig Bittender. Sein Anliegen ist aber dies: „Wenn euch Gott heimsuchen wird, so führet meine Gebeine von dannen." Er will auch unter denen sein, die in Kanaan einziehen. Und so sehr lag ihm diese Sache am Herzen, daß er seine Brüder eidlich versprechen ließ, daß seine Gebeine am großen Tage der Heimfahrt mitwandern sollten. Und so tief hatte sich diese Bitte in die Herzen der Söhne Israels eingeprägt, daß die fernen Enkel nach 3—400 Jahren diese Ehrenschuld treulich einlösten. Obgleich der Auszug Israels in Sturm und Wetter geschah, so wurde doch der Lade nicht vergessen, darin der Sohn Rahels schlummerte. (2. Mose 13, V. 19.) Am Schlusse des Buches Josua aber wird berichtet (Kap. 24, V. 32), daß Israel die Gebeine Josephs zu Sichem be-

graben habe, und zwar in einem Gefilde, das einstmals Jakob käuflich erworben hatte. Vielleicht war kein Raum mehr in der Höhle zu Hebron, und dann war in der That dieser Platz, den der alte Jakob besonders geliebt hatte, und der nicht nur nach dem Rechte der Eroberung Israels Eigenthum war, sehr sinnig gewählt.

So ist denn Joseph in Frieden gestorben, als er dessen gewiß war, daß er einst unter denen sein werde, die mit Frohlocken und Danken hinaufziehen würden in das Land, darüber die Verheißung Gottes leuchtete. Und durch sein Grabmal am Gestade des Nil hat er unter seinem Volk fort und fort eine Glaubenspredigt gehalten, obgleich er gestorben war.

Ob und wie man in Ägypten seinen entseelten Leichnam ehren würde, das machte ihm keine Gedanken. Zweifelsohne ist das ganze Nilthal von erschütternden Klagen über den Tod des geliebten Regenten erfüllt worden. Ohne Zweifel hat man Alles gethan, um aus seinem Leichnam eine möglichst vollkommene Mumie zu bilden. Ohne Zweifel ist nur die herrlichste Lade gut genug gewesen für diesen Mann, dem das ganze Volk so viel verdankte; ohne Zweifel ist nach ägyptischer Art das großartigste Denkmal über seiner Todtenlade aufgethürmt worden. Aber das sind alles vergängliche Dinge. Von unvergänglicher Bedeutung aber war es, daß sein letztes Wort ein Wort des Glaubens war. Und dieses Wort des Glaubens war eine Macht, die das Heimweh Israels lebendig erhielt, ein Signal, ja, ein Gestirn, welches die Kinder seines Volkes in Leid und Freud gen Morgen wies, der aufgehenden Sonne zu.

2) Gott ist ein Gott der Lebendigen.

Man hat sich oft gewundert, daß in dem herrlichen 11. Kapitel des Hebräerbriefes, welches uns die Heldengestalten des duldenden, kämpfenden und beharrenden Glaubens vor Augen stellt, — ich sage, man hat sich oft gewundert, daß unser Joseph darin mit nur so wenigen Worten erwähnt wird. Es sind diese: „Durch den Glauben redete Joseph vom Auszug der Kinder Israels, da er starb, und that Befehl von seinen Gebeinen.“ (Hebräer 11, V. 22.) In der That, das ist wenig. Hätte der Verfasser des Hebräerbriefes nicht viel größere Dinge berichten können? Z. B.: durch den Glauben hat Joseph Gott geehrt, da er treu war im ganzen Hause des Potiphar; durch den Glauben hat er einen guten Kampf gekämpft, da er versucht ward von dem Weibe und hat der Versuchung widerstanden. Durch den Glauben ist er fröhlich geblieben in aller Trübsal und hat auch aufgerichtet, die verzagt waren in ihrem Elend; durch den Glauben ist er ein Retter Ägyptens geworden und dennoch klein geblieben in seinen Augen, da die Menschen ihn anbeteten. Durch den Glauben hat er in Geduld geharret, bis die Hand Jehovahs das Haus Israels nach Ägypten führte. Durch den Glauben hat er seinen Brüdern vergeben ihre Missethat und sie an sein Herz gezogen, die ihn verderbet hatten. Durch den Glauben hat er seinem Vater geschworen, daß er seine Gebeine heimbringen werde nach Kanaan. — Aber dies alles und vieles Andere, was der Verfasser des Hebräerbriefes sagen konnte, sagt er nicht, sondern nur das, was Joseph von dem Auszug Israels weissagt und was er erbittet in Betreff seiner eigenen Gebeine.

Und daß er nur dies sagt, ist gerade sehr fein. Denn es ist das Siegel auf Josephs ganzes Leben, der letzte

Ton, in welchen dies leidensreiche, kampfesreiche, freudenreiche, thatenreiche Leben ausklingt. Es ist die selige Harmonie, in welche alle scheinbaren Disharmonieen sich in entzückender Weise auflösen. Wie der alte Israel sein Leben ausathmet in den Seufzer, der zugleich ein Halleluja ist: „Herr, ich warte auf dein Heil", so auch Joseph, sein Sohn. Es ist, als hörten wir ihn sagen: „Mit Dir, o mein Gott, bin ich gewandelt; auf Dich habe ich vertraut in den Tagen meiner Wallfahrt; Du warst meine Kraft und mein Halt in dem Sturm der Leidenschaften und Versuchungen; Du warst meine Zuflucht in der Verlassenheit, meine Sonne im finstern Thal der Schmerzen; Du warst und bliebst meines Lebens Licht, als die Menschen mich vergötterten, ebensowohl wie damals, als sie mich unter ihre Füße traten; Du warst es, der alle dunklen und unheimlichen Räthsel meines Lebens in beseligende Harmonie auflöste; — an Dein Herz lege ich mich jetzt, da mir mein Herze bricht; auch die Finsternis des Todes kann nicht finster sein vor Dir, die Nacht leuchtet wie der Tag. Finsternis ist wie das Licht, wenn Du nur gegenwärtig bist. Nein, Du ziehst nicht von mir die Hand ab, Gott mein Heil; in Deine Hände befehle ich meinen Geist."

So deuten wir die letzten Gedanken des Patriarchen Joseph, und wir deuten nichts hinein. Da er starb, ist er in seinem Element geblieben, in Gott. Ja, der Tod konnte ihn in diesem seinem Element nur noch freier machen. — Oder sollten wir annehmen, daß Gott den Menschen, der so mit ihm gewandelt ist, im Tode hätte versinken lassen? Wahrlich, da müßte der Tod erst mächtiger sein als Gott, oder Gott wäre nicht Gott, — wäre nicht der Treue, der Erbarmer. Wer aber möchte dieses oder jenes glauben?

Es ist wahr: erst durch Christi Auferstehung ist die Welt der Ewigkeit hell geworden, so wie

durch Christi Versöhnungstod erst das göttliche Vergeben zu seinem vollen Verständnis gekommen ist. Aber wie Abraham, so hat auch Joseph, dieser rechte Abrahamssohn, den Tag Christi frohlockend von ferne geschaut. Und selbst wenn dieses Schauen nicht gewesen wäre, so mußte doch eine Seele, die mit allen ihren Lebensfasern in dem lebendigen Gott wurzelte, trotz aller Unklarheiten im Einzelnen, von der tiefen Ahnung ergriffen sein: „Gott läßt mich nicht; der Tod, der mich jetzt erfaßt, kann mich nicht festhalten." — Selbst bei dem sterbenden Sokrates begegnet uns dieser Glaube; ja, bei den Edelsten aller Nationen, aller Zeiten. Vollends nun bei denjenigen, denen sich der ewige, heilige Gott selbst offenbart hatte als den, der da war, der da ist, der da kommt in Gnade und Gericht. Wie hätten diese Glaubensmenschen den Tod als das Ende des Daseins ansehen können? Nein, da hieß es auch:

„Der Tod bewegt mich nicht; ich komme nur durch ihn,
Wo ich schon nach dem Geist und dem Gemüthe bin."

In diesem Sinne führt auch der Heiland gegenüber jenen spottenden Sadducäern den Beweis für die Unsterblichkeit der Seele. (Matth. 22, V. 31 und 32.) Er sagt nicht, daß die Menschenseele an und für sich unsterblich sei. Diese Lehre finde ich nicht in der Schrift; ich glaube auch nicht, daß sie sich in der Schrift findet. Aber er beruft sich auf das Wort seines Vaters: „Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs", und fügt hinzu: „Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen". Jahrhunderte nach dem Tode der Patriarchen hat sich Gott noch den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs genannt. Würde er sich, so schließt der Heiland, würde sich Gott wohl nach dem Namen von Menschen nennen, die gar nicht mehr existiren? Wie unwürdig wäre das seiner! Wie unsinnig, wie unmöglich ist das! Er nennt

sich aber nach dem Namen dieser Menschen, weil sie seinen Namen über Alles hielten. Darum schämt sich Gott nicht, zu heißen ihr Gott, weil sie sich seiner nicht schämten, sondern ihn verherrlichten nach bester Kraft.

Ja, daraus, daß Gott sich den Gott der Gläubigen nennt, schließt Jesus direkt auf die Auferstehung von den Todten, d. h. auf die Verklärung des ganzen Menschen, den Leib nicht ausgeschlossen. Es widerspricht dem keineswegs, wenn Jesus sich selbst als die Auferstehung und das Leben bezeichnet; wenn er sagt: „Wer an mich glaubet, der wird nicht sterben, ob er gleich stürbe, sondern er ist von dem Tode zum Leben hindurchgedrungen." Ich sage, darin ist kein Widerspruch. Nein, so wie alle Gnadenoffenbarung Gottes sich vollendet in der Verklärung Jesu Christi, seines Sohnes, so wird auch aller Glaube erst vollendet in dem Ergreifen und Aufnehmen Jesu Christi. Da ist kein Unterschied der Sache, sondern nur der Stufe.

Alles lautere Glaubensleben zieht mit elementarer Gewalt zu Christo hin, wie die Ströme hingezogen werden zu dem alle versammelnden Ocean. Indem Joseph seine Wallfahrt schließt mit dem gläubigen Vertrauen auf die Treue und Gnade seines Bundesgottes, ergreift er Christum ohne es zu wissen. Denn „alle Gottesverheißung ist Ja und Amen in ihm".

Wenn Moses und Elias auf dem Verklärungsberge mit dem Heiland der Welt zusammenkommen und mit ihm über sein Erlösungswerk reden, so sind diese Beiden nur die Repräsentanten aller Gott suchenden Seelen vom Anbeginn der Welt. Ihr glaubensvolles Sinnen und Suchen, Lieben und Leiden ist, bewußt oder unbewußt, durchtränkt von der Hoffnung auf Den, den Gott senden wird, all' unsern Jammer zu stillen ewiglich.

Wir nehmen Abschied von der herrlichen Glaubens-

gestalt des Joseph, indem wir zu unserer Harfe greifen und stille singen, was der selige Christian Barth uns vorgesungen hat:

Der Pilger aus der Ferne
Zieht seiner Heimat zu;
Dort leuchten seine Sterne,
Dort sucht er seine Ruh.

Die Ströme ziehn hinunter
In's wogenreiche Meer;
Die Wellen gehn drin unter,
Man sieht sie nimmermehr.

Der Harfenton verklinget
Im stillen Windeswehn;
Der Tag, den er besinget,
Muß heute noch vergehn.

Wer von dem Honigseime
Der Ewigkeit geschmeckt,
Der Pilger ist daheime
Nur wenn das Grab ihn deckt.

Drum weckt ihn auch hienieden
Das Heimweh früh und spät;
Er sucht dort oben Frieden,
Wohin sein Sehnen geht.

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.

BV
4254
G3
F8
1890

229241

Funcke, Otto, 1836-1910.
Der Wandel vor Gott; darlegt nach de
Fusstapfen des Patriarchen Joseph. 6
Aufl. Cincinnati, Cranston & Stone
x, 351p. 19cm.

1. Sermons, German. 2. Joser
Patriarch. I. Title.